



Frederick Forsyth

Der Veteran

Ob Forsyth von einem Staranwalt erzählt, der ganz eigene Vorstellungen von Gerechtigkeit hat und vor eigenwilligen Maßnahmen nicht zurückschreckt, oder von höchst unfeinen Gepflogenheiten in der feinen Kunstwelt; ob er den Leser in die legendäre Schlacht am Little Bighorn zurückversetzt und eine wunderbar zeitlose Liebesgeschichte zum Leben erweckt, oder ob er die Legende von der barmherzigen Katharina im heißen Siena zu modernen Gaunerehren kommen lässt - immer legt er gekonnt seine Köder aus, erfasst den Leser mit prickelnder Spannung, lockt ihn in moralische Sackgassen, um ihn am Ende mit einem verblüffenden Showdown aus seinen Erwartungen zu reißen.

ISBN: 357000578X

Bertelsmann Vlg., M.

Erscheinungsdatum: 2002

Aus dem Englischen von Karl Laurenz

Dieses Buch ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhalt

| | |
|----------------------------------|-----|
| Inhalt..... | 2 |
| Der Veteran..... | 3 |
| Das Wunder..... | 104 |
| Ein pflichtbewusster Bürger..... | 145 |
| Kunst und Können..... | 188 |

Der Veteran

ERSTER TAG – DIENSTAG

Der Besitzer des kleinen Lebensmittelgeschäfts hatte alles gesehen. Zumindest behauptete er das.

Er war im Laden gewesen, in der Nähe des vorderen Schaufensters, wo er die ausgestellten Waren neu arrangierte. Als er von seiner Arbeit hochblickte, war ihm der Mann auf der anderen Straßenseite aufgefallen. Es war nichts Besonderes an ihm, und der Ladenbesitzer hätte gleich wieder weggeschaut, wäre da nicht das Hinken gewesen. Später würde er aussagen, dass sonst niemand auf der Straße gewesen sei. Es war ein heißer Tag und die Luft unter der dünnen grauen Wolkenschicht war drückend und schwül. Der absurderweise so benannte Paradise Way lag trostlos und schäbig wie immer da. Eine Einkaufsstraße inmitten einer heruntergekommenen und von Kriminalität verwüsteten Wohnsiedlung, wie sie mit ihren Wandschmierereien für die Gegend zwischen Leyton, Edmonton, Dalston und Tottenham typisch sind.

Als die Anlage vor dreißig Jahren mit einem öffentlichen Festakt eingeweiht wurde, hatte man Meadowdene Grove – das Wiesental Wäldchen - als neue, preiswerte Form sozialen Wohnungsbaus für die Arbeiterschicht gepriesen. Der Name allein hätte den Schwindel verraten müssen. Meadowdene Grove war weder Wiese noch Tal, und Wälder gab es hier schon seit dem Mittelalter nicht mehr. Die Realität war ein grauer Betongulag, gebaut von einem Stadtrat, über dessen Rathaus einmal die rote Flagge des Weltkommunismus wehte.

Die Architekten, die Meadowdene Grove geplant hatten, lebten selbst in von Geißblatt umrankten Landhäusern außerhalb der Stadt.

Mit Meadowdene Grove war es schneller bergab gegangen als mit der Tour de France in den Pyrenäen. Im Jahr 1996 bot das Labyrinth der Straßen, Unterführungen und Wege zwischen den düsteren Wohnblöcken einen traurigen Anblick. Alles starrte vor Schmutz und stank nach Urin. Nur in der Nacht, wenn die Jugendlichen – allesamt arbeitslos oder nicht vermittelbar – in Cliques herumhingen und sich bei den Drogenhändlern ihren Stoff besorgten, erwachte die Gegend zum Leben. Die pensionierten Arbeiter, die ihren Ruf verzweifelt verteidigten und sich noch immer an die alten Werte klammerten, den beruhigenden Sicherheiten ihrer Jugend, lebten aus Angst vor dem Pack in den Straßen hinter verbarrikadierten Türen.

Zwischen den sieben Stockwerke hohen Häuserblocks, vor denen offene Gänge mit verschmierten Treppenhäusern an beiden Enden zu den Wohnungstüren führten, waren noch einzelne Flecken eines ehemals grünen Rasens zu sehen. Die inneren Straßen des Viertels, in denen ein paar ausgeschlachtete Schrottautos vor sich hin rosteten, liefen in kleinen Freizeitanlagen zusammen oder zweigten zum Paradise Way ab. In der Haupteinkaufsstraße hatte es einmal eine Reihe florierender Einzelhandelsgeschäfte gegeben, doch die meisten Ladenbesitzer hatten den ständigen Kampf gegen Ladendiebstahl, mutwillige Zerstörung, eingeschlagene Fensterscheiben und rassistische Parolen längst aufgegeben. Über die Hälfte der Läden war jetzt mit Sperrholzplatten vernagelt, und die wenigen, in denen man nach wie vor einkaufen konnte, versuchten sich durch Stacheldrahtwälle zu schützen.

Mr. Veejay Patel gehörte mit seinem Laden an der Straßenecke zu denen, die die Stellung gehalten hatten. Als zehnjähriger Junge war er mit seinen Eltern vor den Greueln Ich Amins aus Uganda

geflüchtet. Großbritannien hatte seine Familie aufgenommen. Er war dankbar dafür und liebte sein Adoptionsland auch heute noch. Alles in allem war Veejay Patel ein rechtschaffener, guter Bürger, der dem kontinuierlichen Niedergang der Werte in den Neunzigern mit Unverständnis gegenüberstand.

Im von der Polizei als “Nordost-Quadrant” bezeichneten Teil Londons gibt es Gegenden, die ein Fremder besser meiden sollte. Der hinkende Mann war ein Fremder. Er hatte sich noch keine fünfzehn Meter von dem Eckgeschäft entfernt, als zwei Männer aus einem asphaltierten Weg traten, der zwischen zwei verbarrikadierten Läden auf die Straße mündete. Sie versperrten dem Fremden den Weg. Mr. Patel sah wie gelähmt zu. Es waren recht unterschiedliche Typen, doch beide wirkten bedrohlich. Mr. Patel kannte diese Sorte nur zu gut. Einer von ihnen war ein bulliger Kerl mit rasiertem Schädel und Schweinsgesicht. Selbst aus dreißig Metern Entfernung konnte Patel den Ring erkennen, der in seinem linken Ohrläppchen aufblitzte. Der Mann trug ausgebeulte Jeans und ein schmutziges T-Shirt. Ein Bierbauch schob sich über den schweren Ledergürtel. Breitbeinig baute er sich vor dem Fremden auf, der keine andere Wahl hatte als stehenzubleiben.

Der zweite Mann war schwächlicher und trug ausgebleichte Armeehosen und eine graue Windjacke mit Reißverschluss. Das strähnige fettige Haar hing ihm bis über die Ohren. Er stellte sich hinter das Opfer und wartete.

Der Bullige hob die rechte Faust und hielt sie dem Mann unter die Nase. Mr. Patel sah Metall aufblitzen. Verstehen konnte er zwar nichts, doch er sah, wie sich der Mund des Bulligen bewegte, als er etwas zu dem Fremden sagte. Das Opfer hätte einfach nur seine Brieftasche, die Armbanduhr und was er sonst an Wertsachen bei sich trug, abliefern müssen. Mit etwas Glück hätten die beiden Straßenräuber ihre Beute an sich gerissen und wären schnell

verschwunden. Das Opfer hätte den Überfall unversehrt überlebt.

Was der Mann stattdessen tat, war vermutlich dumm. Die Angreifer waren in der Mehrzahl und stärker als er. Seinem grauen Haar nach zu urteilen war er jenseits der Fünfzig und mit seinem Hinken auch nicht besonders beweglich. Doch er kämpfte. Mr. Patel sah, wie die rechte Faust des Fremden mit überraschender Geschwindigkeit hochfuhr. Er schien sich leicht in der Hüfte zu drehen, um dem Schlag durch die veränderte Position seiner Schultern noch mehr Kraft zu verleihen. Den Bulligen traf er voll auf die Nase. Die bislang geräuschlose Pantomime wurde von einem Schmerzensschrei unterbrochen, den Mr. Patel sogar hinter den Scheiben seines Spiegelglasfensters hören konnte.

Der Bullige taumelte zurück und schlug sich beide Hände vors Gesicht. Mr. Patel sah Blut durch seine Finger rinnen. Als er später seine Aussage machte, musste der Ladenbesitzer sich kurz unterbrechen, um sich genau an die Abfolge der weiteren Ereignisse erinnern zu können. Der Mann mit dem strähnigen Haar schlug dem älteren Mann von hinten brutal in die Nieren und trat ihm dann in die Kniekehle seines gesunden Beins. Das reichte. Das Opfer ging zu Boden.

Die gängige Schuhmode in Meadowdene Grove waren entweder Turnschuhe - zum Rennen - oder schwere Stiefel - zum Treten. Diese beiden Männer trugen Stiefel. Der Fremde hatte sich auf dem Boden wie ein Embryo zusammengerollt, um seine Organe zu schützen, doch sie traten mit vier Stiefeln auf ihn ein. Der Bullige, der sich noch immer die Nase hielt, nahm sich den Kopf vor.

Später schätzte der Ladenbesitzer, dass sie ungefähr zwanzig Tritte gebraucht hatten, vielleicht auch mehr, bis das Opfer aufhörte, sich zu regen. Der Strähnige beugte sich über den Mann und langte in die Innentasche seiner Jacke.

Mr. Patel sah die Hand mit einer Brieftasche zwischen Zeigefinger

und Daumen wieder auftauchen. Dann drehten sich beide Männer um und rannten zurück auf den asphaltierten Weg, um im Labyrinth der Gassen zu verschwinden. Vorher zog der Bullige jedoch noch sein T-Shirt aus der Jeans, um es sich auf die noch immer blutende Nase zu drücken.

Der Ladenbesitzer schaute den beiden hinterher, bis nichts mehr von ihnen zu sehen war, und lief dann hastig zur Verkaufstheke, wo sein Telefon stand. Er wählte die 999 und nannte der Vermittlung, die darauf bestand, weil sie andernfalls keine Notfälle aufnehmen könne, seinen Namen und seine Adresse. Nachdem die Formalitäten erledigt waren, forderte Mr. Patel die Polizei und einen Krankenwagen an. Dann trat er wieder ans Ladenfenster.

Der Mann lag noch immer wie leblos auf dem Gehsteig. Niemand kümmerte sich um ihn. Dies war eine Gegend, in der die Leute am liebsten in Ruhe gelassen werden wollten. Mr. Patel wäre über die Straße gelaufen, um dem Mann beizustehen, aber er hatte keine Ahnung von erster Hilfe und befürchtete, mit einer falschen Bewegung einen Fehler zu machen. Außerdem hatte er Angst um sein Geschäft und vor den Straßenräubern, die vielleicht noch einmal zurückkamen. Also blieb er, wo er war.

Der Streifenwagen traf als erstes ein. Weniger als vier Minuten waren vergangen. Die beiden Streifenpolizisten hatten mit ihrem Wagen nur eine halbe Meile entfernt in der Upper High Road gestanden, als sie den Funkruf hörten. Beide kannten die Wohnsiedlung und den Paradise Way, wo sie bei den Rassenunruhen im Frühjahr im Einsatz gewesen waren. Als der Wagen mit quietschenden Reifen zum Stehen kam und die Sirene ausging, sprang ein Police Constable heraus und rannte zu der Gestalt am Boden. Der andere Polizist blieb hinter dem Lenkrad sitzen und vergewisserte sich über Funk, dass ein Rettungswagen unterwegs war. Mr. Patel beobachtete, wie beide Beamten über die Straße zu

seinem Laden blickten. Wahrscheinlich überlegten sie, woher der Notruf gekommen war. Doch keiner von beiden tauchte im Laden auf. Das hatte Zeit. Als der Rettungswagen mit Blaulicht und Sirenengeheul um die Ecke bog, wandten die Beamten den Blick von seinem Laden ab. Auf beiden Seiten des Paradise Way hatten sich ein paar Gaffer eingefunden, die sich aber bewusst auf Distanz hielten. Später würde die Polizei versuchen, sie als Zeugen zu verhören. Reine Zeitverschwendung, denn in Meadowdene Grove gaffte man zum Vergnügen, aber man half den Bullen nicht.

Die beiden Sanitäter waren tüchtige, erfahrene Männer, die sich wie die Polizisten an ihre Routine hielten. “Sieht nach einem Raubüberfall mit Körperverletzung aus”, bemerkte der Constable, der neben dem Opfer kniete. “Wahrscheinlich hat’s ihn schlimm erwischt.” Die Sanitäter nickten und machten sich an die Arbeit. Da es keine Blutungen zu stillen gab, musste als erstes der Nacken stabilisiert werden. Wenn bei einem Unfallopfer oder einem Menschen mit Schädeltrauma auch die Halswirbelsäule verletzt ist, kann ein einziger falscher Handgriff fatale Folgen haben. Die beiden Männer legten dem Opfer mit schnellen, geübten Griffen eine Manschette an, um den Kopf daran zu hindern, zur Seite zu rollen.

Als nächstes galt es, den Mann auf eine Vakuummatratze zu legen, um auch dem Rücken Halt zu geben. Das geschah noch direkt an der Unfallstelle. Erst dann hoben die Sanitäter das Opfer auf eine Trage und schoben sie in den Rettungswagen. Sie waren schnell und effizient gewesen. Fünf Minuten, nachdem sie am Straßenrand angehalten hatten, waren sie schon wieder aufbruchbereit.

“Ich muss mitfahren”, sagte der Constable auf dem Gehweg. “Er könnte eine Aussage machen.”

Leute mit Erfahrung in Rettungseinsätzen wissen meist ziemlich genau, wer was wann und warum zu tun hat. Das spart Zeit. Der Sanitäter nickte. Für den Rettungswagen war er verantwortlich, doch

auch die Polizei musste ihre Arbeit tun. Aber die Chancen, dass der Verletzte auch nur ein Wort sagen würde, waren gleich null, weshalb er nur murmelte: “Aber stehen Sie nicht im Weg rum. Wir haben hier einen Schwerstverletzten.”

Der Constable kletterte in den Wagen und setzte sich ganz nach vorn an die Wand zum Fahrerabteil. Der Fahrer knallte die Türen zu und rannte auf seine Autoseite, während sein Kollege sich über den Mann auf der Trage beugte. Zwei Sekunden später raste der Rettungswagen an den gaffenden Zuschauern vorbei den Paradise Way entlang und bog in den verstopften Highway, wo er sich mit durchdringendem Sirenengeheul einen Weg bahnte. Der Constable hielt sich fest und sah dem Sanitäter bei der Arbeit zu.

Atemwege – als erstes immer für freie Atemwege sorgen. Ein Blut- oder Schleimpfropfen in der Luftröhre kann einen Patienten genauso schnell töten wie eine Kugel. Mit der Saugpumpe brachte der Sanitäter eine kleine Menge Schleim hervor, wie sie für einen Raucher typisch war, aber kaum Blut. Die Atemwege waren jetzt frei, und der Mann atmete flach, aber ausreichend. Sicherheitshalber klemmte der Sanitäter aber eine Sauerstoffmaske über das angeschwollene Gesicht. Das schnelle Anschwellen des Gesichts machte ihm Sorgen – er kannte dieses Anzeichen nur zu gut.

Der Puls war regelmäßig, aber zu schnell, was ebenfalls auf eine Gehirnverletzung deutete. Die Glasgower Komaskala misst die menschliche Gehirntätigkeit auf einer Skala von eins bis fünfzehn. Bei einem völlig wachen, aufmerksamen Menschen ist der Wert fünfzehn zu fünfzehn. Der Sanitäter machte einen Test, dessen Ergebnis elf zu fünfzehn war; Tendenz fallend. Die Zahl drei bedeutet tiefes Koma, alles darunter den Tod.

“Ins Royal London!”, schrie er über die heulende Sirene hinweg. “Wir haben einen neurochirurgischen Notfall.”

Der Fahrer nickte, schoss bei Rot über eine größere Kreuzung,

während Autos und Lkws zur Seite wichen, und schlug dann die Richtung nach Whitechapel ein. Das Royal London Hospital in der Whitechapel Road verfügte über eine fortschrittliche neurochirurgische Abteilung, die im nächstgelegenen Krankenhaus nicht vorhanden war. Wenn aber eine Neurochirurgie gebraucht wurde, war es die paar Extraminuten Fahrt wert.

Der Fahrer sprach mit der Einsatzzentrale und gab seine genaue Position in South Tottenham durch. Er nannte ihre voraussichtliche Ankunftszeit und bat darum, dass sich ein vollständiges Unfall-Notaufnahmeteam bereithielt. Der Sanitäter hinten im Wagen hatte Recht. Eines der möglichen Anzeichen eines schweren Schädeltraumas, insbesondere nach so einem Angriff, war das schnelle Anschwellen der weichen Gewebeteile des Gesichts und des Kopfes zu einer grotesk aufgeblähten Maske. Das Gesicht des Mannes hatte schon auf der Straße zu schwellen begonnen, und als der Rettungswagen vor der Rampe der Notaufnahme des Royal hielt, war es bereits groß wie ein Fußball. Die Türen krachten auf und die Trage wurde dem Notfallteam übergeben. Es bestand aus dem das Ganze leitenden Facharzt Carl Bateman und drei weiteren Ärzten - einem Anästhesisten und zwei Assistenzärzten. Außerdem waren drei Krankenschwestern anwesend.

Sie übernahmen die Trage, hoben den Patienten, der noch immer auf der Vakuummatratze lag, auf einen ihrer Wägen und rollten ihn fort.

“Ich brauche meine Matratze!”, rief ihnen der Sanitäter nach, doch niemand hörte ihn. Er würde sie am nächsten Tag abholen müssen. Der Polizist kletterte aus dem Wagen.

“Wo muss ich hin?”, fragte er.

“Da rein”, erwiderte der Sanitäter. “Aber stehen Sie nicht im Weg rum.”

Der Constable nickte gehorsam und trottete durch die Schwingtüren. Er hoffte noch immer auf eine Aussage. Doch die Einzige, die ihm etwas sagte, war eine Oberschwester. "Setzen Sie sich hier hin", fuhr sie ihn an, "und stehen sie nicht im Weg rum."

Eine halbe Stunde später herrschte im Paradise Way hektische Geschäftigkeit. Ein uniformierter Inspector vom Polizeirevier Dover Street, das in dieser Gegend nur kurz der Dover-Knast hieß, hatte sich an die Arbeit gemacht. Der Tatort war in beide Straßenrichtungen mit gestreiftem Plastikband abgeriegelt worden. Ein Dutzend Polizeibeamte durchkämmten die Gegend. Sie konzentrierten sich auf die Läden an der Straße und die sechs Stockwerke Wohnungen darüber. Besonders interessant war für sie die auf der dem Tatort gegenüberliegenden Straßenseite. Jeder, der aus dem Fenster und nach unten schaute, hätte alles sehen müssen. Es war eine mühselige Arbeit. Die Reaktionen reichten von ehrlich gemeinten Entschuldigungen über unwilliges Schweigen bis hin zu offenen Beschimpfungen. Die Beamten mussten weiter Klinken putzen.

Der Inspector hatte sofort nach einem gleichrangigen Kollegen vom CID, dem Criminal Investigation Department, verlangt. Dies war eindeutig Arbeit für einen Detective. Im Dover-Knast saß Detective Inspector Jack Burns gerade vor einem halb ausgetrunkenen, ehrlich verdientem Becher Tee in der Kantine, als er zu Detective Superintendent Alan Parfitt gerufen wurde. Er sollte den Raubüberfall im Paradise Way übernehmen. Burns protestierte, er habe es gerade mit einer Serie von Autodiebstählen zu tun und müsse am nächsten Morgen in einem Fall von Unfallflucht vor Gericht aussagen. Es nutzte nichts. Personalmangel. August, verdammter August, knurrte er im Gehen.

Burns und sein Kollege Detective Sergeant Luke Skinner trafen fast zeitgleich mit dem POLSA-Team am Tatort ein. Die Arbeit der

POLSA, der polizeilichen Spurensicherung, ist alles andere als angenehm. In strapazierfähigen Overalls und Schutzhandschuhen müssen sie das Umfeld eines Tatorts auf Spuren und mögliche Beweismittel untersuchen, wobei nicht immer auf den ersten Blick klar ist, was sich später als Beweismittel herausstellen könnte. Deshalb lautete die Devise der Spurensicherung: Sammeln, einsacken und später genauer untersuchen. Außerdem kann es bei der POLSA ziemlich schmutzig zugehen, da die Spurensicherer manchmal auf allen vieren durch eher unangenehmes Terrain kriechen müssen. Und die Wohnsiedlung Meadowdene Grove war eher unangenehmes Terrain.

“Wir haben eine fehlende Brieftasche, Jack”, informierte ihn der uniformierte Inspector, der bereits mit Mr. Patel gesprochen hatte. “Und einem der Angreifer wurde die Nase blutig geschlagen. Er hat sich den Zipfel seines T-Shirts vors Gesicht gehalten, während er weglief. Möglicherweise haben wir Blutspritzer auf der Straße.”

Burns nickte. Während die POLSA-Leute auf Händen und Knien die stinkenden Wege zwischen den Betonblocks abtasteten und die uniformierten Beamten weiterhin nach Augenzeugen suchten, betrat Jack Burns den Laden von Mr. Veejay Patel.

“Detective Inspector Burns”, stellte er sich vor und zeigte seine Ausweis. “Und dies hier ist D.S. Skinner. Mir wurde mitgeteilt, dass Sie die 999 angerufen haben.”

Mr. Patel überraschte Jack Burns, der aus Devon stammte und erst seit drei Jahren bei der Metropolitan Police im Dover-Knast arbeitete. In Devon war es normal, dass sich die Bürger der Polizei gegenüber jederzeit hilfsbereit zeigten. Der Nordosten Londons war deshalb ein Schock für ihn gewesen. Mr. Patel erinnerte ihn an die Menschen in Devon. Der Ladenbesitzer meinte es ernst und wollte wirklich helfen. Was er sagte war prägnant und präzise. D.S. Skinner nahm eine längere Aussage auf, in der Patel genau erklärte, was er

gesehen hatte. Er konnte die Täter gut beschreiben. Jack Burns begann ihn sympathisch zu finden. Wenn es doch in allen Fällen Zeugen wie Veejay Patel aus Entebbe und Edmonton gäbe. Als Patel die handgeschriebene Aussage von D.S. Skinner unterzeichnete, hatte es über Meadowdene Grove zu dämmern begonnen.

“Es wäre schön, Sir, wenn Sie mit aufs Revier kommen könnten, um sich ein paar Fotos anzuschauen”, sagte Burns schließlich. “Vielleicht finden Sie ja diese beiden Männer darunter. Es würde uns enorm viel Zeit sparen, wenn wir genauer wüssten, nach wem wir suchen müssen.”

Mr. Patel entschuldigte sich: “Bitte nicht heute Abend. Ich bin allein im Geschäft und schließe erst um zehn. Aber morgen kommt mein Bruder zurück. Er hat Urlaub gemacht, verstehen Sie. August. Morgen früh könnte ich mich frei machen.”

Burns überlegte. Um halb elf hatte er einen Gerichtstermin. Ein Antrag auf Untersuchungshaft. Er würde Skinner hinschicken.

“Elf Uhr? Kennen Sie das Polizeirevier in der Dover Street? Fragen Sie an der Rezeption einfach nach mir.”

“Solche Männer sind selten geworden”, meinte Skinner, als sie über die Straße zu ihrem Auto gingen.

“Mir gefällt er”, erwiderte Burns. “Ich glaube, wir haben gegen diese Mistkerle etwas in der Hand, wenn wir sie erwischen.”

Während sie zurück in die Dover Street fuhren, fand D.I. Burns über Funk heraus, wohin der Verletzte gebracht worden war und welcher Constable bei ihm Wache hielt. Fünf Minuten später hatte er Kontakt mit ihm aufgenommen.

“Ich will alles, was er bei sich trug: Kleider, persönliche Habe und so weiter. Packen Sie’s ein, und schicken Sie alles in den Knast”, befahl er dem jungen Beamten. “Und eine Identifizierung. Wir wissen immer noch nicht, um wen es sich handelt. Wenn Sie alles haben,

können Sie anrufen, dann schicken wir Ihnen eine Ablösung.”

Name und Adresse des Mannes vor ihm interessierten Carl Bateman herzlich wenig. Im Moment war ihm auch egal, wer dem Opfer diese Verletzungen zugefügt hatte. Er wollte zunächst nur dessen Leben retten. Von der Rampe der Notaufnahme war die Rollliege direkt in den Wiederbelebungsraum geschoben worden, wo das Notfallteam sich an die Arbeit machte. Mr. Bateman wusste, dass es sich um viele verschiedene Verletzungen handelte, doch die Vorgehensweise war klar: erst die lebensbedrohenden Verletzungen, dann der Rest. Deshalb ging er zunächst das Notfall-ABC durch:

A für Atmung. Der Sanitäter hatte gute Arbeit geleistet. Die Atemwege waren frei, obwohl er ein leicht pfeifendes Geräusch ausmachte. Der Nacken war ruhig gestellt. Bateman ließ dem Mann Jacke und Hemd aufschneiden und horchte den Brustkorb von beiden Seiten mit dem Stethoskop ab. Er entdeckte ein paar gebrochene Rippen, doch die waren wie die zerquetschten Knochen der linken Hand und die ausgeschlagenen Zähne nicht lebensbedrohlich und konnten warten. Der Atem ging trotz der gebrochenen Rippen noch gleichmäßig.

B für Bewusstsein. Hier sah es schlecht aus. Gesicht und Kopf des Mannes waren kaum mehr als menschlich zu bezeichnen und die Glasgow Skala zeigte jetzt einen Wert von sechs zu fünfzehn mit besorgniserregender Tendenz nach unten. Der Mann hatte schwere Hirnschäden davongetragen. Noch einmal dankte Carl Bateman im Stillen dem unbekannten Sanitäter, der sich die paar Extraminuten Zeit genommen hatte, um den Mann ins Royal mit seiner neurochirurgischen Abteilung zu bringen.

C für Circulation - Kreislauf. In weniger als einer Minute hatte Mr. Bateman zwei intravenöse Katheter gelegt. Aus dem einen zog er zwanzig Milliliter Blut, das sofort ins Labor gebracht wurde. Während er den Patienten weiter untersuchte, ließ er in jeden Arm

Elektrolytlösung laufen.

Bateman rief in der Ultraschallabteilung an und gab Bescheid, dass er in fünf Minuten mit seinem Patienten da sein würde. Dann rief Bateman seinen Kollegen Paul Willis an, den leitenden Arzt in der Neurochirurgie.

“Ich glaube, ich habe hier ein schweres intrakraniales Hämatom, Paul. Glasgow ist jetzt bei fünf, Tendenz fallend.”

“Bring ihn mir, sobald du ein Ultraschallergebnis hast”, sagte der Neurochirurg.

Als er zusammengeschlagen wurde, hatte der Mann Socken, Schuhe, Unterhosen, ein am Kragen offenes Hemd, eine Hose mit Gürtel, Jackett und einen leichten Regenmantel getragen. Alles unterhalb der Taille war kein Problem und wurde ihm einfach ausgezogen, doch um Nacken und Kopf zu schützen, mussten sie Regenmantel, Jackett und Hemd aufschneiden. Dann wurde alles komplett mit Tascheninhalt eingepackt und dem erfreuten Constable, der draußen wartete, überreicht. Die Ablösung traf bald ein, und er konnte seine Trophäen in die Dover Street bringen und dem wartenden Jack Burns überreichen.

Der Ultraschall bestätigte Carl Batemans schlimmste Befürchtungen. Der Mann hatte ein subdurales Hämatom, das mit zunehmender Kraft auf das Gehirn drückte, was sich bald als tödlich oder irreversibel erweisen könnte.

Um Viertel nach acht wurde der Patient zu einer Schädeloperation in den OP geschoben. Mit Hilfe der Ultraschallaufnahmen konnte Paul Willis genau erkennen, von wo der intrakraniale Druck ausgeübt wurde. Er eröffnete die Kopfschwarte mit einem einzigen Schnitt und bohrte als nächstes drei Löcher in den Schädel, die mit der Säge zu einem kleinen Dreieck verbunden wurden – die übliche Vorgehensweise.

Das Knochendreieck wurde entfernt. Jetzt konnte man das Hämatom, das den Druck verursachte, ausräumen. Die verletzten Arterien, aus denen es in die Hirnhöhle blutete, wurden abgebunden. Nachdem das Hämatom verschwunden war, nahm der Druck ab, und das Gehirn konnte sich wieder ausbreiten und seinen normalen Raum einnehmen.

Nun wurde das Knochendreieck wieder eingesetzt und die Schädelhaut darüber vernäht. Ein fester Verband würde den Hinterkopf stabilisieren, bis die Wunde auf natürlichem Weg verheilt war. Obwohl es sich um eine schwere Verletzung handelte, war Mr. Willis zuversichtlich, noch rechtzeitig eingegriffen zu haben.

Der menschliche Körper ist ein komplizierter Mechanismus. Er kann an einem Bienenstich sterben oder sich von schwersten Verletzungen wieder erholen. Wenn ein Hämatom entfernt wird und das Gehirn sich wieder zu seiner normalen Größe ausdehnt, kann ein Patient innerhalb kürzester Zeit das Bewusstsein wiedererlangen und nach wenigen Tagen völlig normal agieren. Doch was genau passieren würde, würden sie frühestens in vierundzwanzig Stunden wissen, wenn die Narkose nachließ. Sollte nach einem Tag keine Besserung eingetreten sein, sah es schlecht aus. Mr. Willis zog sich die OP-Handschuhe aus, kleidete sich um und fuhr heim in sein Haus in St. Johns Wood.

“Verdammte Scheißkerle”, murmelte Jack Burns und starrte auf die Kleider und die persönliche Habe des Mannes. Letztere bestand aus einer halb leeren Zigarettenschachtel, einer halb leeren Streichholzschachtel, ein paar Münzen, einem schmutzigen Taschentuch und einem einzelnen Schlüssel an einem Band, der offensichtlich in irgendeine Wohnungstür gehörte. Alles hatte er in den Hosentaschen gefunden. Im Jackett war nichts. Was das Opfer sonst noch bei sich getragen hatte, war vermutlich in der Brieftasche gewesen.

“Ein ordentlicher Mann”, meinte Skinner, der sämtliche Kleidungsstücke untersucht hatte. “Die Schuhe sind billig und geflickt, aber auf Hochglanz poliert. Die Hose billig und abgetragen, aber mit akkuraten Bügelfalten. Das Hemd an Kragen und Manschetten ausgefranst, aber ebenfalls gebügelt. Ein armer Mensch, der versuchte, den Schein zu waren.”

“Mir wäre lieber, wir hätten eine Kreditkarte oder einen an ihn adressierten Brief in der Gesäßtasche gefunden”, sagte Burns, der sich immer noch durch die endlosen Formulare kämpfte, die von einem Polizisten heutzutage auszufüllen waren. “Jetzt muss ich ihn erstmal als UAM führen.”

Die Amerikaner nennen ihn “John Doe”, und bei der London Metropolitan Police spricht man von einem “Unidentified Adult Male” – einem nicht identifizierten Erwachsenen männlichen Geschlechts. Als die beiden Detectives die Papiere wegschlossen, war es noch immer warm, obwohl draußen bereits dunkle Nacht herrschte. Sie beschlossen, noch auf ein Glas Bier zu gehen.

Eine Meile entfernt lag der ordentliche Mann in der Intensivabteilung des Royal London. Er atmete flach, aber regelmäßig, obwohl sein Puls immer noch zu schnell ging und ständig von der Nachtschwester kontrolliert wurde.

Jack Burns nahm einen langen Zug aus dem Bierglas.

“Wer, zum Teufel, ist er?”, fragte er in den Raum hinein.

“Keine Sorge, Guv, das kriegen wir schon noch raus”, erwiderte Luke Skinner.

Er sollte sich irren.

ZWEITER TAG – MITTWOCH

D.I. Jack Burns stand ein mehr als anstrengender Tag bevor. Er hielt zwei Triumphe bereit, zwei große Enttäuschungen und einen Haufen noch immer unbeantworteter Fragen. Doch das gehörte nun mal dazu. Wann bekam ein Detective einen Fall schon wie ein Weihnachtsgeschenk eingewickelt auf den Schreibtisch gelegt?

Der erste Erfolg war Mr. Patel. Um Punkt elf stand der Ladenbesitzer hilfsbereit wie immer an der Rezeption.

“Ich würde Ihnen gern ein paar Fotos zeigen”, sagte Burns, nachdem sie vor einem Bildschirm Platz genommen hatten, der wie ein Fernseher aussah. In seinen ersten Dienstjahren hatte man die Fotosammlung des Criminal Records Office, bei der Polizei kurz Kopfbildliste genannt, noch hinter Plastikfolien in einem oder mehreren dicken Alben aufbewahrt. Burns fand die alte Methode nach wie vor besser, weil sie dem Zeugen ermöglichte, vor und zurückzublättern, bis er seine Wahl getroffen hatte. Doch jetzt ging es nun mal elektronisch, und die Gesichter flimmerten über den Bildschirm.

Die erste Sammlung umfasste hundert Fotos. Es waren einige der “harten Burschen”, die der Polizei in unmittelbarer Umgebung des Londoner Nordost-Quadranten bekannt waren. Auch wenn deren Zahl die Hundert weit übertraf, begann Burns mit einer Auswahl der Typen, mit denen sie im Dover-Knast einschlägige Erfahrungen hatten. Mr. Veejay Patel erwies sich als Traum eines jeden Detectives.

Als Foto Nummer achtundzwanzig auf dem Bildschirm erschien, sagte er: “Das ist er.”

Sie blickten in ein brutales Gesicht, in dem sich Dummheit und Boshaftigkeit die Waage hielten. Bullig, rasierter Schädel, Ohrring.

“Sind Sie sicher? Haben Sie ihn noch nie zuvor gesehen? Vielleicht

war er ja mal bei Ihnen im Geschäft?”

“Nein, dieser hier nicht. Aber er war derjenige, der eins auf die Nase gekriegt hat.”

“Mark Price” stand unter dem Bild, und es gab eine Erkennungsnummer. Unter der Nummer siebenundsiebzig erkannte Patel den zweiten Mann, den mit dem langen, hageren Gesicht und dem über die Ohren hängendem, strähnigen Haar. Harry Cornish. Bei beiden Gesichtern war Patel sich seiner Sache hundertprozentig sicher. Auf keinem der anderen Fotos hatte er länger als eine oder zwei Sekunden verweilt. Burns schaltete den Bildschirm aus. Der CRO würde ihm bald die Akten über die beiden Männer liefern.

“Wenn ich diese Männer aufgestöbert und festgenommen habe, werde ich Sie zu einer Gegenüberstellung bitten”, sagte Burns. Der Ladenbesitzer nickte. Er war dazu bereit.

“Wirklich, Guv, von seiner Sorte könnten wir ein paar mehr vertragen”, bemerkte Luke Skinner, nachdem Patel gegangen war.

Während sie darauf warteten, dass der Computer des CRO ihnen die vollständigen Daten zu Price und Cornish lieferte, schaute Jack Burns im Büro des CID vorbei. Der Mann, den er suchte, brütete über seinem Schreibtisch. Noch mehr Formulare.

“Charlie, hast du eine Minute Zeit?”

Obwohl er älter als Burns war und schon seit über fünfzehn Jahren im Dover-Knast arbeitete, war Charlie Coulter noch immer ein Detective Sergeant. Aber wenn es um die Ganoven der Gegend ging, kannte er sich aus.

“Die beiden?”, schnaubte er. “Das sind Tiere, Jack. Ein ganzes Register Vorstrafen. Nicht von hier. Sind beide erst vor drei Jahren hergezogen. Meist kleinere Sachen, die wenig Intelligenz erfordern: Taschendiebstahl, Überfälle, Ladendiebstahl und Schlägereien. Außerdem sind sie als Fußball-Hooligans bekannt. Es gibt sogar ein

paar Anklagen wegen Körperverletzung. Haben beide schon gegessen. Warum?"

"Diesmal geht es um schwere Körperverletzung", sagte Burns. "Gestern haben sie einen älteren Mann ins Koma getreten. Hast du eine Adresse?"

"Nicht zur Hand", erwiderte Coulter. "Das Letzte, was ich gehört habe: Sie teilen sich eine Wohnung irgendwo an der High Road."

"Nicht im Grove?"

"Glaube nicht. Das ist eigentlich nicht ihr Revier. Vermutlich waren sie auf Besuch dort, auf Diebestour."

"Gehören sie zu einer Bande?"

"Nein. Einzelgänger. Hängen immer zu zweit herum."

"Schwul?"

"Dafür haben wir keinen Anhaltspunkt. Wahrscheinlich nicht. Cornish hatte mal was wegen sexueller Belästigung am Hals. Bei einer Frau. Ist aber nichts draus geworden. Die Dame hat ihre Meinung geändert. Ist vermutlich von Price eingeschüchtert worden."

"Drogen?"

"Da ist nichts bekannt. Alkohol scheint mehr ihr Ding zu sein. Mit einer besonderen Vorliebe für Kneipenschlägereien."

In dem Moment klingelte Coulters Telefon, und Burns ließ ihn in Ruhe. Die Daten vom CRO waren mittlerweile durchgekommen und lieferten sogar eine Adresse. Burns suchte seinen Vorgesetzten auf, Chief Superintendent Alan Parfitt, und holte sich die Erlaubnis für sein weiteres Vorgehen. Um zwei Uhr nachmittags hatte er einen richterlich unterzeichneten Durchsuchungsbefehl für die genannte Adresse. Zwei Beamte mit entsprechender Lizenz hatten sich Seitenwaffen aus der Waffenkammer besorgt. Zusammen mit Burns, Skinner und sechs anderen, von denen einer einen Rammbock mit

sich trug, ergab das ein Team von zehn Leuten.

Der Einsatz begann um drei. Es war ein altes, heruntergekommenes Gebäude, das abgerissen werden sollte, sobald der Besitzer den ganzen Block gekauft hatte. Bis dahin hatte man es verbarrikadiert und Gas, Wasser und Elektrizität abgedreht.

Die Haustür, deren Anstrich abblätterte, widerstand einem ersten, eher zaghaften Stoß, dann brach der Rammbock das Schloss auf, und die Beamten rannten die Treppe hinauf. Die beiden Ganoven hausten in zwei Zimmern im ersten Stock, die noch nie viel hergemacht hatten, jetzt aber eine reine Müllhalde waren. Keiner der beiden Männer war zu Hause. Die bewaffneten Beamten steckten ihre Gewehre weg. Die Suche konnte beginnen.

Sie suchten nach allem. Einer Brieftasche, deren ehemaligem Inhalt, Kleidern, Stiefeln. Viel Rücksicht nahmen sie dabei nicht. Die Wohnung war schon vor ihrer Ankunft eine Müllkippe gewesen, nachdem sie gegangen waren, sah es nicht aufgeräumter aus. Allerdings machten sie nur einen echten Fund. Hinter einem schäbigen alten Sofa fanden sie ein zusammengerolltes, schmutziges T-Shirt, dessen Vorderseite blutverkrustet war. Sie steckten es in einen Beutel und beschrifteten ihn. Das Gleiche taten sie mit allen anderen Kleidungsstücken. Wenn sie im Labor der Forensischen irgendwo Fasern fanden, die von der Kleidung des Opfers stammten, hätten sie die beiden. Es wäre der Beweis, dass sie zur Tatzeit am Tatort und dort in Körperkontakt zu dem hinkenden Mann getreten waren. Das reichte.

Während die Spurensicherer ihre Arbeit verrichteten, nahmen sich Burns und Skinner die Straße vor. Die meisten Nachbarn kannten die beiden Männer vom Sehen. Besonders beliebt waren sie nicht, vor allem, weil sie die Angewohnheit hatten, in den frühen Morgenstunden sturzbetrunken und laut grölend nach Hause zu taumeln. Wo sich die beiden an diesem Augusnachmittag aufhielten

oder aufhalten könnten wusste niemand.

Als sie wieder im Revier waren, setzte sich Jack Burns sofort ans Telefon. Er bat um eine vollständige Blutanalyse des Fremden, sprach kurz mit Dr. Carl Bateman, dem Arzt in der Notaufnahme des Royal London, und rief dann noch in den Notaufnahmen von drei weiteren Krankenhäusern an. Ein Assistenzarzt im Hospital an der Queen Anne's Road war die Trumpfkarte.

“Hab ihn!”, rief Burns, als er den Hörer wieder auflegte. Jeder gute Detective verfügt über einen Jagdinstinkt und kennt den Adrenalinanstoss, wenn die Beweismittel sich langsam zu einem Gesamtbild fügen.

“Fahr ins St Anne's”, wandte er sich an D.S. Skinner, “und such dort in der Notaufnahme nach einem Dr. Melrose. Lass ihn eine vollständige Aussage unterschreiben, und nimm ein Foto von Mark Price zur Identifikation mit. Und besorg dir eine Fotokopie der Aufnahmekartei mit sämtlichen Unfällen, die gestern im Lauf des Nachmittags eingegangen sind. Und dann bring mir alles her.”

“Was ist passiert?”, fragte Skinner, auf den die Stimmung übergriff.

“Gestern Nachmittag ist dort ein Mann mit kaputter Nase aufgekreuzt. Die Beschreibung passt zu Price. Dr. Melrose hat die Nase untersucht und festgestellt, dass sie an zwei Stellen gebrochen ist. Wenn wir ihn finden, lassen wir ihm den Zinken wieder gerade biegen und ordentlich festkleben. Außerdem wird Melrose uns eine hieb- und stichfeste Identifizierung liefern.”

“Wann war das genau, Guv?”

“Rate mal. Um fünf Uhr gestern Nachmittag.”

“Drei Stunden nach dem Überfall im Paradise Way. Jetzt haben wir ihn.”

“Ja, Kollege, das glaube ich auch. Jetzt mach dich auf den Weg.”

Als Skinner gegangen war, bekam Burns einen Anruf von dem Sergeant, der den Einsatz des POLSA-Teams geleitet hatte. Was er zu berichten wusste, war enttäuschend. Am Vortag hatte sein Team bis Sonnenuntergang auf Händen und Knien jeden Zentimeter der Wohnsiedlung abgesucht. Sie waren in jeden Ritz und in jede Spalte gekrochen, hatten alle Wege, Gassen und feuchten Rinnsteige kontrolliert und jedes magere Grasbüschel zerpfückt. Auch die fünf öffentlichen Abfalleimer - mehr gab es in der ganzen Siedlung nicht - hatten sie ausgeleert und durchstöbert.

Eine Sammlung benutzter Kondome, schmutziger Spritzen und fettiger Lebensmitteltüten war ihre ganze Ausbeute. Von Blut oder einer Brieftasche keine Spur.

Es war niederschmetternd. Sicher hatte Cornish sich die gestohlene Brieftasche in die Hosentasche gesteckt, bis er sie in Ruhe untersuchen konnte, dann vermutlich das Geld an sich genommen und ausgegeben und die Brieftasche anschließend weggeworfen. Irgendwo, nur nicht im Meadowdene Grove. Er lebte eine halbe Meile von dort entfernt in einem großen Wohngebiet. Es war zu groß: zu viele Mülltonnen und Abfallkörbe, zu viele Gassen, zu viele Baustellen. Die Brieftasche konnte überall sein. Oder – Freude über Freude – noch in seiner Hosentasche. Denn große Geistesleuchten waren weder Cornish noch Price.

Indem er sich das TShirt auf die blutende Nase drückte, hatte Price immerhin verhindern können, dass sein Blut auf die Straße tropfte. Trotzdem waren ein wunderbarer Augenzeuge und eine gebrochene Nase im St Anne's Hospital keine schlechte Ausbeute für einen Tag Arbeit.

Als nächstes rief Dr. Bateman an. Wieder eine Enttäuschung, wenn auch nicht ganz so niederschmetternd. Der letzte Anruf war der beste. Er kam von D.S. Coulter, der mehr Spitzel dort draußen hatte als irgendjemand sonst. Einer von ihnen hatte ihm zugetragen, dass

Cornish und Price in einem Salon in Dalston Billard spielten.

Burns lief sofort die Treppe hinunter. In der Eingangshalle begegnete er Luke Skinner, der gerade von seinem Auftrag zurückkam. Er hatte eine vollständige Aussage von Dr. Melrose dabei, eine positive Identifikation und eine Kopie der Patientenkartei, in die Price sich unter seinem echten Namen hatte eintragen lassen. Burns bat seinen Kollegen, die Beweismittel wegzuschließen und dann zu ihm ins Auto zu steigen.

Als die Polizei eintraf, spielten die beiden Ganoven noch immer Billard. Burns hielt es kurz und geschäftsmäßig. Zur Verstärkung hatte er einen Polizeibus mit sechs uniformierten Beamten mitgenommen, die jetzt alle Ausgänge blockierten. Die anderen Billardspieler schauten nur mit der interessierten Neugier von Unbeteiligten zu, die sich daran weideten, wenn es jemanden erwischt hatte.

Price starrte Burns aus kleinen Schweinsäuglein an, unter denen sich ein breites Pflaster über den Nasenrücken zog.

“Mark Price, ich verhafte Sie aufgrund des dringenden Verdachts der schweren Körperverletzung an einem nicht identifizierten Erwachsenen männlichen Geschlechts. Tatzeit ungefähr vierzehn Uhr zwanzig gestern Nachmittag im Paradise Way, Edmonton. Sie müssen nichts sagen, aber es kann für Ihre Verteidigung von Nachteil sein, wenn Sie bei der Befragung etwas unerwähnt lassen, das Sie später bei Gericht vorbringen. Alles, was sie sagen, kann gegen sie verwandt werden.”

Price warf Cornish, der offensichtlich der Kopf des Duos war, einen panischen Blick zu. Cornish schüttelte fast unmerklich den Kopf.

“Verpiss dich, du Dreckskerl!”, sagte Price. Doch da hatte man ihn schon gepackt, und er wurde in Handschellen abgeführt. Cornish

folgte ihm zwei Minuten später. Beide kamen zu den sechs Polizisten in den Bus, dann fuhr die kleine Kolonne zurück in den Dover-Knast.

Vorschriften, immer nur Vorschriften. Noch im Auto rief Burns den FMO an, den *force medical officer*. Er sagte dem Polizeiarzt, es handle sich um einen Notfall. Was er wirklich nicht brauchen konnte war die Behauptung, die Nase sei ein Ergebnis polizeilicher Brutalität. Außerdem brauchte er eine Blutprobe, um es mit dem Blut auf dem T-Shirt zu vergleichen. Wenn auf dem T-Shirt auch Blutspuren des Opfers waren, hätten sie sowieso gewonnen.

Während er auf die Blutanalyse des Mannes im Koma wartete, musste er eine weitere Enttäuschung hinnehmen. Es ging um seine Anfrage wegen der rechten Faust des Mannes.

Es würde eine lange Nacht werden. Die Festnahme war um neunzehn Uhr fünfzehn gewesen. Damit hatte er vierundzwanzig Stunden, bevor ihm entweder sein Chief Superintendent oder der Richter im Stadtteilmagistrat noch zwölf Stunden Haftverlängerung gaben.

Als festnehmender Beamter würde er einen weiteren Bericht schreiben müssen. Außerdem brauchte er eine eidesstattliche Erklärung des Polizeiarztes, die bestätigte, dass beide Männer in verhörfähigem Zustand waren. Und fürs Labor benötigte er jeden Zentimeter Kleidung der Verdächtigen und alles, was sie in den Taschen getragen hatten.

Luke Skinner, der ihn aus Habichtsaugen beobachtete, hatte bereits dafür gesorgt, dass keiner der Männer während der Festnahme und auf dem Weg vom Billardsalon zum Polizeibus etwas wegwerfen konnte. Dass Cornish von den Polizeibeamten einen Anwalt verlangte, und zwar schnellstens, hatte jedoch niemand verhindern können. Bevor er nicht mit einem Anwalt gesprochen habe, so Cornish, würde er kein Wort sagen. Womit er weniger die

Polizeibeamten meinte, als seinen Komplizen, dem er einen Wink geben wollte. Und der war klar und deutlich bei Price angekommen.

Der Papierkram kostete Burns eine Stunde. Es dämmerte bereits. Der Polizeiarzt war gegangen und hatte die Bestätigung hinterlassen, dass beide Männer verhörfähig seien. Außerdem hatte er festgehalten, in welchem Zustand sich die Nase von Price zum Zeitpunkt der Verhaftung befand.

Die beiden Ganoven wurden in getrennten Zellen untergebracht. Beide trugen jetzt Einweg-Overalls und hatten eine Tasse Tee bekommen. Später würde es noch ein aufgewärmtes Kantinenessen für sie geben. Alles genau nach Vorschrift, immer schön nach Vorschrift.

Burns schaute bei Price vorbei.

“Ich will einen Anwalt”, verlangte Price. “Vorher hören Sie nichts von mir.”

Bei Cornish war es das Gleiche. Er lächelte nur und bestand auf einem Anwalt.

Der Pflichtverteidiger war Mr. Lou Slade. Obwohl er beim Abendessen gestört wurde, bestand er darauf, seine Mandanten noch am selben Abend zu sehen. Wenige Minuten vor neun kam er in der Dover Street an. Er suchte seine neuen Mandanten auf und unterhielt sich mit jedem von ihnen ungestört eine halbe Stunde in einem Verhörzimmer.

“Wenn Sie wollen, können Sie jetzt in meiner Gegenwart mit dem Verhör beginnen, Detective Inspector”, sagte er, als er wieder auftauchte. “Allerdings kann ich Ihnen gleich sagen, dass meine Mandanten keine Aussage machen werden. Sie weisen die Beschuldigung zurück und behaupten, zur fraglichen Zeit noch nicht einmal in der Nähe des Tatorts gewesen zu sein.”

Slade war ein erfahrener Anwalt und mit solchen Fällen vertraut.

Er hatte sich seine beiden Mandanten angehört und ihnen kein Wort geglaubt, doch dies war schließlich sein Beruf.

“Wie Sie wollen”, erwiderte Burns. “Doch das Beweismaterial ist erdrückend. Wenn sich die beiden für ein Geständnis entscheiden würden, könnte ich ihnen sogar glauben, dass das Opfer im Sturz mit dem Kopf gegen den Bordstein geprallt ist. Bei ihren Vorstrafen macht das vielleicht ein paar Jahre im ‚Ville‘.”

Natürlich wusste Burns, dass der Verletzte eindeutige Trittspuren trug, und Slade wusste, dass er das wusste.

“Üble Kerle, Mr. Burns. Ich glaube gar nichts. Sie haben vor, alles abzustreiten, deshalb brauche ich sämtliche Unterlagen zu dem Fall.”

“Alles zu seiner Zeit, Mr. Slade. Und ich muss bald wissen, ob es ein Alibi gibt. Doch Sie kennen die Regeln genauso gut wie ich.”

“Wie lange können Sie die beiden festhalten?”, fragte Slade.

“Bis morgen Abend, Viertel nach sieben. Zwölf Stunden Verlängerung von meinem Chef werden mir nicht reichen. Deshalb werde ich morgen höchstwahrscheinlich beim Magistrat eine Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft beantragen. So gegen fünf, letzter Fall des Tages.”

“Ich werde keinen Einspruch erheben”, sagte Slade. Er wusste, dass das nur Zeitverschwendung gewesen wäre. Hier handelte es sich um zwei ausgekochte Ganoven, die einen Mann fast umgebracht hatten. Der Magistrat würde der Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft zustimmen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. “Was Ihr Verhör angeht: Vermutlich bestehen Sie darauf, auch wenn die beiden auf meinen Rat hin nichts sagen werden.”

“Fürchte, so ist es.”

“Doch wir haben beide noch ein Zuhause. Darf ich morgen früh um neun vorschlagen?”

Sie einigten sich auf diese Zeit. Slade fuhr heim, und Price und

Cornish würden über Nacht in ihre Zellen gesperrt. Burns wollte noch einen Anruf erledigen. Als man ihn mit dem Royal London verbunden hatte, verlangte er nach der diensthabenden Nachtschwester in der Intensivabteilung. Vielleicht war der Verletzte wieder zu Bewusstsein gekommen.

Auch Dr. Paul Willis machte an diesem Abend noch Überstunden. Er hatte einen jungen Motorradfahrer operiert, der offenbar versucht hatte, den landesweiten Geschwindigkeitsrekord für den Archway Hill zu brechen. Der Neurochirurg hatte getan, was er konnte, aber insgeheim gab er dem Motorradfahrer nur eine Chance von fünfzig Prozent, dass er die Woche überlebte. Er erfuhr von Burns' Anruf, nachdem die Nachtschwester den Hörer wieder aufgelegt hatte.

Die vierundzwanzig Stunden seit Beginn der Narkose waren verstrichen. Eigentlich hätte Willis jetzt mit ersten Anzeichen von Bewegung gerechnet. Bevor er sich auf den Nachhauseweg machte, schaute er noch einmal zu dem hinkenden Mann hinein.

Es gab keine Veränderung. Die Monitore zeigten regelmäßige Herztöne an, doch der Blutdruck war immer noch zu hoch, und das war eines der Zeichen für eine Gehirnverletzung. Der Wert der Glasgow Skala betrug drei zu fünfzehn – tiefes Koma.

“Warten wir noch einmal sechsunddreißig Stunden”, sagte er zu der diensthabenden Schwester. “Eigentlich wollte ich dieses Wochenende verreisen, doch ich komme Samstag Morgen noch einmal rein. Außer es gibt Anzeichen für eine Besserung, in dem Fall schenke ich es mir. Würden Sie bitte eine Notiz hinterlassen, dass ich sofort hier oder zu Hause informiert werden will, sobald es eine positive Veränderung gibt? Falls sich bis Samstag Morgen, neun Uhr, nichts geändert hat, werde ich noch mal einen Ultraschall machen. Bitte tragen Sie es für mich ein.”

Der zweite Tag ging zu Ende. Price und Cornish lagen vollgestopft mit Resten aus der Kantine in ihren Zellen im Dover-Knast und

schnarchten, dass sich die Balken bogen. Das Opfer lag, angeschlossen an drei Monitoren, unter blauem Dämmerlicht und war in eine weit entfernte Welt in seinem Inneren abgetaucht.

Mr. Willis verbannte eine Zeit lang jeden Gedanken an Patienten aus seinem Kopf und schaute sich in seinem schicken Haus in St. John's Wood Terrace einen alten Italo-Western mit Clint Eastwood an. D.S. Luke Skinner kam gerade noch rechtzeitig zu seiner Verabredung mit einer hübschen Theaterstudentin von der Hampstead School, die er vor einem Monat in der Pause eines Beethoven- Konzerts an der Sektkabare kennengelernt hatte. Das war eine seiner Vorlieben (Beethoven, nicht die Mädchen), über die er ganz sicher nicht in der Kantine des Dover-Knastes diskutieren wollte.

D.I. Jack Burns fuhr heim in ein leeres Haus in Camden Town, um sich eine Portion Baked Beans auf Toast zu zaubern. Er wünschte, Jenny und die Jungen wären schon aus ihrem Urlaub in Salcombe in seiner Heimat Devon zurück, wohin er nur zu gerne mitgefahren wäre. August, dachte er, verdammter August.

DRITTER TAG – DONNERSTAG

Das Verhör von Price und Cornish erwies sich als völlig überflüssig, was nicht an Jack Burns lag, der ein begabter und erfahrener Vernehmungsbeamter war. Als Erstes nahm er sich Price vor, der von den beiden der Begriffsstutzigere war. Während Lou Slade schweigend neben seinem Mandanten saß, versuchte Burns es mit der guten alten Vernunft.

“Schauen, Sie, Marc, alles spricht gegen Sie. Wir haben einen Zeugen, der die ganze Sache gesehen hat. Alles. Von Anfang bis Ende. Und er *wird* aussagen.”

Er wartete. Nichts.

“Für das Band: Mein Mandant verweigert die Aussage”, murmelte Slade.

“Dann hat er Ihnen eins auf die Nase gegeben, Marc. Ihnen den alten Zinken gebrochen. Klar, dass Sie da die Beherrschung verloren haben. Wie kommt so ein alter Knabe nur auf so etwas?”

“Weiß nicht”, hätte Price nur murmeln müssen, oder “Blöder Hund.” Das wäre bei der Jury gut angekommen. Das Eingeständnis, dass sie am Tatort waren - und schon wäre das beste Alibi hinfällig gewesen. Doch Price glotzte ihn nur schweigend an.

“Und dann die Sache mit dem Blut, das Ihnen aus der gebrochenen Nase geflossen ist. Wir haben Bluttests gemacht, mein Freund.”

Er achtete darauf, nicht zu verraten, dass er nur Blut vom T-Shirt hatte und nichts von der Straße. Das war schließlich keine Lüge. Price warf einen ängstlichen Blick zu Slade hinüber, der ebenfalls sorgenvoll schaute. Der Anwalt wusste, dass die Verteidigung keine Chance haben würde, wenn ein DNA-Test die Blutstropfen, die in der Nähe des zusammengeschlagenen Mannes auf der Straße gefunden worden waren, eindeutig Price zuordnete. Doch im Notfall hatte er immer noch Zeit, die Strategie seiner Verteidigung zu ändern. Die Regeln gaben vor, dass er alles einsehen konnte, was Burns an Beweismaterial besaß, und zwar lange vor der Gerichtsverhandlung. Deshalb schüttelte er einfach nur den Kopf, und Price schwieg weiter.

Burns widmete jedem Angeklagten eine Stunde, in der er sich redlich bemühte, dann gab er auf.

“Ich werde jetzt definitiv einen Antrag auf Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft stellen”, sagte er zu Slade, als Price und Cornish wieder in ihren Zellen waren. “Heute Nachmittag um vier?”

Slade nickte. Er würde da sein, aber mehr oder weniger schweigen. Im Moment gab es sowieso nichts zu sagen.

“Und für morgen früh werde ich zwei Gegenüberstellungen in der St. Anne’s Road ansetzen. Wenn ich zweimal Erfolg habe, erhebe ich offiziell Anklage und schicke die beiden zurück in die Untersuchungshaft.” Slade nickte nur und ging.

Während er in sein Büro zurückfuhr, dachte der Pflichtverteidiger über den Fall nach. Er hatte wenig Zweifel daran, dass es schlecht um seine Mandanten stand. Burns machte seine Sache gut, gewissenhaft und gründlich. Er neigte nicht zu dummen Fehlern, die von der Verteidigung später ausgeschlachtet werden konnten. Und ehrlich gesagt hielt er seine Mandanten selbst für verdammt schuldig. Er hatte ihr Vorstrafenregister gesehen, das am Nachmittag auch dem Magistrat vorliegen würde. Wer immer der geheimnisvolle Zeuge sein mochte, wenn es eine ehrbare Person war, die bei ihrer Aussage blieb, würden Price und Cornish lange kein Tageslicht mehr sehen.

Früher hatte die Polizei die Gegenüberstellungen direkt auf dem Revier stattfinden lassen. Seit die neue Methode eingeführt war, gab es an verschiedenen Stellen der Stadt eigene Einrichtungen dafür. Die dem Dover-Knast nächstgelegene war in der St. Anne’s Road, gleich in der Nachbarschaft des Krankenhauses, in dem Dr. Melrose arbeitete und Price sich die Nase hatte verarzten lassen. Es war das effizientere System. Jede Einrichtung war nach dem neusten Standard ausgestattet: Beleuchtung und blinde Spiegel garantierten, dass bei den Gegenüberstellungen schwere Burschen nicht mit den Zeugen in Blickkontakt treten und sie so einschüchtern konnten. Außerdem hatten sie ein festes Team von verschiedenen großen Männern und Frauen, die unterschiedliche Typen abdeckten und kurzfristig zur Gegenüberstellung gebeten werden konnten. Diesen Freiwilligen wurde fünfzehn Pfund pro Auftritt gezahlt. Dafür mussten sie nur kommen, sich in eine Reihe stellen und wieder gehen. Burns hatte um

zwei Gegenüberstellungen um elf Uhr morgens gebeten und seine Häftlinge genau beschrieben.

Die Medien, gegen die Burns eine tiefe Abneigung hegte, überließ er Luke Skinner. Außerdem machte der D.S. die Sache einfach besser. Er war ein ausgesprochen seltenes Phänomen: ein Polizist, der eine Privatschule besucht und dort Manieren gelernt hatte, für die er in der Kantine verspottet wurde. Manchmal erwiesen sich diese Manieren jedoch als äußerst nützlich.

Alle Presseanfragen gingen über Scotland Yard, wo es eine eigene Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit gab. Von dort waren sie um einen kurzen Bericht gebeten worden. Bis jetzt war es noch ein relativ uninteressanter Fall, doch immerhin gab es neben der schweren Körperverletzung noch den Aspekt eines vermissten Menschen. Skinners Problem war, dass er weder über eine genaue Beschreibung noch über ein Foto des Verletzten verfügte, da dieser mit seinem aufgedunsenen, bandagierten Kopf schlicht unidentifizierbar war.

Es blieb Skinner also nichts anderes übrig, als nach jedem zu suchen, der am vergangenen Dienstag nicht nach Hause oder in die Arbeit gekommen war und seither vermisst wurde. Ein Mann im Alter von fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren mit einem deutlichen Hinken. Kurzes graues Haar, mittelgroß, mittelschwer. Was spannende Nachrichten anging, gab der August meist wenig her. Möglicherweise stiegen die Medien auf die Geschichte ein, wenn auch nicht sehr intensiv.

Immerhin gab es eine Zeitung, die sich stärker für die Geschichte interessieren könnte, und Skinner hatte dort Kontakte. Er traf sich zum Lunch mit einem Reporter des *Edmonton and Tottenham Express*, dem Lokalblatt, das über den gesamten Einzugsbereich des Dover-Knasts berichtete. Der Reporter machte sich Notizen und versprach, sein Bestmögliches zu tun.

Die Zivilgerichte mochten im Sommer längere Ferien machen, aber das Netzwerk der Strafgerichte stellt seine Arbeit nie ein. Über neunzig Prozent aller Strafverfahren werden im Magistrat verhandelt, der erstinstanzlichen Gerichtsbarkeit. Verhandlungen müssen das ganze Jahr über an allen sieben Tagen der Woche stattfinden können. Einem Großteil dieser Verfahren sitzen Laienrichter vor, die ehrenamtlich und ohne Bezahlung arbeiten. Sie übernehmen die unzähligen kleineren Straftaten und Verkehrsdelikte, geben Haft- und Hausdurchsuchungsbefehle heraus, sind für die Erweiterung von Alkohollizenzen zuständig und urteilen über kleinere Diebstähle und Schlägereien. Auch Anträge auf Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft fallen in ihren Zuständigkeitsbereich. Wenn vor dem Magistrat schwerere Fälle verhandelt werden, übernimmt neuerdings ein Berufsrichter, meist ein dazu autorisierter Anwalt, als Einzelrichter den Vorsitz.

An diesem Nachmittag standen dem Gerichtshof Nummer drei an der Highbury Corner drei Laienrichter vor. Den Vorsitz hatte Mr. Henry Spellar, ein pensionierter Schuldirektor. Der Fall war so klar, dass sie nur wenige Sekunden brauchten.

Als alles vorbei war, wurden Price und Cornish aus dem Saal geführt und wieder in die Dover Street gefahren. Burns informierte Detective Superintendent Parfitt über den Stand der Dinge.

“Wie geht es voran, Jack?“, fragte der Chef des Criminal Investigation Department in der Dover Street.

“Es ist frustrierend, Sir. Anfangs lief alles wie am Schnürchen und wir haben einen wunderbaren Zeugen, der alles gesehen hat. Ein angesehener Geschäftsmann und guter Bürger. Er hat die beiden identifiziert, ohne auch nur einen Moment zu zögern, und ist bereit, vor Gericht auszusagen. Was mir fehlt, ist die Brieftasche des Opfers. Außerdem Ermittlungsergebnisse, die Price und Cornish mit dem Tatort und der fraglichen Zeit in Verbindung bringen. Dafür habe ich

die gebrochene Nase von Price, die er sich nur drei Stunden nach der Tat im St. Anne's Hospital behandeln ließ. Was perfekt zur Aussage des Augenzeugen passt."

"Was hält Sie dann noch auf?"

"Ich brauche die Brieftasche als Verbindungsglied zu den Tätern. Ich will, dass sie sich im Labor der Forensischen beeilen, und ich würde gern das Opfer identifizieren. Er ist noch immer ein UAM."

"Werden Sie Anklage erheben?"

"Wenn Mr. Patel sie morgen bei der Gegenüberstellung identifiziert, ja. Diesmal lasse ich sie nicht laufen. Sie sind beide schuldig, und zwar verdammt schuldig."

Alan Parfitt nickte.

"In Ordnung, Jack. Ich werde versuchen, in der Forensischen Dampf zu machen. Halten Sie mich und den CPS auf dem Laufenden."

Im Royal London ging ein weiterer Tag zu Ende, von dem der Mann in der Intensivabteilung nichts mitbekommen hatte. Seit der Operation waren achtundvierzig Stunden vergangen, und er hatte noch nicht einmal mit der Wimper gezuckt. Er befand sich nach wie vor tief in seiner eigenen Welt.

VIERTER TAG – FREITAG

Luke Skinner war zufrieden mit dem Raum, den seine Geschichte in der Tageszeitung einnahm. Es war gleich der zweite Leitartikel auf der Titelseite. Der Reporter hatte die Schlagzeile "Hinkender Unbekannter – Die Polizei fragt: Wer ist dieser Fremde?" gewählt.

Er hatte den Überfall geschildert und zwei Männer aus der Gegend erwähnt, von denen "die Polizei bei ihren Ermittlungen unterstützt wurde". Was lediglich eine dieser abgenutzten Phrasen war, die man mit Krankenhausbulletins vergleichen konnte, in denen Schwerstverletzten ein stabiler Zustand attestiert wird. Jeder wusste, dass genau das Gegenteil gemeint war. Dann wurde das Opfer mit Größe, Körperbau, Haarfarbe und dem Hinken detailliert beschrieben. Den Schluss bildete eine Frage in fettgedruckten Großbuchstaben: HAT IRGENDJEMAND DEN HINKENDEN MANN GESEHEN?

D.S. Skinner schnappte sich ein Exemplar der Zeitung und nahm es mit zum Frühstück in die Kantine. Er konnte sich nicht beschweren. In einer zusätzlichen kleinen Notiz wurde gemeldet, dass die Untersuchungshaft um weitere vierundzwanzig Stunden verlängert worden war.

Um elf Uhr wurden Price und Cornish mit dem Polizeibus zur Gegenüberstellung in die St. Anne's Road gefahren. Burns und Skinner folgten ihnen zusammen mit Mr. Patel. Es gab zwei Gegenüberstellungen. In jeder stand der jeweilige Tatverdächtige zwischen acht anderen Männern, die ihm entfernt ähnlich sahen. Wegen der Nase von Price mussten auch die anderen acht bulligen Männer in seiner Reihe einen großen Streifen Pflaster im Gesicht tragen.

Mr. Patel zögerte nicht lange. Innerhalb von zwanzig Minuten hatte er beide Männer identifiziert und nochmals bestätigt, seine Aussage auch vor Gericht wiederholen zu wollen. Burns war glücklich. Die Beschuldigten hatten seinen Zeugen nicht gesehen, und keiner von ihnen gehörte einer Bande an. Mit etwas Glück würde niemand Mr. Patel einschüchtern.

Sie fuhren ihn ins Geschäft zurück. Die Freiwilligen bei der Gegenüberstellung bekamen ihren Lohn ausgezahlt und gingen. Price

und Cornish wurden wieder in ihre Zellen gebracht, wo Burns nach seiner Rückkehr offiziell Anklage gegen sie erheben wollte.

Doch als er mit Skinner den Dover-Knast betrat, rief ihn der diensthabende Sergeant zu sich.

“Jack, es hat jemand für dich angerufen.” Er studierte seinen Notizblock. “Eine Miss Armitage. Eine Blumenhändlerin.”

Burns war verwirrt. Er hatte keine Blumen bestellt. Andererseits würde Jenny in einer Woche heimkommen. Ein Blumenstrauß würde die Angelegenheit ein bisschen romantischer machen. Gute Idee.

“Es ging um einen hinkenden Mann”, fuhr der Sergeant fort.

Burns notierte die Adresse und ging mit Skinner sofort wieder zum Auto.

Die beiden Missis Armitage, nicht mehr ganz junge Zwillingsschwwestern, betrieben einen Blumenladen in der Upper High Road. Die eine Hälfte ihrer Ware befand sich im Laden, die andere war auf dem Gehweg draußen ausgestellt. Diese Blumen fochten einen schweren Kampf gegen die Abgaswolken der Schwerlastzüge aus, die in Richtung Süden nach Highbury oder in Richtung Norden in die Industriegebiete der Midlands donnerten.

“Es könnte der Mann sein”, sagte Miss Verity Armitage. “Er scheint zu Ihrer Beschreibung zu passen. Dienstag morgen haben Sie gesagt, oder?”

D.I. Burns bestätigte, dass Dienstag Morgen ungefähr passen könnte.

“Er hat einen Blumenstrauß gekauft. Keinen teuren. Genau genommen sogar den billigsten, den wir im Laden hatten. Ein halbes Dutzend Margeriten. So, wie er aussah, hatte er nicht viel Geld, der Arme. Und in der Zeitung hieß es, er sei verletzt worden?”

“Schwer verletzt, Madam. Er kann nichts sagen, denn er liegt im Koma. Wie hat er bezahlt?”

“Oh, bar.”

“Mit Münzen aus der Hosentasche?”

“Nein. Er hat eine Fünf-Pfund-Note rausgezogen. Aus der Brieftasche. Ich weiß noch, dass er sie fallenließ. Ich habe sie für ihn aufgehoben. Wegen seinem Bein.”

“Wie sah die Brieftasche aus?”

“Billig. Aus Plastik. Schwarz. Dann habe ich sie ihm zurückgegeben.”

“Haben Sie gesehen, wo er sie hingesteckt hat?”

“In seine Tasche. Die innere Jackentasche.”

“Könnten Sie mir so einen Strauß Margeriten zeigen?”

Mittags aßen sie in der Kantine der Dover Street. Burns brütete niedergeschlagen vor sich hin. Mit einer Kreditkarte hätten sie einen Namen gehabt. Und von der Kreditkartengesellschaft hätten sie die Adresse oder die Kontonummer bei einer Bank erfahren. Wenigstens irgend etwas. Aber Bargeld...

“Was würden Sie an einem Augustnachmittag mit einem Blumenstrauß anstellen?”, fragte er Skinner.

“Ihn einer Freundin schenken? Oder der Mutter?”

Beide Männer schoben ihre Teller beiseite und grübelten über ihren Teetassen.

“Sir?”

Die Stimme klang schüchtern und kam vom anderen Ende des langen Tisches. Sie gehörte einer sehr jungen Wachpolizistin frisch von der Schule. Jack Burns schaute zu ihr hinüber.

“Mmm?”

“Nur eine Idee. Sprechen Sie über den Hinkenden?”

“Ja. Und eine gute Idee könnte ich brauchen. Wie lautet Ihre?”

Eine verlegene Röte stieg ihr ins Gesicht. Für einen neuen Police Constable gehörte es sich eigentlich nicht, einen Detective Inspector zu unterbrechen.

“Wenn er dort langging, wollte er vermutlich zur High Road, die ungefähr fünfhundert Meter weiter vorn lag. Außerdem sind dort auch die Bushaltestellen. Doch fünfhundert Meter hinter ihm befand sich der Friedhof.”

Burns stellte seine Tasse ab.

“Was machen Sie gerade?”, fragte er das Mädchen.

“Ablage, Sir.”

“Das hat Zeit. Wir werden uns den Friedhof ansehen. Kommen Sie mit.”

Skinner saß wie immer am Steuer. Die Polizistin, die aus der Gegend stammte, wies ihm den Weg. Es war ein großer Friedhof mit Hunderten von Gräbern in langen Reihen. Sie waren in staatlichem Besitz und schlecht gepflegt. Die Polizisten begannen an einer Ecke und durchkämmten den Friedhof Reihe für Reihe. Sie brauchten fast eine Stunde. Das Mädchen fand das Grab.

Die Blumen in dem Marmeladenglas mit abgestandenem Wasser waren natürlich schon verwelkt, doch es handelte sich eindeutig um Margeriten. Dem Grabstein entnahmen sie, dass unter ihm die sterblichen Überreste von Mavis June Hall ruhten. Es gab ein Geburtsdatum, ein Todesdatum und die drei Buchstaben RIP – Rest In Peace. Sie war schon zwanzig Jahre tot und im Alter von siebzig gestorben.

“Schau dir das Geburtsdatum an, Guv. August 1906. Letzten Dienstag war ihr Geburtstag.”

“Aber was hatte sie mit dem Hinkenden zu tun?”

“Vielleicht seine Mutter.”

“Möglicherweise. Dann könnte er Hall heißen”, sagte Burns.

Auf dem Heimweg fuhren sie am Blumenladen der Schwestern Armitage vorbei. Miss Verity identifizierte die Margeriten als fast sicher aus ihrem Laden stammend. Im Dover-Knast fragte Skinner bei der Stelle für vermisste Personen nach dem Namen Hall. Es gab drei: zwei Frauen und ein Kind.

“Irgendjemand muss diesen Kerl doch gekannt haben. Warum melden sie ihn nicht als vermisst?“, sagte Burns verärgert. Eine Enttäuschung nach der anderen.

Die hübsche, aufgeweckte Polizistin machte sich wieder an ihre Akten. Burns und Skinner gingen zu den Zellen, wo sie gegen Price und Cornish offiziell Anklage wegen schwerer Körperverletzung an einem nicht identifizierten Erwachsenen männlichen Geschlechts erhoben. Um Viertel vor vier brachen sie zur Highbury Corner auf. Der leitende Verwaltungsbeamte hatte für sie ausnahmsweise noch eine kurzfristige Lücke im Sitzungsplan gefunden. Diesmal würden die beiden Verbrecher nicht in die Dover Street zurückgeschickt werden. Burns wollte sie für eine Woche Untersuchungshaft in einem richtigen Gefängnis unterbringen. Vermutlich im Pentonville, das in der Gegend nur das “Ville” hieß.

Bei Gericht hatte sich einiges verändert. Diesmal waren sie im Saal Nummer eins, wo die Anklagebank direkt in der Mitte des Raums den Richtern gegenüber lag und nicht in einer Ecke. Außerdem hatten sie es jetzt mit einem Berufsrichter in Gestalt des erfahrenen und qualifizierten Mr. Jonathan Stein zu tun.

Price und Cornish wurden wieder im Polizeibus vorgefahren, doch ein anderer Bus in den Farben *des* HM Prison Service, des königlichen Gefängnisdienstes, wartete schon vor der Tür, um sie ins Gefängnis zu bringen. Mr. Lou Slade saß bereits auf seinem Platz gegenüber der Richterbank. Die Anklage wurde von einer jungen Anwältin vertreten. Sie würde den Antrag auf Aufrechterhaltung der

Untersuchungshaft stellen.

Früher hatte die Polizei bei Verhandlungen im Magistrat selbst die Rolle der Anklage übernommen, und viele hätten es lieber dabei belassen. Doch schon seit einiger Zeit wurde die Anklage von der ersten Verhandlung bis zum abschließenden Prozess durch den Crown Prosecution Service vertreten. Zu dessen Aufgaben zählte es auch einzuschätzen, ob ein von der Polizei vorbereiteter Fall eine realistische Chance hatte, von einem Richter und einer Jury verurteilt zu werden. War der CPS gegenteiliger Meinung, wurde der Fall zurückgezogen. Für manchen Detective, der misstrauisch mitansehen musste, wie ein Fall von der Liste gestrichen wurde, an dem er lang und hart gearbeitet hatte, um einen Schurken zu überführen, hieß der CPS deshalb auch Criminal Protection Service, Service zum Schutz Krimineller. Die Beziehung zwischen beiden Seiten war nicht immer ungetrübt.

Ein großes Problem des CPS war, dass er nur über geringe Mittel verfügte, völlig überlastet war und seine Mitarbeiter miserabel bezahlte. Wie zu erwarten diente er den jungen Berufsanfängern lediglich als Karrieresprungbrett, bevor sie sich in einer Privatkanzlei niederließen oder eine bessere Position fanden.

Miss Prabani Sundaran war sehr begabt und sehr hübsch, der Augapfel ihrer aus Sri Lanka stammenden Eltern. Dies war ihr erster größerer Fall, was eigentlich kein Problem darstellen musste.

Der Antrag auf Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft war eine reine Formsache. Es war nicht abzusehen, dass Mr. Stein Price und Cornish gegen Kautionsfreilassung würde. Die Gewalttaten in ihrem Vorstrafenregister waren abschreckend genug, außerdem sah er die beiden vor sich. Die Untersuchungshaft konnte immer nur für eine Woche verlängert werden, sie würden es also noch öfter miteinander zu tun bekommen, bis die Verteidigung gewählt war und sich vorbereiten konnte. Dann kam das Überstellungsverfahren, in dem

die Anklage alle Beweismittel vorlegen musste. Der Magistrat würde die Angeklagten dann zur Hauptverhandlung an die nächst höhere Instanz, den Crown Court, überstellen. Doch bis dahin war Miss Sundaran sicherlich schon Beisitzerin an einem Obersten Gerichtshof oder möglicherweise sogar eine Queen's Counsel, eine Kronanwältin, die der CPS engagieren würde, um im Prozess einen Schuldspruch zu erwirken. Sie musste einfach nur das Routineprogramm abspulen und die Prozessvorschriften beachten. Vorschriften, immer nur Vorschriften.

Auf ein Nicken von Mr. Stein hin erhob sie sich, las aus ihren Papieren vor und umriss den Fall so knapp wie möglich. Slade stand auf.

“Meine Mandanten streiten die Anklage ab und werden zu gegebener Zeit eine vollständige Strafverteidigung einreichen.”

“Wir beantragen die Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft für eine Woche”, sagte Miss Sundaran.

“Mr. Slade?” Der Richter wollte wissen, ob Mr. Slade vorhatte, eine Haftaussetzung gegen Kautions zu beantragen. Slade schüttelte den Kopf. Mr. Stein lächelte frostig.

“Sehr klug. Die Untersuchungshaft wird für eine Woche aufrechterhalten. Ich werde...” Über seine Halbbrille hinweg blickte er beide Anwälte an. “Legen Sie mir den Fall nächsten Freitagmorgen wieder vor.”

Alle im Gericht wussten, was er damit meinte. Er würde sich nochmals einen Antrag auf Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft anhören und dem stattgeben. So würde es weitergehen, bis Anklage und Verteidigung so weit waren, dass er den Fall an den Crown Court überstellen konnte. Price und Cornish, die noch immer Handschellen trugen, jetzt aber von Gefängnisbeamten begleitet wurden, verschwanden in Richtung “Ville”. Mr. Slade fuhr in sein

Büro zurück. Bis Montagmorgen würde er eine Antwort auf seinen Antrag auf Rechtsbeistand haben. Seine Mandanten verfügten eindeutig nicht über die Mittel, um für ihre Verteidigung zu bezahlen. Er musste also in einem der vier Inns of Court einen Barrister finden, einen Anwalt mit Zulassung beim höheren Gericht, der bereit war, den Fall gegen ein geringes Honorar zu übernehmen.

Er hatte bereits ein paar Kammern der Anwaltsinnung im Auge, deren allmächtige Vorstände den Antrag nicht sofort abweisen würden, doch er wusste auch, dass er entweder irgendeinen Neuling im Geschäft bekommen würde, der Berufserfahrung brauchte, oder einen alten Aufschneider, der das Geld nötig hatte. Egal. In einer immer gewaltsamer werdenden Welt war das nichts Neues.

Jack Burns kehrte in die Dover Street zurück. Auf seinem Schreibtisch stapelten sich die Papiere. Er hatte noch andere Fälle zu bearbeiten, die in den letzten Tagen liegengeblieben waren. Und auch was den Hinkenden anging, gab es noch das eine oder andere Problem zu lösen.

FÜNFTER TAG – SONNTAG

Wie versprochen schaute Dr. Paul Willis am Samstagmorgen im Krankenhaus vorbei. Bei seinem Patienten hatte es keinerlei Veränderungen gegeben, und er begann sich ernsthaft Sorgen zu machen. Die zweite Ultraschalluntersuchung war schnell gemacht, und der Arzt studierte die Ergebnisse genau.

Die Ursache für das anhaltende Koma war eindeutig kein neues Hämatom. Nachblutungen hatte es nicht gegeben. Das Gehirn hatte sich wieder zu seiner vollen Größe ausgebreitet. Auch an anderen Stellen waren keine neuen Druckquellen entstanden.

Und trotzdem waren der intrakraniale und der Blutdruck nach wie vor zu hoch. Er sah den Albtraum eines jeden Neurochirurgen auf sich zukommen. Schwere, diffuse axonale Verletzungen durch die Tritte konnte er nicht auf dem Ultraschall erkennen. Doch wenn der Gehirnstamm oder die Hirnrinde irreversibel verletzt waren, würde der Mann entweder so lange in einem rein vegetativen Status verharren, bis sie die lebenserhaltenden Maßnahmen einstellten, oder er würde sterben. Bateman beschloss, nach dem Wochenende den Gehirnstamm neurologisch zu testen. Unten im Auto wartete nämlich seine Frau, die sich sehr auf die Lunchparty in Oxfordshire freute, wo sie die Leute wiedertreffen würden, die sie auf Korfu kennengelernt hatten. Er warf einen letzten Blick auf seinen Patienten und ging.

Der Ansturm kam aus der verlassenen Gegend in der Nähe der alten Steinfestigung. Es waren Hunderte. Er hatte sie in diesem erbitterten Geheimkrieg, an dem er im Bataillon B teilnahm, schon einmal gesehen. Damals waren es jedoch nur Schemen von jeweils ein oder zwei Menschen vor den fernen graubraunen Hügeln gewesen. Doch das hier war ein regelrechter Massenangriff. Die fanatischen Scheißkerle schwärmten aus allen Richtungen auf sie zu.

Sie selbst, er und seine Kameraden, waren nur zu zehnt. Dann gab es noch fünfzig Askaris aus dem Norden, die Polizisten aus der Gegend und ein paar unausgebildete Söldner, die wild um sich feuerten. Zu seinem Haufen gehörten zwei Fähnriche, "Ruperts" genannt, zwei Feldwebel, ein Unteroffizier und fünf Kavalleristen. Den feindlichen Ansturm schätzte er bereits jetzt auf über zweihundert Mann stark, und sie kamen von allen Seiten.

Er lag flach auf dem Dach ihres Truppenquartiers und blinzelte durch die Kimme seines Selbstladegewehrs. Noch bevor der Feind überhaupt wusste, aus welcher Richtung das Feuer

kam, hatte er bereits drei von ihnen umgelegt. Kein Wunder, dass sie nichts hörten, denn das Donnern der Mörser und Granaten und das Rattern der kleineren Waffen war gnadenlos.

Hätte sich vor einer Stunde, als die Rebellen über den Stützpunkt bei Jebel Ali jagten, nicht ein einzelner Schuss gelöst, wäre alles längst vorbei gewesen. Als der Alarm losging, blieben ihnen nur wenige Minuten, um ihre Stellungen einzunehmen. Die erste Angriffswelle schwappte bereits auf sie zu. So wie es aussah, verwandelte allein die Anzahl der Feinde die Situation von beschissen in ausweglos.

Weiter unten sah er einen Askari mit dem Gesicht im Matsch der Fahrrinne liegen, die als Hauptstraße galt. Captain Mike versuchte noch die vierhundert Meter offenes Feld bis zu Cpl. Labalaba abzudecken. Dem todesmutigen Fidschianer hatten sie bereits den halben Kiefer weggeschossen, doch er feuerte noch immer mit seinem veralteten, fünfundzwanzig Pfund schweren Feldgeschütz direkt in die Wand der Eingeborenen, die sich auf ihn zubewegte.

Rechts von ihm tauchten hinter dem Fort zwei Köpfe mit Keffiya auf. Er schoss beide nieder. Von der niedrigen Hügelkette auf seiner Linken kamen drei weitere. Sie hatten es auf den ausweichenden und sich duckenden Captain auf dem offenen Feld abgesehen. Er feuerte den Rest seines Magazins auf sie ab, erwischte einen und verjagte die beiden anderen.

Dann rollte er sich herum, um das Magazin zu wechseln. In dem Moment schwirrte eine verdammt große Rakete aus einer Carl Gustav über seinen Kopf hinweg. Keine zehn Zentimeter, und sie hätte Hackfleisch aus ihm gemacht. Unter den Dachsparren, auf denen er lag, hörte er seinen Fähnrich am Funkgerät einen Jagdbomber vom Typ Strikemaster anfordern. Ein Schlag, und es wäre mit dem Haufen da unten vorbei.

Mit dem neuen Magazin erledigte er noch ein paar Männer in dem Ansturm, bevor sie bis zu Captain Mike gelangen konnten, der gerade in den Schützengraben abgetaucht war, um sich mit dem Sanitätsunteroffizier Tobin um die beiden Fidschianer zu kümmern.

Er wusste in dem Moment noch nicht, was er später erfahren würde, nämlich dass sie dem unerschrockenen Labalaba eine zweite Kugel durch den Kopf gejagt hatten, die er nicht überlebte. Genauso wenig wusste er, dass auch Tobin tödlich verletzt worden war, nachdem er den Kavalleristen Ti versorgt hatte, der drei Kugeln abbekommen hatte, aber immer noch lebte. Zufälligerweise entdeckte er den Terroristen, der die Carl Gustav bediente, die ihn beinahe umgebracht hätte. Er kauerte zwischen zwei Sandhaufen direkt neben dem zerfetzten Feldkabel. Er zielte genau und jagte ihm eine schöne NATO 7.62 aus Kupfernickel direkt durch den Hals. Die Carl Gustav verstummte, doch die ohrenbetäubenden Stöße aus den Mörsern und dem anderen rückstoßfreien Geschütz der Terroristen donnerten weiter.

Endlich kamen die Strikemaster. Keine fünfzig Meter hoch rasten sie unter den Wolken vom Meer herbei. Bomben und Bordwaffen brachen schließlich den Kampfwillen des Feindes. Die Angreifer fielen zurück und zerstreuten sich in alle Richtungen. Sie begannen zu rennen und schleppten ihre Verwundeten und die meisten Toten mit. Später würde er erfahren, dass er mit seinen Kameraden einem Ansturm von drei- bis vierhundert Männern standgehalten und dabei fast hundert von ihnen ins Jenseits geschickt hatte.

Als der Lärm der Waffen langsam verebbte, lag er noch immer auf dem Dach. Er lachte vor Erleichterung und fragte sich, was Auntie May wohl jetzt zu ihm sagen würde.

Auf der Intensivstation des Royal London war der hinkende Mann noch immer ganz weit weg.

SECHSTER TAG – SONNTAG

Jack Burns war ein Mann, der sich gelegentlich ein simples Vergnügen gönnte, zum Beispiel, Sonntags lang im Bett zu bleiben. An diesem Tag sollte es ihm verwehrt werden. Um sieben Uhr fünfzehn klingelte das Telefon. Es war der diensthabende Sergeant im Dover-Knast.

“Hier ist gerade ein Mann reingekommen, der immer frühmorgens mit seinem Hund spazieren geht”, sagte der Sergeant.

Burns überlegte schlaftrunken, wie lange er brauchen würde, um den Sergeant zu erwürgen.

“Er hält eine Brieftasche in der Hand”, fuhr der Sergeant fort. “Behauptet, sein Hund habe sie auf einem unbebauten Grundstück aufgestöbert. Es liegt ungefähr eine Viertelmeile von der Wohnsiedlung entfernt.”

Burns war jetzt hellwach. “Billig, aus Plastik, schwarz?”

“Sie haben sie schon gesehen?”

“Halten Sie den Mann fest. Lassen Sie ihn nicht gehen. Ich bin in zwanzig Minuten da.”

Der Mann mit dem Hund war Rentner, ein Mr. Robert Whittaker. Aufrecht und ordentlich saß er in einem der Verhörzimmer und hielt eine Tasse Tee in den Händen.

Mr. Whittaker machte seine Aussage, unterschrieb sie und ging wieder. Burns rief das POLSA-Team an und bat den verdrießlichen leitenden Beamten um eine akribische Durchkämmung des gut

zweitausend Quadratmeter großen Grundstücks. Bis Sonnenuntergang sollte der Bericht auf seinem Schreibtisch liegen. Es hatte jetzt seit vier Tagen nicht mehr geregnet, doch der Himmel sah grau und verhangen aus. Er wollte verhindern, dass die Sachen, die vielleicht aus der Brieftasche herausgefallen waren, aufgeweicht wurden.

Dann endlich nahm er die Brieftasche genauer unter die Lupe. Er entdeckte die leichten Einbuchtungen durch die Hundezähne und eine Spur Hundespeichel. Welche Hinweise würde sie ihnen noch liefern? Er nahm die Brieftasche mit einer Pinzette und steckte sie in einen Plastikbeutel. Dann rief er in der Abteilung für Fingerabdrücke an. Ja, er wisse, dass Sonntag sei, wiederholte er, aber dies sei wirklich dringend.

An diesem Tag füllten die Spurensicherer acht Müllsäcke mit Abfällen von dem verlassenen, von verdorrtem Gras überwucherten Grundstück an der Mandela Road. Die Auswertung des Materials dauerte bis in die Nacht hinein.

Doch sie fanden nichts, was aus der Brieftasche hätte stammen können, die, wie Mr. Whittaker ausgesagt und Burns sich überzeugt hatte, vollkommen leer gewesen war.

SIEBTER TAG – MONTAG

Er lag ängstlich zusammengekauert in dem fast dunklen Raum. Das einzige flackernde Nachtlicht am Ende des Zimmers warf seltsam huschende Schatten an die Decke. In den Betten des Waisenhaus Schlafsaals hörte er andere Jungen im Schlaf murmeln oder manchmal aus einem schlimmen Traum aufschluchzen. Er wusste nicht, was aus ihm werden und wo er

hin sollte, jetzt, wo Mum und Dad nicht mehr da waren. Er wusste nur, dass er in dieser neuen Umgebung allein war und Angst hatte.

Wahrscheinlich wäre er irgendwann eingedöst, doch als die Tür aufging und ein Rechteck aus Licht vom Flur ins Zimmer fiel, schreckte er hoch. Dann beugte sie sich über ihn. Sanfte Hände steckten die Decke um ihn fest und strichen ihm das verschwitzte Haar aus dem Gesicht.

“Was ist, mein Junge? Schläfst du immer noch nicht? Jetzt sei ein braves Kind und schlaf ein. Gott und alle seine Engel werden über dich wachen, bis Auntie May morgen früh wiederkommt.”

So getröstet glitt er endlich in die warme Dunkelheit einer endlosen Nacht.

Es war die diensthabende Schwester auf der Intensivstation im Royal London. Sie hatte es schon im Dover-Knast versucht, doch Burns hatte der Abteilung auch seine Privatnummer hinterlassen, unter der sie ihn notfalls erreichen konnten.

“D.I. Burns? Hier ist das Royal London. Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass der Patient, für den Sie sich interessieren – der nicht identifizierte Mann in der Intensivstation - heute Morgen um zehn nach sechs gestorben ist.”

Jack Burns legte den Hörer auf und blickte einem weiteren anstrengenden Tag entgegen. Jetzt hatte er es mit einem Mordfall zu tun. Wenigstens bekam er damit auf der Dringlichkeitsskala eine wesentlich bessere Position. Es würde eine Autopsie geben, der er beiwohnen wollte. Die beiden Tiere aus dem “Ville” mussten zurück nach Highbury gebracht werden, wo die neue Anklage gegen sie erhoben werden würde.

Das bedeutete, dass er den Magistratsvorsitzenden informieren musste und auch den Verteidiger Lou Slade. Vorschriften, mehr

Vorschriften, doch man musste sich daran halten und sie genau beachten. Nur so konnte er vermeiden, dass Price und Cornish ungeschoren davorkamen, weil ein gerissener Anwalt einen kleinen technischen Verfahrensfehler aufdeckte. Burns wollte die beiden für viele Jahre hinter graue Steinmauern bringen.

Das Royal London hatte eine eigene kleine Leichenhalle und eine pathologische Abteilung. Dort fand gegen Mittag die Autopsie statt. Sie wurde von Mr. Laurence Hamilton, dem Pathologen des Innenministeriums, durchgeführt.

Für Burns waren alle Gerichtspathologen schräge Vögel. Sie verrichteten eine Arbeit, die ihn anekelte. Einige von ihnen waren dabei betont fröhlich und plauderten entspannt, während sie ihre Leichen aufschnitten und zersägten. Andere gingen es wissenschaftlicher an und reagierten auf jede Entdeckung mit der kindlichen Begeisterung eines Schmetterlingsammlers, der ein seltenes neues Exemplar gefunden hat. Wieder andere waren mürrisch und einsilbig. Mr. Hamilton gehörte zur ersten Gruppe. Für ihn war das Leben wunderschön und sein Job der beste, den es gab.

Obwohl Jack Burns im Lauf seiner Karriere schon an mehreren Autopsien teilgenommen hatte, kam ihm bei dem Geruch von Äther und Formaldehyd immer noch das Würgen. Als die Kreissäge sich in den Schädel grub, drehte er sich weg und starrte die Schautafeln an der Wand an.

“Mein Gott, den haben sie ordentlich in der Mangel gehabt”, sagte Hamilton, als er den bleichen, mit Blutergüssen übersäten Körper des Mannes auf dem Seziertisch in Augenschein nahm.

“Sie haben ihn totgetrampelt”, sagte Burns. “Letzten Dienstag. Er hat acht Tage gebraucht, um zu sterben.”

“;Tod infolge schwerer Tritte“ - ganz so werde ich es nicht formulieren.” Er begann zu schneiden und diktierte seine Diagnosen

dem Pathologieassistenten, der ihm das Mikrofon eines Diktiergeräts an den Mund hielt, während er sich um den Tisch bewegte.

Es dauerte eine gute Stunde. Es gab viele Verletzungen, und Mr. Hamilton widmete sich lange der alten Wunde. Der rechte Oberschenkel und die Hüfte, die vor vielen Jahren zertrümmert worden waren, wurden von Stahlschrauben und Nägeln zusammengehalten. Deshalb hatte der Mann für den Rest seines Lebens hinken müssen.

“Sieht so aus, als wäre er von einem Lkw überfahren worden”, stellte Hamilton fest. “Es war eine sehr schwere Verletzung.” Er deutete auf die groben Narben an den Stellen, wo die Knochen aus der Haut getreten waren, und die feineren, über die der Chirurg sich Zugang verschafft hatte.

Alles andere, und das war nicht wenig, stammte vom letzten Dienstag. Die zertrümmerte linke Hand, die sie ihm in die Straße getreten hatten, die eingeschlagenen Schneidezähne, drei gebrochene Rippen, ein gebrochenes Wangenbein. Burns sah sich die rechte Hand an, doch Carl Bateman hatte Recht gehabt. Sie war unverletzt. Seltsam.

“Todesursache?”, fragte er schließlich.

“Nun, Mr. Burns, Sie werden alles in meinem offiziellen Bericht lesen.” Natürlich. Bei der Verhandlung würde er zu den wichtigsten Zeugen der Anklage gehören. “Doch unter uns gesagt: Es war eine schwere axonale Gehirnverletzung. Der Neurochirurg hat sein Bestes getan, aber dies hier konnte er nicht sehen. Es ist auf dem Ultraschall nicht zu erkennen. Diese Hirnschädigung konnte zusammen mit dem allgemeinen Trauma durch die vielen verschiedenen Verletzungen, die jede für sich nicht lebensbedrohlich gewesen wären, nur tödlich wirken. Ich nähe ihn für die Verwandten wieder zusammen. Hat er Familie?”

“Ich weiß es nicht”, sagte Burns. “Ich weiß noch nicht einmal, wer er war.”

Den Nachmittag über erledigte er alle Formalitäten für den kommenden Tag und informierte den Magistrat, das Gefängnis und den Verteidiger. Lou Slade legte angemessenes Bedauern an den Tag. Seinem Antrag auf Rechtshilfe war stattgegeben worden, und er hatte den Vormittag damit verbracht, einen Barrister für seine Mandanten zu finden. Genau wie Burns war er auf das Augustsyndrom gestoßen: Fast die Hälfte der Leute, bei denen er angerufen hatte, waren im Urlaub. Im King’s Bench Walk, einer der vier Innungen, hatte er dann aber einen Juniorpartner gefunden, der bereit war, den Fall zu übernehmen. Immerhin ging es jetzt um Mord, was auf größeres öffentliches Interesse hoffen ließ. Alles hat auch seine guten Seiten...

“Ich muss sie trotzdem verteidigen”, sagte er.

“Machen Sie sich nicht zu viel Mühe”, erwiderte Burns und legte auf.

An diesem Nachmittag gab es eine schlechte Nachricht, die aber von einer guten wieder wettgemacht wurde. Nachdem Detective Chief Superintendent Parfitt zur Eile angetrieben hatte, übermittelte die Forensische Burns ihre Ergebnisse. Auf den Kleidungsstücken von Price und Cornish gab es keinerlei Blut- oder Faserspuren, die eine Verbindung zu dem Toten herstellten. Das Blut auf dem T-Shirt stammte nur von Price.

Burns nahm es philosophisch. Wenn es zwischen den beiden Männern eine körperliche Auseinandersetzung gegeben hatte, hätte man auf den Kleidungsstücken Faserspuren des jeweils anderen finden müssen. Price und Cornish waren sicher zu dumm, um von den ungeheuren Fortschritten zu wissen, die in den letzten zwanzig Jahren in der forensischen Technologie gemacht worden waren. Heute verfügte man über Beweismittel, die in den Zeiten, als Burns

noch ein junger Streifenpolizist in Paignton war, niemals entdeckt worden wären.

Doch der Hinkende war durch einen Schlag und einen Tritt in die Kniekehle zu Boden gegangen. Als er dann auf der Straße lag, hatten sie ihn nur noch mit den Stiefeln bearbeitet. Die Stiefel, die man Price und Cornish vierundzwanzig Stunden später ausgezogen hatte, waren staubig und von einem weiteren Tag abgenutzt. Sie lieferten nichts, was vor Gericht standhalten konnte.

Doch dann kam der Anruf aus der Abteilung für Fingerabdrücke. Sie hatten auf der Brieftasche den Hundespeichel und drei verschiedene Fingerabdrücke identifiziert. Einer passte zu dem Toten, dem eindeutigen Besitzer der Brieftasche. Der andere gehörte Mr. Whittaker, der nach seiner Aussage pflichtbewusst eingewilligt hatte, sich seine Fingerabdrücke abnehmen zu lassen. Der dritte gehörte Harry Cornish. Burns war so aufgeregt, dass er mit dem Telefonhörer in der Hand aufsprang.

“Sind Sie sicher? Jeder Irrtum ausgeschlossen?”

“Jack, für ein perfektes Ergebnis müssen sich die verglichenen Abdrücke in sechzehn Punkten entsprechen. Ich habe einundzwanzig. Mehr als hundert Prozent sicher.”

Der Fingerabdruckspezialist würde ebenfalls als wichtiger Zeuge auftreten. Burns dankte ihm und legte auf.

“Jetzt haben wir dich, du Bastard”, sagte er zu der Topfblume.

Doch es gab noch eine letzte Frage, die ihm nicht aus dem Kopf ging. Wer war der Tote? Weshalb hatte es ihn nach Edmonton verschlagen? Nur weil er ein paar billige Blumen aufs Grab einer Frau stellen wollte, die schon lange tot war? Hatte er Familie? Vielleicht irgendwo weit weg an der Küste, wie er selbst? Hatte er eine Arbeit und Kollegen? Warum hatte ihn niemand als vermisst gemeldet? Wie hatte er der Nase von Price einen so gewaltigen Schlag versetzen

können, ohne die geringsten Spuren auf den Knöcheln und dem Handrücken davonzutragen? Und warum hatte er sich überhaupt gewehrt? Wegen einer schäbigen Brieftasche, in der höchstens ein paar Scheine steckten?

Dann hatte Luke Skinner eine Idee.

“Der Polizist, der als Erster beim Tatort war. Er hat sich über den Mann gebeugt und sein Gesicht gesehen, bevor es anzuschwellen begann. Und der Sanitäter, der sich noch auf der Straße und dann im Rettungswagen um ihn gekümmert hat. Wenn wir die beiden mit einem Polizeizeichner zusammenbringen...”

Über den London Ambulance Service spürte Burns den Sanitäter auf. Als der Mann hörte, dass sein Patient gestorben war, willigte er ein zu helfen. Am nächsten Tag hatte er Frühschicht, wollte aber um zwei Uhr mittags, wenn sein Dienst zu Ende war, gern vorbeikommen.

Der Police Constable stammte direkt aus dem Revier Dover Street und wurde über den Dienstplan und das Dienstbuch ermittelt. Beim Scotland Yard fanden sie einen begabten Polizeikünstler, der sich bereit erklärte, am nächsten Tag um zwei vorbeizuschauen.

Eine ausführliche Strategiesitzung mit Alan Parfitt bildete den Abschluss dieses Tages. Burns legte seinem Chef alle Beweismittel vor, und dieser prüfte sie sorgfältig. Schließlich willigte er ein.

“Ich glaube, wir haben Aussicht auf Erfolg, Sir. Wir haben die Zeugenaussage von Mr. Patel, der außerdem beide Männer in der Gegenüberstellung identifiziert hat. Dann haben wir die kaputte Nase und Dr. Melrose, der sie drei Stunden später verarztet hat. Und wir haben die Brieftasche. Damit könnten wir lebenslänglich erreichen.”

“Ja, ich denke schon”, sagte Parfitt. “Sie haben meine Unterstützung. Morgen treffe ich ein hohes Tier im CPS. Möglicherweise kann ich ihn davon überzeugen, dass wir mit diesem

Fall durchkommen.”

Es gab Aussagen, Aussagen und noch mehr Aussagen. Die Akte zu diesem Fall war gute zehn Zentimeter dick, obwohl sie den vollständigen Autopsiebericht und die Beweismittel aus der Abteilung für Fingerabdrücke noch gar nicht enthielt. Beide Männer waren sich einig, dass die Sache bei Gericht durchgehen würde, und Parfitt glaubte fest daran, davon auch die Leute im CPS überzeugen zu können.

ACHTER TAG – DIENSTAG

Am nächsten Tag saßen Price und Cornish wieder auf der Anklagebank des Gerichtsaals Nummer eins an der Highbury Corner. Den Vorsitz führte Mr. Stein, und Miss Sundaran repräsentierte die Krone. Hinter der Glasscheibe zur Zuschauergalerie beobachteten ihre Eltern voller Stolz, wie sie in ihrem ersten Mordfall plädierte. Mr. Slade wirkte ein wenig bedrückt.

Mr. Stein machte es kurz und bündig. Der Gerichtsbeamte las die neue Anklage vor – Mord. Wie immer erhob sich Mr. Slade, um zu sagen, dass seine Mandanten alles abstritten und sich ihr Recht auf Verteidigung vorbehielten. Mr. Stein zog eine Augenbraue hoch und blickte Miss Sundaran an, die für die Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft um eine weitere Woche plädierte.

“Mr. Slade?”, fragte er.

“Kein Antrag auf Kaution, Sir.”

“Stattgegeben, Miss Sundaran. Die nächste Anhörung wird für nächsten Dienstag, elf Uhr vormittags festgesetzt. Abführen.”

Price und Cornish wurden wieder in den Gefängnisbus gebracht. Miss Sundaran hielt jetzt die vollständige Akte über die beiden in Händen, worüber sie sehr erfreut war. Im Büro hatten sie ihr gesagt, dass dieser Fall sicherlich vor ein höheres Gericht kommen würde, zusammen mit ihr. Innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden würde das CPS die Akte an Mr. Slade weiterleiten. Dann konnte die Verteidigung mit den Prozessvorbereitungen beginnen.

Eine undankbare Aufgabe, diese Verteidigung, dachte Slade schon jetzt. Wenn ich die beiden da durchkriegen will, brauche ich ein Genie mit Perücke.

Das Treffen mit dem Polizeizeichner verlief erfreulich. Der Sanitäter und der Police Constable einigten sich schnell, wie der Mann, der vor einer Woche auf der Straße gelegen hatte, ungefähr ausgesehen hatte, und der Künstler machte sich an die Arbeit. Es war echte Teamarbeit. Der Künstler zeichnete, radierte und zeichnete neu. Ein Gesicht entstand. Die Stellung der Augen, die kurzgeschnittenen grauen Haare, der Schwung des Kiefers. Beide Männer hatten das Opfer nur mit geschlossenen Augen gesehen. Der Zeichner öffnete sie nun - und schon blickte sie ein Mann an, der noch vor kurzem gelebt hatte. Bloß dass er jetzt nur noch aufgeschnittenes und wieder zusammengenähtes Fleisch in einer Gefrierschublade war.

Luke Skinner übernahm den Rest. Er hatte Kontakt zu einem der leitenden Beamten im Pressebüro von Scotland Yard. Am nächsten Tag sollte die Geschichte groß im *Evening Standard* herauskommen. Am späteren Abend setzten sich die beiden mit dem zuständigen Kriminalkorrespondenten der Zeitung zusammen. Sie alle wussten, dass der August in der Presse als “Saure-Gurken-Zeit”

galt. Es gab wenig Neues, aber jetzt hatten sie eine echte Story anzubieten. Der Kriminalkorrespondent biss an. Er sah die Headline bereits vor sich: ZU TODE GETRAMPELT. KENNEN SIE DIESEN MANN? Unter der Zeichnung dann eine genauere Beschreibung des Mannes, mit besonderer Betonung des zertrümmerten rechten Beins und der Hüfte, die ein starkes Hinken verursachten. Skinner wusste, dass sie mehr nicht erwarten konnten. Es war ihre letzte Chance.

NEUNTER TAG – MITTWOCH

Der *Evening Standard* ist Londons einzige Abendzeitung. Zu ihrem Einzugsbereich gehört neben der Hauptstadt fast der gesamte Südosten Englands. Skinner hatte Glück. In der letzten Nacht war außergewöhnlich wenig passiert, so dass die Zeichnung des Mannes es auf die Titelseite schaffte. KENNEN SIE DIESEN MANN?, wurde in fetten Lettern gefragt, dann kam der Hinweis auf mehr Details im Innenteil der Zeitung.

Dort wurde das ungefähre Alter des Mannes angegeben, Körpergröße, Statur, Haare und Augenfarbe. Sie beschrieben die Kleidung, die er zur Zeit des Überfalls getragen hatte, und äußerten die Vermutung, dass der Mann auf dem örtlichen Friedhof gewesen sei, um Blumen auf das Grab einer Mavis Hall zu stellen. Auf dem Rückweg zur Bushaltestelle sei er dann überfallen worden. Den krönenden Abschluss des Artikels bildete das Detail des Beins, das ihm vor ungefähr zwanzig Jahren zertrümmert worden war, was ein starkes Hinken verursachte.

Burns und Skinner warteten einen ganzen Tag lang hoffnungsvoll

am Telefon, aber es blieb stumm. Auch am nächsten und übernächsten Tag meldete sich niemand. Ihre Hoffnung schwand.

Ein Coroner's Court, ein kurzes gerichtliches Verfahren zur Untersuchung der Todesursache, wurde offiziell eröffnet und sofort vertagt. Der vorsitzende Coroner verweigerte der Gemeinde das Recht, ein anonymes Grab anzulegen. Schließlich müsse man immer noch damit rechnen, dass sich jemand melden könne.

“Ist das nicht komisch und gleichzeitig auch sehr traurig, Guv?“, fragte Skinner, als er mit Burns zum Dover-Knast zurückging. “Da lebt man in einer verdammten Großstadt wie London mit Millionen von Menschen um sich rum, doch wenn man ein zurückgezogenes Leben führt wie offensichtlich dieser Mann, weiß die Welt noch nicht einmal, dass man existiert.”

“Irgendjemand muss es wissen“, erwiderte Burns. “Irgendein Kollege oder Nachbar. Aber vermutlich sind sie gerade alle verweist. August, verdammter August.”

ZEHENTER TAG – DONNERSTAG

Der Ehrenwerte James Vansittart, seines Zeichens Kronanwalt, stand am Erkerfenster seines Amtszimmers und schaute über den Park auf die Themse hinaus. Er war zweiundfünfzig Jahre alt und einer der angesehensten und erfolgreichsten Barrister der gesamten Londoner Anwaltschaft. Bereits im bemerkenswert jungen Alter von dreiundvierzig Jahren hatte man ihn zum Queen's Counsel, zum Kronanwalt, ernannt. Das wirklich Außergewöhnliche daran aber war, dass er überhaupt erst seit achtzehn Jahren als Anwalt arbeitete. Er verdankte seinen Erfolg der Gunst des Schicksals, aber auch seinen eigenen Fähigkeiten. Als er vor zehn Jahren als Assistent eines

wesentlich älteren QC gearbeitet hatte und dieser mitten in einem Verfahren erkrankt war, hatte sich Vansittart bereit erklärt, auch allein weiterzumachen. Der vorsitzende Richter war darüber äußerst erfreut gewesen, da er den Fall andernfalls hätte vertagen und wieder neu aufrollen müssen. Die Innung des älteren QC ging mit seinem Alleingang ein hohes Risiko ein, das sich jedoch mit dem triumphalen Freispruch des Angeklagten auszahlte. In der Anwaltschaft war man sich einig, dass Vansittart die Jury mit seinem forensischen Wissen und seiner Redekunst beeindruckt hatte. Dass später auftauchende Beweismittel bestätigten, dass sein Mandant tatsächlich unschuldig war, hatte ihm ebenfalls nicht geschadet.

Als sich Vansittart im folgenden Jahr beim Lord Chancellor, der damals noch der konservativen Regierung unterstand, um die Position des Kronanwalts bewarb, stieß er auf wenig Widerstand. Hilfreich war sicher auch, dass sein Vater, der Earl of Essendon, als parlamentarischer Geschäftsführer im House of Lords saß. In der Anwaltschaft und in den Clubs von St. James war man sich allgemein einig, dass der zweite Sohn von Johnny Essendon alles Notwendige für den Posten mitbrachte. Dass er auch noch klug war, wurde gern in Kauf genommen.

Vansittart wandte sich vom Fenster ab, ging zu seinem Schreibtisch und rief auf dem Haustelefon seinen Verwaltungschef an. Seit zwanzig Jahren sorgte Michael ‚Mike‘ Creedy für den reibungslosen Ablauf sämtlicher Geschäfte der dreißig Innungsanwälte. Er selbst war es gewesen, der den jungen Vansittart entdeckt hatte, als dieser der Innung gerade erst beigetreten war. Schon bald hatte Creedy vorgeschlagen, ihn in den Vorstand der Innung zu berufen. Er sollte mit seiner Einschätzung des Mannes Recht behalten: Fünfzehn Jahre später war aus dem neuen Juniorpartner der Vorstandsvorsitzende der Innung geworden, der gleichzeitig als leuchtender Stern am Juristenhimmel galt. Er hatte eine

charmante, begabte Frau, die auf ihrem Landsitz in Berkshire Porträts malte. Zwei Söhne in Harrow rundeten die schöne Erfolgsgeschichte ab.

Die Tür ging auf, und Mike Creedy trat in das elegante, von Bücherregalen eingerahmte Zimmer.

“Mike, Sie wissen, dass ich selten Rechtshilfefälle übernehme.”

“Das ist völlig in Ordnung, Sir.”

“Aber hin und wieder? Sagen wir, einmal im Jahr. Eine Art Pflichterfüllung, gut fürs Image?”

“Einmal im Jahr ist ein guter Schnitt, Mr. Vee. Man sollte nichts übertreiben.”

Vansittart lachte. Creedy war für die Finanzen zuständig, und obwohl dies eine sehr wohlhabende Innung war, mochte er es nicht besonders, wenn “seine” Barrister gegen geringe Bezahlung Rechtshilfefälle übernahmen. Doch jeder hatte nun mal seine Marotten, denen er nachgeben musste. Aber bitte nicht zu oft.

“Denken Sie an einen konkreten Fall?”

“Man hat mir von einem Fall in Highbury Corner berichtet. Zwei junge Männer, die einen Fußgänger überfallen und totgeschlagen haben sollen. Sie behaupten, es nicht gewesen zu sein. Möglicherweise stimmt das sogar. Die Namen lauten Price und Cornish. Könnten Sie herausfinden, wer sie verteidigt, und die Person fragen, ob ich sie anrufen darf.”

Eine Stunde später saß Lou Slade vor seinem Telefon und starrte es an, als wäre es plötzlich aus Gold und mit Diamanten besetzt.

“Vansittart?”, murmelte er vor sich hin, “dieser verdammte Scheißkerl James Vansittart?”

Dann fasste er sich wieder und rief zurück. Am anderen Ende der Leitung meldete sich Mike Creedy.

“Ja, so ist es. Nun, ich fühle mich sehr geehrt. Und ich bin, das gebe ich zu, überrascht. Ja, ich bleibe am Apparat.”

Ein paar Sekunden später war der Anruf durchgestellt und der QC selbst am Apparat.

“Mr. Slade, schön, dass Sie meinen Anruf entgegengenommen haben.”

Die Stimme war unbefangen, selbstbewusst, höflich und hatte einen vornehmen Akzent. Eton, vielleicht auch Harrow. Und das Gardekorps.

Es war ein kurzes Gespräch, doch alles Notwendige wurde geklärt. Slade zeigte sich erfreut darüber, in der Sache Krone gegen Price und Cornish mit Mr. Vansittart zusammenarbeiten zu dürfen. Ja, er habe die vollständige Akte mit sämtlichen Ermittlungsergebnissen, sie sei gerade an diesem Vormittag eingetroffen. Natürlich war er gerne bereit, zu einer ersten Strategiebesprechung mit dem neuen Barrister seiner Mandanten in den Temple zu kommen. Das Treffen wurde für zwei Uhr vereinbart.

Vansittart war genau so, wie Slade ihn sich vorgestellt hatte: weltgewandt, charmant und höflich. Er nötigte seinem Gast eine Tasse Tee aus feinstem Porzellan auf und bot ihm, als er die leicht gelbliche Verfärbung zwischen Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand bemerkte, eine Silberdose mit teuren Zigaretten an. Dankbar steckte Slade sich eine an. Er war ein einfacher Junge aus dem East End, und diese Scheißkerle machten ihn nervös. Vansittart warf einen Blick auf die Akte, öffnete sie aber nicht.

“Sagen Sie, Mr. Slade, was halten Sie von dem Fall? Umreißen Sie ihn mir bitte kurz.”

Slade fühlte sich natürlich geschmeichelt. Dies war sein Tag. Er begann mit dem Moment, als man ihn aus dem Dover-Knast vom Abendessen wegrief, und fasste die Ereignisse der letzten acht Tage

zusammen.

“Mr. Patel scheint also die Schlüsselfigur in dieser Geschichte zu sein. Im Moment ist er der einzige Zeuge”, sagte Vansittart, nachdem er sich alles angehört hatte. “Der Rest sind Indizien und Beweismittel aus der Forensischen. Und hier steht alles drin?”

“Ja, alles steht in der Akte.”

Slade war nur eine Stunde in seinem Büro und eine weitere Stunde im Taxi geblieben, um durch die Akte des CPS zu blättern, doch die Zeit hatte gerade gereicht.

“Aber ich fürchte, die Beweismittel sind ziemlich erdrückend. Und die Mandanten haben keine anderen Alibis als einander. Sie behaupten, entweder in ihrer Wohnung geschlafen zu haben oder zusammen durch die Straßen gestrichen zu sein.”

Vansittart erhob sich und zwang Slade, die halb ausgetrunkene Teetasse abzustellen und seine Zigarette auszudrücken, damit er ebenfalls aufstehen konnte.

“Es war wirklich sehr nett von Ihnen, persönlich vorbeizukommen”, sagte Vansittart, während er Slade zur Tür begleitete. “Ich bin einfach der Ansicht, dass man am besten zusammen arbeitet, wenn man sich schon in einem frühen Stadium persönlich kennenlernt. Und ich danke Ihnen sehr für Ihren Rat.”

Er sagte, er wolle am Abend die Akte durchgehen und Slade am nächsten Tag im Büro anrufen. Slade erklärte, dass er den ganzen Vormittag bei Gericht sei, und sie einigten sich auf ein Telefongespräch um drei Uhr nachmittags.

ELFTER TAG – FREITAG

Der Anruf kam um Punkt drei Uhr.

“Ein interessanter Fall, Mr. Slade, finden Sie nicht? Schwierig, aber vielleicht nicht unanfechtbar.”

“Schwierig genug, wenn Mr. Patel seine Zeugenaussage aufrechterhält, Mr. Vansittart.”

“Zu genau dem Schluss bin ich auch gekommen. Sagen Sie, hatten unsere Mandanten irgendeine Erklärung für ihre Fingerabdrücke auf der Brieftasche oder die Behandlung der gebrochenen Nase drei Stunden nach der Tat?”

“Nein. Alles, was sie sagen ist ‚Weiß nicht‘ und ‚Kann mich nicht erinnern‘. Besonders intelligent sind sie leider nicht.”

“Tja, was soll man da machen? Trotzdem brauchen wir vernünftige Erklärungen. Ich glaube, es ist Zeit für ein erstes Gespräch. Ich würde die beiden gern im ‚Ville‘ besuchen.”

Slade staunte. Das war verdammt schnell.

“Ich fürchte, Montag bin ich den ganzen Tag bei Gericht”, erwiderte er. “Am Dienstag ist die Anhörung zur Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft. Wir könnten uns im Verhörzimmer in der Highbury Corner mit ihnen zusammensetzen, bevor sie wieder ins Ville gebracht werden.”

“Hmmm, ja. Ich hatte gehofft, bereits am Dienstag Einspruch erheben zu können. Mir wäre lieber, ich weiß bis dahin, auf welchem Boden ich mich bewege. Auch wenn ich es hasse, anderen das Wochenende zu verderben, würde es Ihnen morgen passen?”

Slade staunte noch mehr. Einspruch? Ihm wäre noch nicht einmal der Gedanke gekommen, dass ein erfolgreicher QC bei einer rein formalen Anhörung zur Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft überhaupt zugegen sein würde. Sie vereinbarten, sich am nächsten Tag um zehn Uhr morgens im Gefängnis Pentonville zu treffen. Slade

wollte alles mit der Gefängnisverwaltung regeln.

ZWÖLFTER TAG - SAMSTAG

Es schien sich um ein Missverständnis zu handeln. Mr. Vansittart war bereits um Viertel vor neun im Gefängnis. Höflich, aber bestimmt trat er dem Gefängnisbeamten an der Besucherrezeption gegenüber. Sie hätten sich um neun Uhr verabredet, nicht um zehn, und er sei ein vielbeschäftigter Mann. Sicher würde der Solicitor bald auftauchen. Nachdem er sich mit seinem Vorgesetzten besprochen hatte, bat der Beamte einen Kollegen, den Barrister ins Gesprächszimmer zu führen. Um fünf nach neun wurden die beiden Häftlinge in den Raum geführt. Sie starrten den Anwalt finster an, doch der ließ sich davon nicht beeindrucken.

“Es tut mir leid, Mr. Slade hat sich ein bisschen verspätet”, sagte er. “Doch er stößt sicher bald zu uns. In der Zwischenzeit kann ich mich schon mal vorstellen: Mein Name ist James Vansittart. Ich bin der Barrister, der Sie vor Gericht verteidigen wird. Setzen Sie sich doch.”

Der Gefängnisbeamte verließ den Raum. Beide Männer nahmen Vansittart gegenüber am Tisch Platz. Der Barrister setzte sich ebenfalls und zog ihre Akte hervor. Dann schob er eine Zigarettenschachtel und Streichhölzer über den Tisch. Beide Männer zündeten sich gierig eine Zigarette an, und Cornish ließ die Schachtel gleich in die Hosentasche gleiten. Vansittart lächelte sie freundlich an.

“Ihr beiden jungen Kerle habt euch also in Schwierigkeiten gebracht?”

Er blätterte in der Akte, wobei die beiden ihm durch den Nebel des Zigarettenrauchs beobachteten.

“Mr. Cornish...”, er blickte Harry Cornish an, den Mann mit dem strähnigen glatten Haar, “eines Ihrer Probleme ist die Brieftasche. Sie wurde offensichtlich am Sonntagmorgen von einem Mann, der seinen Hund ausführte, auf einem unbebauten Grundstück an der Mandela Road gefunden. Sie lag dicht hinter dem Zaun im Gras. Es besteht kein Zweifel daran, dass sie dem Toten gehörte, und es waren Fingerabdrücke drauf. Leider auch Ihre.”

“Weiß nich”, sagte Cornish.

“Ja, so ist das. Wenn man so viel um die Ohren hat, kann einen das Gedächtnis schon mal verlassen. Aber es muss doch eine harmlose Erklärung dafür geben. Vermutlich werden Sie mir sagen, dass Sie am Mittwochmorgen, dem Tag nach dem Überfall, durch die Mandela Road gingen, um im Café dort etwas zu essen? Und dann haben Sie plötzlich die Brieftasche im Rinnstein liegen sehen.”

Auch wenn Cornish als der Kopf des Duos galt, war er nicht wirklich klug, sondern eher verschlagen. Trotzdem glimmte es in seinen Augen auf.

“Yeah”, stimmte er zu. “So isses gewesen.”

“Wenn es das war, was Sie mir sagen wollten, werde ich es als Ihr gesetzlicher Vertreter natürlich glauben. Und Ihre Version der Ereignisse geht sicher so weiter, dass Sie neugierig waren, wie es jeder andere auch gewesen wäre, und sich gebückt haben, um die Brieftasche aufzuheben. Das erklärt Ihre Fingerabdrücke.”

“Richtig”, sagte Cornish. “Hab ich gemacht.”

“Doch die Brieftasche war leider leer? Überhaupt nichts drin? Da kommt ein Mann doch leicht auf die Idee, so ein Ding wie eine Spielkarte in die Luft und über den Zaun zu schleudern. Ohne sich noch weiter Gedanken über die Sache zu machen. Da lag sie dann auf dem Grundstück, bis ein Hund sie gefunden hat. War es so ähnlich?”

“Richtig”, sagte Cornish. Der neue Anwalt begann ihm zu gefallen. Gerissener Hund. Vansittart zog einen Stapel Kanzleipapier aus der Aktentasche und schrieb mit schneller Hand eine Aussage auf.

“So, hier habe ich Ihre Erklärungen notiert. Bitte lesen Sie es sorgfältig durch. Wenn Sie der Meinung sind, dass es sich genau so zugetragen hat, hätten wir bei Gericht ziemlich gute Chancen. Könnten Sie es dann bitte unterschreiben?”

Cornish war kein schneller Leser, doch er kritzelte seinen Namen unter das Papier.

“Kommen wir zum zweiten Problem, Mr. Price, Ihrer Nase.”

Der Verband war verschwunden, doch die Nase war immer noch rot und geschwollen.

“In meinen Unterlagen steht, Sie hätten sich die Nase im Krankenhaus an der St. Anne’s Road verarzten lassen. Und zwar um fünf Uhr desselben Nachmittags, an dem der arme Mann im Paradise Way überfallen wurde. Die Anklage versucht, das ordentlich aufzublasen.”

“Hat eben wehgetan”, sagte Price.

“Gehen Sie beide eigentlich ab und zu auf ein paar Bierchen aus?”

Sie nickten.

“Und waren Sie am Montag Abend einen trinken?”

Sie blickten verständnislos. Dann nickte Cornish.

“Im King’s Head in der Farrow Street.”

“Sind Sie dort von anderen gesehen worden? Auch vom Barmann?”

Sie nickten wieder.

“Am Montag Abend, dem Tag vor dem Überfall?”

Nicken.

“Könnte es sein, dass Sie mir sagen wollen, Mr. Price habe vielleicht ein Gläschen zuviel getrunken? Auf dem Heimweg wollte er dann in den Rinnstein pinkeln, ist dabei über einen vorstehenden Pflasterstein gestolpert und voll mit dem Gesicht auf ein parkendes Auto gestürzt, wobei er sich die Nase so aufgeschlagen hat.”

Cornish rammte Price einen Ellbogen in die Seite.

“Du weißt doch, Mark. Genauso isses gewesen.”

“Da standen Sie also mit der kaputten Nase, die wie verrückt blutete. Also haben Sie sich das T-Shirt ausgezogen und es sich vors Gesicht gehalten, bis Sie nach Hause gekommen sind und das Bluten aufgehört hat. Und weil Sie so betrunken waren, sind Sie eingeschlafen und erst am Dienstag gegen Mittag wieder wach geworden?”

Cornish grinste.

“So isses, genau so isses, nich Mark?”

“Doch uns fehlen noch immer die fünf Stunden, bis Sie ins Krankenhaus gegangen sind. Sicher wollen Sie mir sagen, dass Sie wegen der Nase kein großes Theater machen wollten. Sie wussten ja nicht, dass sie gebrochen war. Aber als sie nicht aufhörte wehzutun, hat Ihr Kumpel Sie schließlich doch noch überredet, zum Arzt zu gehen. Deshalb sind Sie dann gegen fünf im Krankenhaus erschienen.”

Price nickte eifrig.

“Das war natürlich nach dem Mittagessen. Vielleicht haben Sie ja in irgendeinem Arbeitercafé was zu sich genommen, wo Sie von eins bis halb drei gegessen sind? Dort haben Sie eine *Sun* auf dem Tisch gefunden und die Sportseiten gelesen. Kann das sein? An den Namen des Cafés erinnern Sie sich allerdings nicht mehr, oder?”

Sie schüttelten beide die Köpfe.

“Macht nichts. In der Gegend gibt es Hunderte von solchen Cafés.

Aber in die Nähe von Meadowdene Grove sind Sie den ganzen Tag nicht gekommen?”

“Nee”, sagte Cornish. “Wir waren nur in dem Café und haben Kartoffeln mit Eiern gegessen. So bis halb drei.”

“Es war keines Ihrer Stammlokale?”

“Nee. Da sind wir zufällig reingestolpert. An den Namen erinnern wir uns nicht mehr.”

“Das klingt doch alles recht plausibel. Die Jury müsste es glauben. Solange Sie genau bei dieser Version bleiben. Verändern Sie nichts. Halten Sie die Geschichte kurz und einfach, verstanden?”

Sie nickten. Mr. Vansittart schrieb die zweite Aussage auf. Jetzt gab es auch eine Erklärung, wie Price zu der gebrochenen Nase gekommen war. Price konnte kaum lesen, unterschrieb aber trotzdem. Der Anwalt steckte beide Aussagen in den dicken Aktenordner. In dem Moment betrat ein ziemlich verwirrter Lou Slade das Zimmer. Vansittart erhob sich.

“Mein lieber Mr. Slade. Ein Missverständnis, es tut mir entsetzlich leid. Ich war fest davon überzeugt, dass Sie neun Uhr gesagt haben. Aber keine Sorge, unsere Mandanten und ich sind schon fast fertig.”

Er wandte sich freundlich strahlend an Price und Cornish.

“Wir sehen uns am Dienstag bei Gericht wieder. Dort werden wir jedoch nicht miteinander reden können. Falls Sie mit irgendjemanden die Zelle teilen, verlieren Sie kein Wort über ihren Fall. Manchmal sind Spitzel darunter.”

Er bot dem verärgerten Solicitor an, ihn in seinem Bentley nach Hause zu fahren. Im Auto las Slade die beiden neuen Aussagen.

“Besser”, sagte er. “Wesentlich besser. Zwei starke Verteidigungen. Komisch nur, dass sie mir nichts von all dem erzählt haben. Jetzt haben wir nur noch Patel..”

“Ach ja, Mr. Veejay Patel. Ein ehrbarer Bürger, ein aufrichtiger Mann. Vielleicht sogar so aufrichtig, dass er zugibt, sich vielleicht ein klein wenig geirrt zu haben.”

Mr. Slade hatte seine Zweifel, doch er erinnerte sich daran, dass Vansittart in dem Ruf stand, im Kreuzverhör nur noch von George Carman übertroffen zu werden. Der Tag erschien ihm plötzlich wesentlich freundlicher. Außerdem hatte der Barrister vor, am Dienstag in der Highbury Corner aufzutauchen. Unangemeldet. Das würde sicher ein paar Gemüter erregen. Slade lächelte.

FÜNFZEHNTER TAG – DIENSTAG

Die Gemüter wurden tatsächlich erregt. Miss Prabani Sundaran saß an ihrem Platz an dem langen Tisch vor der Richterbank, als James Vansittart den Gerichtssaal betrat und sich ein paar Schritte von ihr entfernt auf den Platz des Verteidigers setzte. Sie musste mehrmals blinzeln. Der Barrister nickte ihr freundlich zu und lächelte.

Auf der Richterbank machte sich Mr. Jonathan Stein noch Notizen zu dem vorangegangenen Fall. Seine jahrelange Erfahrung half ihm, auch jetzt eine unbewegte Mine zu behalten. Hinter Vansittart saß Lou Slade.

“Führen Sie Price und Cornish herein!”, rief der vorstehende Gerichtsbeamte.

Die beiden Ganoven wurden in Handschellen und von Gefängnisbeamten flankiert zur Anklagebank geführt. Vansittart

erhob sich.

“Euer Ehren, mein Name ist James Vansittart, und ich vertrete zusammen mit meinem Freund Mr. Louis Slade die Beschuldigten.”

Er nahm wieder Platz. Der Richter blickte ihn nachdenklich an.

“Mr. Vansittart, wir befinden uns hier in einer Anhörung zur Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft um eine weitere Woche.”

Beinahe hätte er das Wort “nur” benutzt. Vansittart sprang wieder auf.

“So ist es, Sir.”

“Gut. Ms. Sundaran, bitte fangen Sie an.”

“Danke, Sir. In der Verhandlungssache Mark Price und Harry Cornish beantragt die Krone, die Untersuchungshaft eine weitere Woche aufrechtzuerhalten.”

Jonathan Stein blickte zu Vansittart hinüber. Er würde doch sicher nicht vorschlagen...?

“Kein Antrag auf Kautions, Sir”, sagte der Barrister.

“Gut, Ms Sundaran, stattgegeben.”

Stein fragte sich, was dies alles sollte. Da hatte sich Vansittart schon wieder erhoben.

“Die Verteidigung würde jedoch gern einen anderen Antrag stellen.”

“Bitte.”

“Die Verteidigung möchte wissen, Sir, ob es noch weitere Punkte gibt, die von der Anklage untersucht werden müssen, oder ob die Ermittlungen in dieser Strafsache abgeschlossen sind und dem Stand entsprechen, wie er sich der Verteidigung nach Akteneinsicht darstellt.”

Er setzte sich wieder und blickte Miss Sundaran an. Äußerlich bewahrte sie die Fassung, auch wenn in ihrem Magen ein Schwarm

Schmetterlinge zu flattern schien. Sie war bisher immer davon ausgegangen, dass ein Verfahren seinen normalen Lauf nahm, so wie sie es im Studium gelernt hatte. Irgendjemand hatte etwas durcheinander gebracht.

D.I. Jack Burns, der hinter ihr saß, beugte sich vor und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

“Soweit ich informiert bin, Sir, ist der Verstorbene noch nicht identifiziert worden. In dieser Hinsicht sind die Ermittlungen noch nicht abgeschlossen.”

Vansittart erhob sich erneut.

“Euer Ehren, die Verteidigung bestreitet nicht, dass ein Mann auf tragische Weise ums Leben gekommen ist. Aus diesem Grund konnte er auch nicht aussagen und auf irgendeine Weise zu diesem Strafverfahren beitragen. Der genaue Nachweis seiner Identität ist deshalb nicht mehr als Beweismittel zu werten. Die Verteidigung muss ihre Frage noch einmal wiederholen: Kann in dieser Strafsache das Hauptverfahren eröffnet werden?”

Im Gerichtssaal war es still geworden.

“Ms. Sundaran?”, fragte Stein leise.

Sie wirkte wie eine junge Pilotin, die ihren ersten Alleinflug absolvierte. Gerade war ihr Motor explodiert, und jemand stellte ihr die Frage, was sie jetzt zu tun gedenke.

“Von Seiten der Anklage halte ich die Ermittlungen für abgeschlossen, Sir.”

Vansittart hatte sich wieder erhoben.

“In diesem Fall, Herr Richter, beantrage ich, dass heute in einer Woche das Vorverfahren beendet wird. Sie kennen wie ich das Sprichwort ‚Aufgeschobenes Recht ist Unrecht‘. Meine Mandanten sitzen jetzt seit zwei Wochen in Haft, und zwar für ein Verbrechen, das sie ganz entschieden abstreiten. Da Anklage und Verteidigung

ihre Ermittlungen abgeschlossen haben, bitte ich, das Verfahren nicht weiter zu verzögern.”

Jonathan Stein dachte nach. Vansittart hatte sich für eine sehr riskante Strategie entschieden. Als Richter im Vorverfahren kam ihm nicht die Aufgabe zu, die Angeklagten als schuldig oder unschuldig zu verurteilen. Er musste nur entscheiden, ob ein eindeutiger Tatbestand vorlag und die Beweismittel ausreichten, um die Strafsache zum Hauptverfahren ins berühmte Old Bailey, den obersten Strafgerichtshof, zu überstellen. In der Regel trat erst dort ein Barrister auf. Wenn der große Queen’s Counsel Vansittart sich herabgelassen hatte, in der Highbury Corner zu erscheinen, legte das nahe, dass er eine Einstellung des Verfahrens bewirken wollte.

“Gut, stattgegeben”, sagte er. “Heute in einer Woche.”

“Sir, die Verteidigung wird beantragen, nein, sie beantragt schon jetzt, dass die Krone zu dem Termin alle ihre Zeugen zum Kreuzverhör beibringt.”

Sie würden also eine Generalprobe haben. Wenn ein verteidigender Barrister ein Kreuzverhör durchführt, legt er alle Trümpfe der Verteidigung auf den Tisch. Normalerweise ist es die Anklage, die der Verteidigung Einblick in alle Beweismittel gewähren muss, während die Verteidigung ihre Strategie bis zum Beginn der Hauptverhandlung geheimhalten kann. Die einzige Ausnahme von dieser Regel bilden überraschende, aus dem Nichts auftauchende Alibis.

“Stattgegeben. Miss Sundaran, Sie haben eine Woche, um die Zeugen vorzubereiten und vor Gericht zu bringen.”

SECHZEHNTER TAG – MITTWOCH

Prabani Sundaran war in Panik und wandte sich mit ihren Ängsten an einen Vorgesetzten im CPS.

“Sir, ich brauche einen erfahrenen Barrister, der mich nächsten Dienstag unterstützt. Mit Vansittart kann ich es nicht aufnehmen.”

“Es wird Ihnen nichts anderes übrigbleiben, Prabani”, sagte ihr Vorgesetzter. “Die eine Hälfte meiner Mannschaft ist noch immer in Urlaub. Sie wissen ja, August. Die andere steckt bis über beide Ohren in Arbeit.”

“Aber, Sir. Vansittart wird die Zeugen der Anklage in die Mangel nehmen.”

“Hören Sie, es handelt sich nur um eine Überstellung ins Hauptverfahren. Eine reine Formsache. Vansittart hat sich für eine sehr riskante Strategie entschieden. Zu riskant. Das Gerichtsprotokoll wird uns Einsicht in die komplette Verteidigung gewähren. Das ist doch wunderbar. Ich wünschte, es wäre immer so.”

“Und was ist, wenn Mr. Stein das Verfahren einstellt?”

“Jetzt gehen Sie aber zu weit, Prabani. Bleiben Sie ruhig. Stein wird nichts dergleichen tun. Er weiß, was ein überzeugender Tatbestand ist. Wir haben die Identifizierungen durch Mr. Patel und seine absolut dichte Aussage. Wenn er dabei bleibt, wird Stein die Sache ans Bailey überstellen. Ohne Patel gäbe es überhaupt kein Verfahren. Jetzt gehen Sie, und ziehen Sie das einfach durch.”

Am Nachmittag wurde alles noch schlimmer. Der leitende Magistratsbeamte kam vorbei. Eines ihrer Verfahren sei eingestellt worden. Jetzt war der ganze Freitag frei. Ob sie ihr Verfahren auf Freitag ansetzen könne? Prabani Sundaran überlegte in Windeseile. Außer Mr. Patel und Mr. Whittaker, der Mann mit dem Hund, waren alle Zeugen von ihrer Seite Profis. Ihnen blieb nichts anderes, als sich die Zeit zu nehmen. Sie bat um eine Stunde Bedenkzeit und telefonierte herum. Um vier Uhr rief sie im Magistrat an und willigte

ein.

James Vansittart wurde um fünf Uhr angerufen. Auch er willigte ein. Man informierte das Pentonville Gefängnis. Freitag, zehn Uhr morgens. Gerichtssaal Nummer eins Vorsitzender Richter Mr. Jonathan Stein.

ACHTZEHNTER TAG – FREITAG

Die Krone hatte elf Zeugen geladen, und sie begannen mit dem Constable, der als erster am Tatort erschienen war. Er bestätigte, dass er an jenem Dienstag um kurz nach zwei mit einem Kollegen in einem geparkten Streifenwagen gegessen hatte, als ihn der Ruf aus der Zentrale erreichte. Sie wurden gebeten, zum Opfer eines Raubüberfalls zu fahren, das im Paradise Way auf der Straße lag. Vier Minuten nach dem Anruf seien sie dort gewesen. Während sein Kollege Verstärkung anforderte, habe er sich so gut wie möglich um den Mann, der auf der Straße lag, gekümmert. Innerhalb der nächsten fünf Minuten sei der Rettungswagen eingetroffen und habe das Opfer ins Krankenhaus gebracht. Weitere fünfzehn Minuten später sei ein uniformierter Inspector aufgetaucht und habe den Fall übernommen.

James Vansittart lächelte den jungen Mann an.

“Keine Fragen”, sagte er, und der erleichterte Constable ging zurück auf seinen Platz in einer der hinteren Reihen des Gerichtssaals. Der zweite Zeuge war der uniformierte Inspector. Auch er wurde von Ms Sundaran durch seine Aussage geführt. Als er fertig war, erhob sich Vansittart.

“Inspector, hatten sich zu dem Zeitpunkt, als Sie am Tatort eintrafen, bereits Zuschauer auf der Straße versammelt?”

“Ja, Sir.”

“Waren noch andere Polizeibeamten in Ihrer Begleitung?”

“Ja, Sir. Wir waren zu zehnt.”

“Haben Sie Ihre Kollegen angewiesen, jede anwesende Person zu verhören, um einen möglichen Augenzeugen des Überfalls zu finden?”

“Das habe ich, Sir.”

“Haben Sie zu dem gleichen Zweck Ihre zehn Kollegen in jedes Haus und in jede Wohnung geschickt, von der man den Tatort überblicken konnte?”

“Ja, Sir.”

“Wie viel Stunden haben Sie insgesamt damit verbracht?”

“Ich habe das Team bei Einbruch der Dämmerung zurückgerufen, gegen acht Uhr.”

“Demnach haben Ihre Männer fast sechs Stunden damit verbracht, Passanten auf der Straße anzusprechen und an Türen zu klopfen?”

“Ja, Sir.”

“Haben Ihre Männer in dieser Zeit einen Augenzeugen aufgetrieben, der entweder den Überfall gesehen hat oder zwei Männer, auf welche die Beschreibung meiner Mandanten zutrifft?”

“Nein, Sir.”

“Sie haben also nach, sagen wir, über hundert Anfragen nicht einmal die Spur eines Beweismittels gefunden, das meine Mandanten mit der Zeit und dem Ort des Verbrechens in Verbindung bringt?”

“Nein, Sir.”

“Vielen Dank, Inspector. Ich habe keine Fragen mehr.”

Als nächstes war Jack Burns an der Reihe. Seine lange Aussage begann mit dem ersten Anruf, der ihn in der Kantine erreicht hatte,

und endete damit, dass Price und Cornish des Mordes angeklagt wurden. Dann erhob sich Vansittart.

“Sie haben sehr gründlich in diesem Fall ermittelt, Mr. Burns?”

“Das hoffe ich, Sir.”

“Keinen Stein auf dem anderen gelassen?”

“Das möchte ich behaupten.”

“Wie viele Beamten waren im Team der Spurensicherung?”

“Das POLSA-Team war ungefähr zwölf Mann stark.”

“Doch Sie haben keine Blutspuren von Mr. Price in der Nähe des Tatorts gefunden?”

“Nein, Sir.”

“Wir haben es also mit einer verletzten und gebrochenen Nase zu tun, aus der das Blut nur so herausquillt, ohne dass auch nur ein einziger Tropfen auf den Boden fällt?”

“Wir haben keinen gefunden, Sir.”

So leicht ließ Burns sich nicht von einem Anwalt ködern.

“Sehen Sie, Mr. Burns, mein Mandant wird behaupten, dass Sie keine Blutspuren von ihm gefunden haben, weil er sich dort nicht die Nase gebrochen hat. Er war nämlich an jenem Dienstag noch nicht einmal in der Nähe des Tatorts. Mr. Burns, wenn...”

Statt Fragen zu stellen, hatte Vansittart eine kurze Rede gehalten. Er wusste, dass es keine Jury gab, die er damit beeindrucken konnte. Die Rede war an den Magistratsrichter Jonathan Stein gerichtet, der ihn mit unbewegter Mine anblickte und sich Notizen machte. Miss Sundaran kritzelte ebenfalls wild auf ihren Block.

“Haben die Spurensicherer beim Durchkämmen der Gegend noch nach anderen Dingen gesucht, die von den Tätern stammen könnten?”

“Ja, Sir.”

“Wie viele Müllsäcke haben sie gefüllt?”

“Zwanzig, Sir.”

“Wurden deren Inhalte mit den feinsten Staubkämmen untersucht?”

“Ja, Sir.”

“Und hat es in den zwanzig Müllsäcken irgendein Beweismittel gegeben, das meine Mandanten mit der Zeit und dem Ort des Verbrechens in Zusammenhang bringt?”

“Nein, Sir.”

“Trotzdem haben Sie bereits am Mittag des folgenden Tages aktiv nach Mr. Price und Mr. Cornish gesucht, um sie festzunehmen. Warum?”

“Weil ich an jenem Tag zwischen elf und zwölf Uhr vormittags zwei positive Identifikationen erhalten habe.”

“Ausgehend von der CRO-Fotosammlung, dem so genannten Verbrecheralbum?”

“Ja, Sir.”

“Die Identifikationen stammen von dem Lebensmittelhändler Mr. Veejay Patel?”

“Ja, Sir.”

“Sagen Sie mir, Inspector, wie viele Fotos hat sich Mr. Patel angeschaut?”

Jack Burns warf einen Blick in seine Notizen.

“Siebenundsiebzig.”

“Und warum siebenundsiebzig?”

“Weil er auf dem achtundzwanzigsten Foto eindeutig Mark Price erkannte und auf dem siebenundsiebzigsten Harry Cornish.”

“Siebenundsiebzig – ist das die exakte Zahl der jungen weißen

Männer, die im Nordostquadranten Londons irgendwann einmal der Polizei aufgefallen sind?"

"Nein, Sir."

"Ist die Zahl höher?"

"Ja, Sir."

"Über wie viele Fotos verfügten Sie an jenem Morgen, Mr. Burns?"

"Ungefähr vierhundert."

"Vierhundert. Und trotzdem haben sie nach der Nummer siebenundsiebzig Schluss gemacht."

"Die Identifikationen waren absolut eindeutig."

"Und Mr. Patel hatte nicht die Gelegenheit, sich die übrigen dreihundertdreißig Fotos anzuschauen?"

Eine langes Schweigen trat ein.

"Nein, Sir."

"Detective Inspector Burns, mein Mandant Mr. Price ist, vom Hals aufwärts betrachtet, ein bulliger weißer Mann in den Mitzwanzigern mit kahl geschorenem Schädel. Wollen Sie dem Gericht weismachen, dass es unter Ihren vierhundert Fotos keines mehr gibt, das dieser Beschreibung entspricht?"

"Das kann ich nicht behaupten."

"Ich würde vermuten, dass es mindestens zwanzig sind. Unteretzte junge Männer, die sich den Schädel kahl rasieren lassen, gibt es heutzutage wie Sand am Meer. Und trotzdem bekam Mr. Patel keine Gelegenheit, das Foto von Mr. Price mit ähnlichen Gesichtern unter den vierhundert aufgelisteten Fotos zu vergleichen?"

Schweigen.

"Sie müssen antworten, Mr. Burns", sagte der Richter leise.

“Nein, Sir, die bekam er nicht.”

“Es hätte also irgendwo in der Liste ein Gesicht geben können, das dem von Mr. Price deutlich ähnlich sieht. Mr. Patel konnte sie jedoch nicht miteinander vergleichen, weiterblättern, wieder zurückblättern oder beide nebeneinander halten, bevor er seine Entscheidung traf.”

“Es hätte ein solches Foto geben können.”

“Vielen Dank, Mr. Burns, ich habe keine Fragen mehr.”

Das war schlecht gelaufen. Die Bemerkung, untersetzte junge Männer mit rasiertem Schädel gebe es wie Sand am Meer, hatte Eindruck bei Mr. Stein gemacht. Natürlich sah auch er fern, und der Anblick von Fußballhooligans in den Sportarenen war ihm vertraut.

Mr. Carl Bateman hielt seine Aussage absolut sachlich. Er beschrieb, wie ein bewusstloser Mann ins Royal London eingeliefert wurde, und schilderte alle Behandlungsmaßnahmen, die er vor der Operation durchführte. Doch als er fertig war, erhob sich Vansittart wieder.

“Nur eine ganz kurz Frage, Mr. Bateman. Haben Sie zu irgendeinem Zeitpunkt die rechte Faust des Mannes untersucht?”

Bateman runzelte verwundert die Stirn.

“Ja, das habe ich.”

“Direkt, als er eingeliefert wurde, oder später?”

“Später.”

“Wurden Sie darum gebeten?”

“Ja.”

“Wer hat Sie darum gebeten?”

“Detective Inspector Burns.”

“Hat Mr. Burns Sie gebeten, die Knöchel des Handrückens auf Verletzungen zu untersuchen?”

“Ja, das hat er.”

“Gab es Verletzungen?”

“Nein.”

“Wie lange arbeiten Sie schon in der Unfall-Notaufnahme?”

“Zehn Jahre.”

“Sie sind also ein erfahrener Arzt. Sicher haben Sie schon oft gesehen, welche Spuren ein Faustschlag hinterläßt – sowohl im Gesicht des Angegriffenen als auch auf der Faust selbst.”

“Ja, das habe ich.”

“Wenn jemand mit der Faust so fest zuschlägt, dass er die Nase eines wesentlich größeren Mannes zertrümmert, müsste das nicht Spuren an den Knöcheln hinterlassen?”

“Eigentlich schon.”

“Wie hoch schätzen Sie die Wahrscheinlichkeit einer solchen Verletzung ein? Achtzig Prozent?”

“Ja, das könnte so stimmen.”

“Hautabschürfungen an den Knöcheln? Blutergüsse über den feinen Knochen der Mittelhand?”

“Vermutlich eher Blutergüsse an der Mittelhand.”

“Ähnliche Verletzungen, wie man sie bei Boxern findet?”

“Ja.”

“Doch auf der rechten Faust des Mannes, der mittlerweile leider verstorben ist, haben Sie nichts dergleichen gefunden?”

“Nein.”

“Danke, Mr. Bateman.”

Carl Bateman konnte nicht wissen, dass der Hinkende gar nicht die geballte Faust benutzt hatte, sondern einen viel gefährlicheren Schlag. Er hatte den offenen Handballen mit voller Kraft aus der

Taille hochschnellen lassen und seinen Angreifer unter der Nase erwischt. Wäre Price nicht kräftig wie ein Ochse und von vielen Schlägereien abgehärtet gewesen, hätte er unter dem Schlag bewusstlos zusammenbrechen müssen.

Der Neurochirurg Mr. Paul Willis machte seine Aussage und verließ den Zeugenstand wieder, ohne dass Vanittart eine Frage stellte. Dr. Melrose vom Krankenhaus in St. Anne's Road erging es anders.

“Dr. Melrose, haben Sie, als Sie zwischen fünf und halb sechs am Dienstagnachmittag vor zwei Wochen die Nase von Mr. Price untersuchten, Blutspuren in den Nasenlöchern gefunden?”

“Ja.”

“Waren sie verkrustet oder noch frisch?”

“Beides. Unten in den Nasenlöchern war das Blut bereits verkrustet, weiter oben war es noch flüssig.”

“Sie haben einen doppelten Bruch des Nasenbeins und eine seitliche Verschiebung des Knorpels diagnostiziert?”

“Ja.”

“Sie haben dann die gebrochenen Knochen wieder in die richtige Position gebracht und die Nase anschließend verplastert, um dem natürlichen Heilungsprozess seinen Lauf zu lassen?”

“Ja, genau so war es.”

“Angenommen, der Patient hat, bevor er ins Krankenhaus gekommen ist, trotz der Schmerzen selbst versucht, seine Nase wieder gerade zu biegen. Hätte das neue Blutungen zur Folge gehabt?”

“Ja, das hätte es.”

“Wenn man so einen Versuch der Selbstbehandlung in Erwägung zieht - wie viele Stunden können Ihrer Meinung nach zwischen der

Verletzung und dem Krankenhausbesuch von Mr. Price liegen?”

“Sicherlich mehrere Stunden.”

“Genauer bitte. Drei Stunden? Zehn? Oder sogar mehr?”

“Schwer zu sagen. Ganz genau lässt sich das leider nicht einschätzen.”

“Dann lassen Sie mich einen möglichen Hergang der Ereignisse schildern. Ein Mann geht am Montag Abend aus, betrinkt sich im Pub ganz entsetzlich und will auf dem Heimweg in den Rinnstein urinieren. Über einen vorstehenden Pflasterstein gerät er ins Stolpern, stürzt nach vorn und schlägt sich die Nase an der Ladeklappe des Lastwagens eines Bauhandwerkers auf, der am Straßenrand parkt. Könnte die Verletzung, die Sie gesehen haben, von so einem Sturz am Vorabend stammen?”

“Möglicherweise.”

“Bitte, Mr. Melrose, ja oder nein? Wäre das möglich?”

“Ja.”

“Danke, Doktor. Ich habe keine Fragen mehr.”

Vansittart hatte sich verschlüsselt an Jonathan Stein gewandt, und seine Botschaft war laut und deutlich angekommen: Genau so lautet die Erklärung meines Mandanten, wollte er damit sagen. Wenn er dabei bleibt, wird die Anklage das nicht widerlegen können. Das wussten sie beide.

Im hinteren Teil des Gerichtsaals fluchte Jack Burns innerlich. Hätte Melrose nicht einfach darauf bestehen können, dass die Verletzung höchstens vier Stunden alt war, als er sie behandelte? Kein Mensch hätte das Gegenteil beweisen können. Zum Teufel mit diesen gewissenhaften, ehrlichen Ärzten!

Mr. Paul Finch war der Chef der Forensischen Abteilung. Er war kein Polizeibeamter, denn in der Forensischen beschäftigte man

schon seit Jahren zivile Wissenschaftler.

“Sie haben eine größere Menge Kleidungsstücke aus der Wohnung der beiden Beschuldigten erhalten?”

“Ja, das habe ich.”

“Und außerdem jedes einzelne Kleidungsstück, das vom Opfer zur Zeit des Überfalls getragen wurde?”

“Ja.”

“Sie haben alles mit den modernsten Geräten untersucht, um zu überprüfen, ob sich irgendwelche Faserspuren des einen Kleiderhaufens auf dem anderen wiederfinden?”

“Ja.”

“Gab es solche Spuren?”

“Nein.”

“Sie haben außerdem ein blutdurchtränktes T-Shirt erhalten?”

“Ja.”

“Und eine Blutprobe meines Mandanten Mr. Price?”

“Ja.”

“Passten die Blutproben zueinander?”

“Ja.”

“Gab es noch andere Blutspuren auf dem T-Shirt?”

“Nein.”

“Haben Sie irgendwelche Blutproben vom Gehsteig im Paradise Way oder aus den Straßen von Meadowdene Grove erhalten?”

“Nein.”

“Haben Sie Blutproben erhalten, die an, um oder unter dem Lastwagen eines Bauhandwerkers in der Farrow Street gefunden wurden?”

Mr. Finch war jetzt völlig verwirrt. Er schaute zur Richterbank

hoch, bekam von dort aber keine Hilfe. Miss Sundaram wirkte selbst völlig ratlos.

“Aus der Farrow Street? Nein?”

“Genau. Keine weiteren Fragen mehr.”

Mr. Hamilton trug seinen Autopsiebericht mit fröhlichem Selbstvertrauen vor. Die Todesursache seien schwere axonale Verletzungen am Hirnstamm infolge wiederholter schwerer Schläge auf den Schädel gewesen, wie sie zum Beispiel durch Siefeltritte erfolgen könnten.

“Haben Sie bei der Autopsie jeden Zentimeter des Körpers untersucht?”, fragte James Vansittart.

“Natürlich.”

“Einschließlich der rechten Hand?”

Mr. Hamilton schaute in seine Notizen.

“Ich habe mir über die rechte Hand nichts notiert.”

“Weil sie nicht beschädigt war?”

“Das ist die einzige Erklärung dafür.”

“Danke, Mr. Hamilton.”

Im Unterschied zu den anderen gerichtserfahrenen Zeugen war Mr. Whittaker, der Mann mit dem Hund, ein wenig nervös und hatte sich für seinen Auftritt besonders fein angezogen. Er trug einen Blazer mit den Abzeichen der Royal Artillery. Dazu war er berechtigt, weil er in seiner Zeit beim National Service Feldwebelleutnant gewesen war.

In seinem “Club der über Sechzigjährigen” war die Nachricht, dass er in einem Mordprozess aussagen würde, mit freudiger Erregung aufgenommen worden, und der dankbare, aber verwirrte Hund Mitch hatte jede Menge Streicheleinheiten erhalten.

Miss Sundaram stellte die Fragen, und Mr. Whittaker beschrieb

dem Gericht, wie er Mitch auf seinen täglichen Spaziergang am frühen Morgen kurz nach Tagesanbruch geführt hatte. Weil er befürchtete, es könne zu regnen beginnen, hatte er an jenem Tag auf dem Heimweg eine Abkürzung über das eingezäunte unbebaute Grundstück genommen, auf das er durch eine fehlende Zaunlatte gelangt war. Er erklärte, dass Mitch, der frei umherlief, mit einem Gegenstand im Maul zu ihm gekommen sei. Es sei eine Brieftasche gewesen. Er habe sich an den Aufruf in der Freitagszeitung erinnert und sie beim Polizeirevier in der Dover Street abgeliefert.

Als er mit seiner Aussage fertig war, erhob sich jemand. Es war der Mann in dem West-End-Anzug. Mr. Whittaker wusste, dass er die Schurken auf der Anklagebank vertrat. Zu seinen Zeiten hätte man solche Typen einfach gehängt und fertig. Dieser Mann war also der Feind. Allerdings lächelte er ihn ausnehmend freundlich an.

“So ein früher Sommermorgen ist doch die beste Stunde des Tages. Kühl, ruhig und kaum Menschen in den Straßen, oder?”

“Ja, das gefällt mir daran.”

“Mir auch. Ich gehe ebenfalls oft zu der Zeit mit meinem Jack Russell spazieren.”

Er lächelte wieder sehr freundlich. Vielleicht doch kein schlechter Kerl. Obwohl Mitch eine Promenadenmischung war, hatte Mr. Whittaker in seiner Zeit als Busfahrer mal einen Jack Russel besessen. Der blonde Mann war vielleicht doch ganz in Ordnung.

“Sie sind also über das unbebaute Grundstück gegangen und haben Mitch frei laufen lassen?”

“Ja.”

“Und plötzlich kommt er zu Ihnen und trägt etwas im Maul?”

“Ja.”

“Haben Sie gesehen, wo genau er es gefunden hat?”

“Nicht genau.”

“Hätte es in ungefähr zehn Meter Entfernung vom Zaun sein können?”

“Also, ich war schon ungefähr zwanzig Meter ins Grundstück gelaufen, als Mitch von hinten kam.”

“Dann hätte er die Brieftasche also auf den ersten zehn Metern nach dem Zaun aufstöbern können?”

“Ja, ich denke schon.”

“Danke, Mr. Whittaker.”

Der alte Mann staunte. Ein Gerichtsdiener führte ihn aus dem Zeugenstand. War das alles gewesen? Man brachte ihn in den hinteren Teil des Gerichtsaals, wo er einen Platz fand.

Auch für die Untersuchung von Fingerabdrücken stellt die Polizei zivile Experten ein. Mr. Clive Adams war so ein Experte.

Er beschrieb die Brieftasche, die man ihm geschickt hatte und auf der er drei verschiedene Fingerabdrücke entdeckte. Die Abdrücke des Finders, Mr. Whittaker, und die des verstorbenen Besitzers habe er entfernt. Den dritten Abdruck habe er dann eindeutig Harry Cornish zuordnen können. Mr. Vansittart erhob sich.

“Irgendwelche Verwischungen?”

“Ein paar.”

“Wie entstehen Verwischungen, Mr. Finch?”

“Zum Beispiel, wenn ein Fingerabdruck über einem anderen liegt oder ein Fingerabdruck gegen eine andere Oberfläche reibt. Solche Verwischungen können dann als Beweismittel dienen.”

“Kann so eine Reibung auch in einer Kleidungs tasche erfolgen?”

“Ja.”

“Welches waren die deutlichsten Abdrücke?”

“Die von Mr. Whittaker und Mr. Cornish.”

“Und die befanden sich außen auf der Brieftasche?”

“Ja. Allerdings gab es innen auch zwei Abdrücke von Cornish.”

“Die Abdrücke von Mr. Whittaker entstanden demnach, als er die Brieftasche in Händen hielt. Es gibt keine Verwischungen, die nahelegen, dass er die Brieftasche in eine enge Tasche gesteckt hat.”

“Nein, sieht nicht so aus.”

“Die Abdrücke von Mr. Cornish entstanden auf die gleiche Weise. Blieben auch sie klar, weil die Brieftasche nachher nicht mehr gegen den Stoff einer Kleidungstasche rieb?”

“Sieht so aus.”

“Angenommen, ein Mann hat einen Raubüberfall verübt. Er öffnet die erbeutete Brieftasche, leert sie aus und steckt sie dann in die Gesäßtasche seiner Jeans. Könnte es trotzdem noch klare Fingerabdrücke auf dem äußeren Plastikmantel geben?”

“Ja, das wäre möglich.”

“Könnten der Jeansstoff, die Enge der Tasche und die Laufbewegungen nicht bewirken, dass die Abdrücke nach, sagen wir, einer halben Meile, verwischt werden?”

“Doch, das könnte der Effekt sein.”

“Wenn also unser Läufer die leere Brieftasche nach einer halben Meile mit Daumen und Zeigefinger wieder aus der Gesäßtasche zöge, um sie wegzuworfen, würde er Ihnen dann nur diese Abdrücke von Daumen und Zeigefinger hinterlassen?”

“Ja.”

“Aber wenn ein Finder käme und viele eigene Fingerabdrücke auf der Plastikoberfläche hinterließe, würden diese die Spuren von Daumen und Zeigefinger verwischen?”

“Das ist zu vermuten.”

“In Ihrem Bericht schreiben Sie, dass es ein paar Verwischungen gab, die von frischeren Abdrücken bedeckt wurden. Sie vermuten, dass diese Verwischungen auch von einer anderen Hand stammen könnten.”

“Es waren nur Verwischungen. Die Abdrücke darunter könnten durchaus auch vom Besitzer oder von Cornish stammen.”

Hinten im Gerichtssaal drehte es Jack Burns den Magen um. Miss Verity Armitage. Sie hatte die Brieftasche aufgehoben, die im Blumengeschäft auf den Boden gefallen war.

“Mr. Adams, die Brieftasche wurde dem Verstorbenen am Dienstag vor zwei Wochen um kurz nach zwei aus der Tasche gezogen. Am Mittwoch um dieselbe Stunde oder kurz danach befand sich Mr. Cornish bereits in polizeilichem Gewahrsam. Demnach muss er innerhalb dieser vierundzwanzig Stunden seine Abdrücke auf der Brieftasche hinterlassen haben.”

“Ja.”

“Doch die Brieftasche wurde erst am Sonntagmorgen gefunden. Sie muss zwischen viereinhalb und fünfeinhalb Tage im Gras gelegen haben. Trotzdem waren die Abdrücke deutlich zu erkennen?”

“Es gab keine Spuren von Wasserschäden, Sir. Bei gutem, trockenem Wetter ist das durchaus möglich.”

“Dann können Sie uns genau sagen, ob Mr. Cornish seine Fingerabdrücke am Dienstag Nachmittag oder am Mittwoch Morgen auf dem Plastik hinterließ?”

“Nein, das kann ich nicht, Sir.”

“Am Mittwoch Morgen schlendern zwei junge Männer die Mandela Road entlang und finden dort im Rinnstein eine Brieftasche. Neugierig geworden, was völlig normal ist, bückt sich einer von ihnen, um sie aufzuheben. Er öffnet sie und untersucht sie auf ihren Inhalt. Doch sie ist leer, es gibt weder Geld noch Papiere. Es ist nur

eine billige, wertlose Brieftasche. Er schleudert sie hoch über den Zaun, der ein unbebautes Grundstück von der Mandela Road trennt. Sie fliegt ein paar Meter weit über das Grundstück und landet dann im langen Gras, wo sie liegen bleibt, bis sie am Sonntagmorgen von einem Hund entdeckt wird. Ist das plausibel?”

“Ich denke schon.”

“Ja oder nein, Mr. Finch. Würden die Abdrücke dann zu denen passen, die Sie gefunden haben?”

“Ja.”

Das war wieder eine verschlüsselte Botschaft an die Adresse von Jonathan Stein. Harry Cornish wird aussagen, dass genau das geschehen ist. Eine vollständige Erklärung dafür, wie seine Fingerabdrücke auf die Brieftasche gekommen sind. Mr. Jonathan Stein starrte nachdenklich vor sich hin und machte sich ein paar Notizen.

Jetzt blieb nur noch Mr. Veejay Patel. An seinen beiden Identifizierungen und seiner Aussage gab es absolut nichts zu rütteln. Miss Sundaram führte ihn Schritt für Schritt durch seine Zeugenaussage. Hinten im Saal entspannte Jack Burns sich wieder. Er würde seine Verurteilung bekommen. Vansittart erhob sich.

“Mr. Patel, Sie sind ein ehrlicher Mann.”

“Das hoffe ich doch.”

“Ein Mann, der, wenn er auch nur die leiseste Ahnung hätte, vielleicht einen Fehler gemacht zu haben, nicht so arrogant wäre, dies zu verheimlichen?”

“Nein, ich hoffe nicht.”

“In Ihrer Aussage haben Sie behauptet, Sie hätten Mr. Price so deutlich gesehen, weil er mit dem Gesicht zu Ihnen stand.”

“Ja. Er stand rechts von mir und dem Ladenfenster und hatte mir

drei Viertel seines Gesichts zugewandt.”

“Doch er hat auch das Opfer angeblickt. Und das hatte sein Gesicht von Ihnen abgewandt. Deshalb konnten Sie ja später nicht helfen, das Gesicht des Toten zu identifizieren.”

“Ja.”

“Und Sie sagen, der zweite Täter, hinter dem Sie Mr. Cornish vermuten, hätte hinter dem Opfer gestanden. Sicher hatte er ebenfalls das Gesicht von Ihnen abgewandt?”

“Ja, warum?”

“Wie konnten Sie dann sein Gesicht erkennen?”

Mr. Patel schaute besorgt.

“Zu dem Zeitpunkt habe ich es noch nicht gesehen. Erst als sie um den Mann am Boden herumgelaufen sind und ihn getreten haben.”

“Mr. Patel, wenn Sie jemanden treten würden, der am Boden liegt, wo würden Sie dann hinschauen?”

“Natürlich auf den Mann.”

“Sie meinen, nach unten?”

“Ja.”

“Wenn Euer Ehren gestatten, Mr. Cornish, würden Sie sich bitte erheben.”

Auf der Anklagebank erhob sich Harry Cornish zusammen mit dem Gefängnisbeamten, an den er mit Handschellen gekettet war. Mr. Stein blickte verwundert, doch Vansittart zögerte nicht lange.

“Mr. Cornish, würden Sie bitte auf einen Punkt vor Ihren Füßen schauen?”

Cornish gehorchte. Sein glattes Haar fiel zu einem Vorhang, durch den von der Richterbank aus niemand mehr auf sein Gesicht blicken konnte. Ein verblüfftes Schweigen trat ein.

“Sie können sich wieder setzen, Mr. Cornish”, sagte Vansittart. Mit leiser Stimme wandte er sich erneut an den Ladenbesitzer.

“Mr. Patel, Sie haben aus einer Entfernung von etwa dreißig Metern einen dünnen Mann mit hagerem Gesicht und ohrlangem Haar gesehen. Als man Ihnen am nächsten Tag das Foto eines dünnen Mannes mit hagerem Gesicht und ohrlangem Haar zeigte, haben Sie vermutet, es müsse sich um denselben Mann handeln. Könnte es so gewesen sein?”

“Ich denke, ja”, murmelte Veejay Patel. Burns suchte vergebens den Blickkontakt zu ihm. Patel wich ihm aus. Sie haben ihn eingeschüchtert, dachte Burns. Irgendjemand hat ihn angerufen, eine ruhige Stimme mitten in der Nacht. Man hat seine Frau und seine Tochter erwähnt. Gott, nicht schon wieder.

“Jetzt zu Mr. Price. Gehen Sie manchmal ins Stadion hier in Highbury, um Arsenal spielen zu sehen, Mr. Patel?”

“Nein, Sir.”

“Aber an jenem schrecklichen Tag haben Sie auf der anderen Straßenseite einen bulligen, weißhäutigen Mann mit rasiertem Schädel gesehen, oder?”

“Ja.”

“Wenn Sie jemals nach Highbury gingen, würden Sie dort Hunderte von solchen Typen sehen. Und wenn Sie hinter die Windschutzscheiben von fünfzig Prozent der Fahrzeuge blickten, die andere Autofahrer in den Straßen von Nordlondon jeden Tag mutwillig behindern, würden Sie weitere hundert entdecken. Und wissen Sie, was alle diese jungen Männer tragen, Mr. Patel? Jeans, meistens ausgebeulte, mit Ledergürtel und einem schmutzigen T-Shirt. Das ist fast schon eine Uniform. Haben Sie jemals zuvor solche Typen gesehen?”

“Ja.”

“Überall in London?”

“Ja.”

“Oder im Fernsehen, wenn wir alle darüber beschämt sind, wie ausländische Polizisten versuchen, mit den englischen Fußballhooligans fertigzuwerden?”

“Ja.”

“Mr. Patel, das Opfer kann seinen Angreifer nicht so fest geschlagen haben, wie Sie es beschreiben. Er hätte Hautabschürfungen an den Knöcheln seiner rechten Hand davontragen müssen, vermutlich sogar einen Bluterguss auf dem Handrücken. Vermutlich haben Sie gesehen, wie er seine rechte Hand hob, um vielleicht einen Schlag auf sein Gesicht abzuwehren. Könnte es so gewesen sein?”

“Ja, ich glaube, es könnte so gewesen sein.”

“Doch wenn Sie sich so irren konnten, ist es dann nicht möglich, dass Sie sich auch in dem Gesicht geirrt haben, das Sie aus dreißig Meter Entfernung gesehen haben?”

Burns grub den Kopf in die Hände. Wer immer diesen verängstigten Ladenbesitzer instruiert haben mochte, er hatte seine Sache gut gemacht. Patel machte nicht den Eindruck, als wolle er nicht mehr mit der Polizei zusammenarbeiten. Man konnte ihn keinesfalls als Zeugen der Anklage bezeichnen, der sich unerwartet als feindlich erweist. Er war nur von “völlig sicher” zu “möglicherweise” und von “bestimmt” zu “vielleicht” übergegangen. Doch “vielleicht” reichte nicht. Mit “vielleicht” ließ eine Jury sich nicht überzeugen.

Als der niedergeschlagene Mr. Patel den Zeugenstand verlassen hatte, wandte sich Miss Sundaram an Mr. Stein.

“Aufgrund der Gesamtheit der Tatsachen beantragt die Anklage die Überstellung des Verfahrens an den Crown Court. Die Anklage

lautet auf Mord.”

Der Richter erhob eine Augenbraue in Richtung James Vansittart. Beide wussten, was jetzt kommen würde. Man hätte eine Nadel fallen hören können.

“Herr Richter, wir kennen beide Sinn und Bedeutung unseres Rechtssystems. Sie müssen genügend Beweismittel vor sich haben, die es einer vernünftigen Jury unter guter Führung ermöglichen, ein sicheres Urteil zu fällen. Vorausgesetzt natürlich, diese Beweismittel bleiben unwiderlegt.” Die beiden letzten Worte zog Vansittart in die Länge, um zu betonen, für wie unwahrscheinlich er dies hielt.

“Einen solchen Fall haben wir hier nicht vorliegen, Sir. Die Krone verfügte über drei ernsthafte Beweismittel: Mr. Patel, die gebrochene Nase und die Brieftasche. Mr. Patel, den wir sicher als einen ehrlichen und grundanständigen Mann bezeichnen können, ist zu der Einsicht gelangt, dass er möglicherweise zwei Männer identifiziert hat, die denen, die er an jenem Nachmittag sah, lediglich ähnlich waren.

Womit wir noch die gebrochene Nase von Mr. Price und die Fingerabdrücke von Mr. Cornish auf einer leeren, weggeworfenen Brieftasche hätten. Sir, streng genommen muss Sie das, was an einem anderen Tag in einem anderen Gericht gesagt oder nicht gesagt wird, genau so wenig interessieren wie die weitere Beweisführung der Verteidigung in diesem Fall. Doch Ihre beträchtliche Erfahrung sagt Ihnen sicher, dass auch die Behauptungen bezüglich Nase und Brieftasche noch vollständig und überzeugend widerlegt werden.

Sowohl für die gebrochene Nase als auch für die Brieftasche gibt es völlig logische Erklärungen. Ich denke, wir wissen beide, dass eine Jury in so einem Fall kein sicheres Urteil fällen kann. Deshalb beantrage ich die Einstellung des Verfahrens.”

Eine Jury, dachte Jonathan Stein, wird Ihre Mandanten frisch gewaschen und feingemacht in Hemd, Krawatte und Jackett sehen.

Das Strafregister dieser beiden Totschläger wird sie jedoch niemals zu Gesicht bekommen. Sie, Vansittart, werden Ihren Freispruch erreichen und wir bei Gericht haben viel Zeit und öffentliche Gelder verschwendet.

“Nur mit größtem Bedenken stimme ich mit Mr. Vansittart überein. Das Verfahren wird eingestellt. Die Beschuldigten sind freigesprochen.” Äußerst angewidert von seinem eigenen Urteil verließ er die Richterbank.

“Bitte alle erheben!”, rief der Gerichtsbeamte ein wenig spät, da die meisten Anwesenden bereits zu den Türen eilten. Cornish und Price, die jetzt von den Handschellen befreit waren, wollten Vansittart von der Anklagebank aus die Hand schütteln, doch der ging erhobenen Hauptes an ihnen vorbei in den Flur.

Da die Aufzüge meist überfüllt sind, braucht man einige Zeit, um vom zweiten Stock ins Erdgeschoss des Gerichtsgebäudes zu gelangen, doch zufällig kam Jack Burns als erster unten an. Er blickte düster und wütend vor sich hin.

Price und Cornish, jetzt wieder freie Bürger, stolzierten fluchend und schimpfend hinter seinem Rücken zur Tür. Burns drehte sich um. Jetzt standen sie sich im Abstand von zwanzig Metern gegenüber.

Beide Verbrecher hoben gleichzeitig die Faust mit dem ausgestreckten Mittelfinger und reckten sie dem Detective entgegen.

“Das war’s dann wohl, du Schwein!”, brüllte Price. Sie stolzierten weiter auf die Highbury Road hinaus und schlugen den Weg zu ihrer Wohnung ein.

“Unangenehm”, sagte eine ruhige Stimme neben Burns. Er sah das gutfrisierte blonde Haar, die gleichgültigen blauen Augen und die gelassene, selbstbewusste Haltung des Mannes. Eine Welle des Abscheus stieg in ihm hoch. Vansittart und seinesgleichen ekelten ihn an.

“Ich hoffe, Sie sind stolz auf sich, Mr. Vansittart. Die beiden haben einen harmlosen alten Mann umgebracht, das ist so sicher, wie wir hier stehen. Ihnen haben wir es zu verdanken, dass sie wieder auf freiem Fuß sind. Bis sie wieder zuschlagen.” Seine Wut kochte über und er bemühte sich noch nicht einmal um Höflichkeit. “Himmel, machen Sie noch nicht genug Kohle damit, die Megareichen unten am Strand zu verteidigen? Warum müssen Sie sich für die paar Pfennig Rechtshilfe hier einmischen und diese beiden Tiere freikämpfen?”

In Vansittarts blauen Augen stand kein Spott, sondern eher eine Spur Mitleid. Dann geschah etwas Seltsames. Er beugte sich vor und flüsterte Burns etwas ins Ohr. Der Detective spürte den Hauch eines teuren, aber diskreten Herrenparfüms.

“Auch wenn Sie dies überrascht, Mr. Burns”, murmelte er, “es hat etwas mit dem Triumph der Gerechtigkeit zu tun.”

Dann verschwand er durch die Drehtür. Ein Bentley mit Chauffeur kam wie auf ein Stichwort vorgefahren. Vansittart warf seine Aktentasche auf den Rücksitz und stieg ein. Der Bentley rollte los und verschwand.

“Triumph meines Arsches”, zischte Burns.

Es war Mittag. Er beschloss, die zwei Meilen zum Revier zu Fuß zu gehen. Auf halbem Weg ging sein Piepser los. Es war das Revier. Burns benutzte sein Handy und rief an. Der Kollege an der Rezeption meldete sich.

“Hier ist ein alter Knabe, der mit Ihnen sprechen will. Behauptet, er habe den Verstorbenen gekannt.”

Der Mann war ein typischer Pensionär und ein typischer Londoner. Burns fand ihn in einem der Verhörzimmer, wo er stillvergnügt unter einem Schild mit der Aufschrift “Rauchen verboten” vor sich hin paffte. Er war ihm sofort sympathisch. “Albert

Clarke", stellte er sich vor, "aber alle nennen mich Nobby."

Burns und Nobby Clarke nahmen an einem Tisch einander gegenüber Platz. Der D.I. blätterte seinen Notizblock auf.

"Für meine Unterlagen: Vollständiger Name und Adresse?"

Als sie bei dem Stadtteil ankamen, in dem Nobby lebte, unterbrach Burns ihn.

"Willesden? Das ist ja meilenweit von hier entfernt."

"Ich weiß, wo Willesden liegt", sagte der Pensionär. "Ich lebe dort."

"Der Verstorbene auch?"

"Natürlich. Daher kennen wir uns doch, nicht?"

Er gehörte zu den Cockneys, die aus jeder Aussage eine Frage machen, indem sie ein überflüssiges Wort ans Ende setzen.

"Und Sie sind den ganzen Weg gekommen, um mir etwas über ihn zu erzählen?"

"Das erschien mir nur recht und billig, wo er doch tot ist", erwiderte Nobby. "Sie müssen die Kerle kriegen, die ihm das angetan haben, und sie einlochen."

"Ich hatte sie", sagte Burns. "Das Gericht hat sie gerade freigesprochen."

Clarke war schockiert. In einer Schublade fand Burns einen Aschenbecher, und der alte Mann drückte seine Kippe aus.

"Das ist nicht richtig. Wo soll das mit diesem verdammten Land nur hingehen?"

"Sie sind bestimmt nicht der Einzige, der sich das fragt. Also, der Tote. Wie lautet sein Name?"

"Peter."

Burns schrieb es auf.

“Peter. Und weiter?”

“Weiß nicht. Hab ihn nie gefragt.”

Burns zählte im Stillen ganz langsam bis zehn.

“Wir glauben, dass er an jenem Dienstag so weit östlich in die Stadt gekommen ist, weil er Blumen auf ein Grab des örtlichen Friedhofs stellen wollte. Seine Mum?”

“Nee. Eltern hatte er keine. Hat sie schon als Kind verloren. Ein Waisenjunge. Ist im Barnado-Heim groß geworden. Wahrscheinlich meinen Sie seine Auntie May. Sie war seine Hausmutter.”

Burns sah einen einsamen und verlassen kleinen Jungen vor sich und eine gute Frau, die versuchte, wieder Ordnung in sein zerstörtes kleines Leben zu bringen. Sogar zwanzig Jahre nach ihrem Tod stellte er an ihrem Geburtstag noch immer Blumen auf das Grab. Diese Geste hatte ihm vor achtzehn Tagen das Leben gekostet.

“Wo haben Sie diesen Peter denn kennengelernt?”

“Im Club.”

“Club?”

“Bei der Sozialhilfe. Wir haben dort jede Woche nebeneinander gegessen. Sie haben uns Stühle gegeben. Mir wegen meiner Arthritis, ihm wegen dem kaputten Bein.”

Burns stellte sich vor, wie sie im Sozialamt saßen und warteten, dass die Schlangen von Antragstellern kürzer wurden.

“Und während Sie da saßen und warteten, haben Sie sich unterhalten?”

“Ja, ein bisschen.”

“Und Sie haben nie nach seinem Familiennamen gefragt?”

“Nein. Er hat ja auch nie nach meinem gefragt, nicht?”

“Sie haben sich dort Ihre Rente abgeholt, oder? Und er?”

“Seine Behindertenrente. Er hat Geld gekriegt, weil er zu dreißig Prozent gehbehindert war.”

“Ah, das Bein. Hat er jemals erzählt, was damit passiert ist?”

“Klar. Er war in der Army. Bei den Fallschirmjägern. Ein Nachtsprung. Der Wind hat ihn erwischt und in eine Felsengruppe geschleudert. Der Fallschirm hat ihn eine halbe Meile durch die Steine geschleift. Bis seine Kameraden ihm helfen konnten, war von dem rechten Bein fast nichts mehr übrig.”

“War er arbeitslos?”

“Peter?” Nobby Clarke klang verächtlich. “Gott bewahre! Der hätte niemals einen Penny angenommen, der ihm nicht zustand. Er war Nachtwächter.”

Natürlich. Allein leben, allein arbeiten. Keiner, der einen vermisst meldet. Und die Firma, bei der er angestellt war, hatte sicher gerade Betriebsferien. August, verdammter August.

“Woher wussten Sie, dass er tot ist?”

“Zeitung. Sie haben’s im *Standard* gebracht.”

“Das war vor neun Tagen. Warum haben Sie so lange gewartet?”

“August. Den Monat fahre ich immer zwei Wochen zu meiner Tochter auf die Isle of Wight. Bin erst gestern Abend zurückgekommen. Tut gut, wieder in den Abgasen zu sein. Dieser frische Seewind die ganze Zeit. Hätte mich fast umgebracht.”

Zufrieden hustend steckte er sich eine neue Zigarette an.

“Und wie kamen Sie an eine neun Tage alte Zeitung?”

“Erdäpfel.”

“Erdäpfel?”

“Kartoffeln”, sagte Nobby Clarke geduldig.

“Nobby, ich weiß, was Erdäpfel sind. Aber was haben sie mit dem Toten zu tun?”

Als Antwort griff Nobby Clarke in eine seiner Jacketttaschen und zog eine zerrissene alte Zeitung hervor. Es war die Titelseite des *Evening Standard* vor neun Tagen.

“Heute Morgen bin ich zum Gemüsehändler gegangen, um mir ein paar Erdäpfel zum Essen zu kaufen. Als ich sie zu Hause ausgewickelt habe, hat er mich vom Küchentisch angestarrt.”

Ein altmodischer Gemüsehändler, der seine Kartoffeln noch immer in Zeitungspapier einwickelte. Aus der lehmverschmierten Zeitung heraus habe der Hinkende zu ihm hochgeblickt. Auf der Rückseite, der Seite zwei, stand dann der Artikel mit weiteren Details, zu denen auch der Hinweis auf Detective Inspector Burns im Dover-Knast gehörte.

“Also bin ich sofort hergekommen, nicht?”

“Soll ich Sie heimfahren, Nobby?”

Der Alte strahlte.

“Hab schon vierzig Jahre nicht mehr in einem Polizeiauto gesessen. Allerdings”, bemerkte er großzügig, “waren es damals echte Bullen.”

Burns rief Luke Skinner und bat ihn, den Schlüssel an dem Band zu holen, den man in der Hosentasche des Toten gefunden hatte. Dann solle er mit dem Auto vorfahren.

Sie setzten Nobby Clark vor seinem Wohnheim ab, ließen sich die Adresse des zuständigen Sozialhilfeamts geben und fuhren weiter. Bei der Sozialhilfe wollten sie gerade schließen, und von den Angestellten war niemand mehr zu sprechen. Burns zückte seinen Dienstausweis und verlangte den Abteilungsleiter.

“Ich suche einen Mann. Der Vorname ist Peter, Familienname unbekannt. Mittelgroß, mittelschwer, grauhaarig, zwischen fünfzig und fünfundfünfzig Jahre alt. Er hat stark gehinkt und sich hier seine Rente für die dreißigprozentige Gehbehinderung abgeholt. Hat immer...” Burns blickte sich im Raum um. An der Wand standen

mehrere Stühle. "...dort drüben neben Nobby Clarke gesessen. Können Sie mir weiterhelfen?"

In den Büros der Sozialhilfe wird nicht viel geplaudert, zumindest nicht zwischen den Angestellten hinter ihren Theken und Eisengittern und den Antragstellern draußen. Endlich glaubte sich eine der Sachbearbeiterinnen an einen solchen Mann erinnern zu können. Peter Benson?

Der Computer erledigte den Rest. Der Abteilungsleiter lud die Akte von Peter Benson herunter. Weil mit der Beihilfe immer wieder Betrug getrieben wurde, gab es schon seit Jahren Fotos der Berechtigten. Es war nur ein kleines Passfoto, doch es reichte.

"Adresse?", fragte Burns und Skinner notierte sie.

"Er war schon drei Wochen nicht mehr da", bemerkte der Beamte. "Wahrscheinlich macht er gerade Urlaub."

"Nein, er ist tot", sagte Burns. "Sie können die Akte schließen. Er wird nicht mehr kommen."

"Sind Sie sicher?", fragte der Mann. Diese Unregelmäßigkeit irritierte ihn. "Man hätte uns offiziell informieren müssen."

"Das kann er nicht mehr", sagte Burns. "Wie rücksichtslos von ihm."

Mit Hilfe des Londoner Stadtplans und dem Befragen einiger Nachbarn fanden die beiden Detectives die richtige Adresse. Es war wieder ein Wohnblock, und die kleine Einzimmerwohnung befand sich im vierten Stock. Der Lift funktionierte nicht mehr, also mussten sie die Treppe hinaufsteigen. Sie schlossen die Tür auf.

Die Wohnung war schäbig, aber ordentlich. In den drei Wochen hatte sich Staub angesammelt, und auf der Fensterbank lagen ein paar tote Fliegen, doch es gab keine schimmelnden Essensreste. Auf dem Abtropfgestell neben der Spüle standen ein paar saubere Teller und Tassen.

In der Nachttischschublade fanden sie ein paar Erinnerungsstücke an die Armee und fünf Militärorden, darunter eine MM, die Military Medal für besonderen Mut in der Schlacht. Auf dem Regal standen ein paar zerlesene Taschenbücher, und an der Wand hingen ein paar Drucke. Burns blieb vor einem gerahmten Foto über dem Sofa stehen.

Es zeigte vier junge Männer, die lächelnd in die Kamera blickten. Im Hintergrund schien sich ein Streifen Wüste zu erstrecken und ein Teil einer alten Steinbefestigung. Unter dem Bild stand: "Mirbat, 1972".

"Was ist Mirbat?", fragte Skinner, der jetzt neben Burns stand.

"Eine Stadt. Eine Kleinstadt in Dhofar, einer östlichen Provinz von Oman auf dem untersten Teil der Arabischen Halbinsel."

Die jungen Männer trugen Wüstenanzüge. Einer hatte eine arabische Keffiyah aus kariertem Tuch auf dem Kopf, die von zwei schwarzen Kordeln gehalten wurde. Die anderen drei trugen sandfarbene Berets mit einem Abzeichen vorn. Burns wusste, dass er mit einer Lupe in dem Abzeichen einen geflügelten Dolch mit drei Buchstaben darüber und drei kurzen Worten darunter erkennen würde.

"Woher weißt du das?", fragte Skinner.

"Die Queen ist einmal nach Devon gekommen. Ich war an dem Tag für den königlichen Geleitschutz zuständig. In unserer Abteilung waren auch zwei Männer aus diesem Regiment. Als Geleitschutz muss man manchmal stundenlang rumstehen und warten. Wir haben alle in Erinnerungen geschwelgt, und sie haben uns von Mirbat erzählt."

"Was war dort los?"

"Eine Schlacht. Es gab dort einen Krieg, einen geheimen Krieg. Aus Yemen hatten sie kommunistische Terroristen über die Grenze

geschleust, um den Sultan zu stürzen. Wir haben eine BATT-Einheit runtergeschickt, ein British Army Training Team. Eines Tages hat eine zweihundert bis dreihundert Mann starke Terroristengruppe die Stadt Mirbat und die dort stationierte Garnison angegriffen. Die Garnison bestand aus zehn Männern unseres Regiments und einer Gruppe von Söldnern aus der Gegend.”

“Wer hat gewonnen?”

Burns zeigte mit dem Finger auf das Foto.

“Sie haben gewonnen. Knapp. Haben zwei Männer aus der Truppe verloren und über hundert Terroristen über den Haufen geschossen, bevor die endlich aufgaben und die Flucht ergriffen.”

Drei der Männer auf dem Foto standen, während der vierte vor ihnen kniete. Eine vergessene Wüstenstadt vor vierundzwanzig Jahren. Der kniende Mann war Kavallerist, hinter ihm standen ein Feldwebel, ein Unteroffizier und ein junger Fähnrich, ein Offiziersanwärter.

Skinner beugte sich vor und tippte den hockenden Kavalleristen an.

“Das ist er, Peter Benson. Armer Kerl. Hat das alles überlebt, um sich dann in Edmonton tottrampeln zu lassen.”

Den Kavalleristen hatte Burns schon längst identifiziert. Er starrte den Fähnrich an. Das gut frisierte blonde Haar wurde von dem Beret bedeckt, und die arroganten blauen Augen waren im gleißenden Sonnenlicht zusammengekniffen. Doch dieser junge Fähnrich würde bald heimfahren, die Armee verlassen, Jura studieren und ein Vierteljahrhundert später einer der großen Anwälte seines Landes sein. Ein scharfes Atemgeräusch neben Burns verriet, dass auch Skinner begriffen hatte.

“Aber ich verstehe das nicht”, sagte der Detective Sergeant. “Sie haben seinen Kameraden totgetrampelt, und er hat alles drangesetzt,

um die beiden Täter rauszuhauen.”

Burns hörte noch die Stimme mit dem vornehmen Akzent im Ohr: “Auch wenn Sie dies überrascht, Mr. Burns...”

Erst als er jetzt in die Gesichter dieser vier jungen Soldaten aus einer älteren Generation starrte, begriff Jack Burns, was der trügerisch gelassene Anwalt gemeint hatte. Er hatte nicht von der Gerechtigkeit des Old Bailey gesprochen, sondern von der des Alten Testaments.

“Guv?”, fragte der besorgte junge Mann neben ihm, “was wird passieren, wenn der Feldwebel und der Unteroffizier auf dem Bild Price und Cornish über den Weg laufen?”

“Frag lieber nicht, mein Freund. Das willst du doch nicht wirklich wissen?”

ZWANZIGSTER TAG – DONNERSTAG

Die Beerdigung fand auf dem Friedhof des Special Air Service Regiment in der Nähe von Hereford statt. Man bettete den Körper eines alten Soldaten zur letzten Ruhe. Es gab einen Hornisten, der ein letztes Hornsignal spielte. Eine Salve wurde über dem Grab abgefeuert. Ungefähr zwölf Personen waren anwesend, unter ihnen ein berühmter Barrister.

Am selben Abend wurden zwei Leichen aus einem See in der Nähe der Wanstead Marshes im Osten von London gefischt. Man identifizierte sie als Mr. Mark Price und Mr. Harry Cornish. Der Pathologe schrieb in seinem Bericht, dass beide Männer erdrosselt

worden seien, und zwar, was äußerst ungewöhnlich schien, mit einer Klaviersaite. Die Akte zu diesem Fall wurde geöffnet, aber nie geschlossen.

Das Wunder

Die Sonne brannte unbarmherzig vom Himmel. Sie knallte auf die verschachtelten Dächer der toskanischen Stadtfestung und ließ die mittelalterlichen Ziegel aufleuchten. Einige schimmerten rosa, doch die meisten waren unter der ewigen Sonnenglut längst dunkelbraun oder aschgrau geworden.

Die oberen Fenster der Häuser lagen im nachtdunklen Schatten der weit vorstehenden Dächer, doch dort, wo die Sonne hinkam, glühten die Wände und uralten Ziegel hell in der Hitze. Die hölzernen Fensterbretter waren aufgeworfen und voller Risse. Auf dem Kopfsteinpflaster der engen Gassenschluchten des ältesten Stadtteils gab es erholsame Schatteninseln, auf die sich die eine oder andere schläfrige Katze geflüchtet hatte. Von den Bewohnern der Stadt jedoch fehlte jede Spur, denn dies war der Tag des Palio.

Durch eine der Altstadtgassen, die kaum breiter als seine Schultern waren, eilte ein amerikanischer Tourist mit hochrotem Gesicht. Er hatte sich im Gewirr der vielen winzigen Gassen verirrt. Die leichte Tropenjacke hing ihm schwer wie eine Decke von der Schulter, und sein kurzärmeliges Baumwollhemd war von Schweiß durchnässt. Hinter ihm stöckelte seine Frau in unpassend hohen und drückenden Plateausandalen.

Die beiden Amerikaner hatten sich zum Höhepunkt der Saison viel zu spät um ein Hotel in der Stadt bemüht und mussten schließlich mit einem Zimmer in Casole d'Elsa vorlieb nehmen. Auf der Fahrt hatte sich der Mietwagen in einen Brutkasten verwandelt, und es hatte lange gedauert, bis sie endlich einen Parkplatz außerhalb der

Stadtmauern fanden. Jetzt eilten sie von der Porta Ovile zu ihrem Ziel.

Im Labyrinth der über fünfhundert Jahre alten Gassen hatten sie schon bald die Orientierung verloren. Mit brennenden Füßen hasteten sie über das heiße Kopfsteinpflaster. Ab und zu blieb der Viehzüchter aus Kansas stehen und horchte in die Richtung, aus der das laute Stimmengewirr der Menschenmenge kam. Dort wollte er hin. Seine gut gepolsterte Frau bemühte sich verzweifelt, mit ihm Schritt zu halten, und fächelte sich ständig mit dem Reiseführer Luft zu.

“Warte auf mich!”, rief sie, als sie durch einen weiteren Steinbogen zwischen zwei Stadthäusern eilten, durch den schon Cosimo de’ Medici geritten war. Schon zu seiner Zeit waren die Häuser alt gewesen.

“Komm, versuch ein bisschen schneller zu laufen, Schatz”, rief er über die Schulter. “Sonst verpassen wir noch den Umzug.”

Er hatte Recht. Eine Viertelmeile von ihnen entfernt drängte sich die Menschenmenge um die Piazza del Campo. Jeder versuchte, als Erster einen Blick auf den Camparse zu erhaschen. An dem farbenprächtigen Umzug in mittelalterlichen Gewändern nahmen die siebzehn Contraden der Stadt teil, die historischen Stadtteilgemeinschaften, von denen Siena einmal regiert wurde. Nach alter Tradition waren zehn der siebzehn Contraden zu dem Pferderennen zugelassen, dessen Gewinner die Siegestrophäe, das Pallium, mit ins heimische Rathaus nehmen durfte. Doch vor dem Rennen kam erst einmal der Umzug.

Am Vorabend hatte der Amerikaner seiner Frau alles laut vorgelesen: “Die Contraden, die Stadtteile Sienas, entstanden zwischen Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.”

“Das war vor Kolumbus”, warf seine Frau ein. Für sie schien die Geschichte erst mit dem Tag zu beginnen, an dem der große Cristobal von den Ufern des Techo in Richtung Westen aufgebrochen war, um dort Ruhm zu erringen oder der Vergessenheit anheim zu fallen. “Richtig. Columbus war 1492. Wir sprechen von einer Zeit dreihundert Jahre vor Columbus. Hier steht, dass es ursprünglich zweiundvierzig Contraden gab. Dreihundert Jahre später waren es nur noch dreiundzwanzig. Seit 1675 sind es die siebzehn, die wir morgen im Umzug sehen werden.”

Doch jetzt marschierten bereits die ersten Reihen der prächtig herausgeputzten Trommler, Musiker und Fahنشwinger auf den Campo, dessen sechzehn Paläste mit Wappen und Bannern geschmückt waren. In jedem Fenster und auf jedem Balkon drängten sich die Privilegierten über den vierzigtausend Menschen, die unten an der Rennbahn standen.

“Schnell, Schatz!”, rief der Amerikaner wieder, als das Tosen der Menge vor ihm lauter wurde. “Wir haben für dieses Rennen einen weiten Weg auf uns genommen. Jetzt sehe ich schon den verdammten Turm. Endlich.”

Und tatsächlich ragte über den Dächern vor ihnen die Spitze des Torre del Mangia auf. In dem Moment stolperte die Frau und stürzte auf die Straße. In ihren hohen Schuhen war sie auf dem holprigen Pflaster umgeknickt. Als ihr Mann sie aufschreien hörte, drehte er sich um und eilte zu ihr.

“Oh, Schatz, was ist passiert?” Sorgenvoll beugte er sich über sie. Seine Frau hielt sich den Knöchel.

“Ich glaube, ich habe mir den Fuß verknackst”, jammerte sie und begann zu weinen. Alles hatte so schön angefangen, und jetzt war es so ein fürchterlicher Tag geworden.

Ihr Mann sah sich in der Gasse um, doch die schweren alten

Holztüren waren alle fest verschlossen. Ein paar Meter weiter entdeckte er in der hohen Mauer, von der die Gasse auf einer Seite begrenzt wurde, einen Bogen.

“Gehen wir da durch. Vielleicht kannst du dich dort irgendwo hinsetzen”, sagte er.

Er zog sie hoch, und sie humpelten auf den Durchgang zu. Er führte in einen mit Steinplatten ausgelegten Innenhof, in dem Rosen in Tonkübeln blühten. Im Schatten einer Wand stand eine Steinbank. Der Amerikaner half seiner Frau zu dem kühlen Stein, auf dem sie erleichtert zusammensank.

In der Ferne verließ das Schwanzende des Umzugs die Piazza del Duomo, während der Kopf bereits auf dem Campo an den Preisrichtern vorbeimarschierte, die mit strengem Auge Ausstattung, Haltung und Können der Fahnschwinger begutachteten. Unabhängig vom Ergebnis des Pferderennens würde das am besten ausgestattete Contrada-Team mit dem Masgalano ausgezeichnet werden, einem fein ziselierten Silberteller. Es war eine wichtige Auszeichnung, was allen Anwesenden bewusst war. Der Tourist bückte sich, um das Fußgelenk seiner Frau zu untersuchen.

“Kann ich Ihnen helfen?”, fragte eine ruhige Stimme. Der Amerikaner drehte sich erschreckt um. Hinter ihm stand ein Fremder in der Sonne. Der Tourist richtete sich auf. Der Mann war hochgewachsen und schlaksig und hatte ein unbewegtes, markantes Gesicht. Die beiden Männer waren ungefähr gleich alt, Mitte fünfzig. Das Haar des Fremden begann grau zu werden. In seiner ausgebleichten Leinenhose und dem Jeanshemd sah er wie ein Tramp aus, ein alt gewordener Hippie. Sein Englisch war gut, hatte aber einen Akzent. Vermutlich war er Italiener.

“Ich weiß nicht”, erwiderte der Amerikaner misstrauisch.

“Ihre Frau ist gestürzt. Hat sie sich das Fußgelenk verletzt?”

“Ja.”

Der Fremde kniete sich auf die Steinplatten des Bodens, zog die Sandale aus und massierte mit langsamen Bewegungen den verletzten Knöchel. Seine Finger waren sanft und geübt. Der Mann aus Kansas beobachtete ihn, jederzeit bereit, seine Frau zu verteidigen.

“Er ist nicht gebrochen, aber wahrscheinlich verstaucht”, sagte der Mann.

“Woher wissen Sie das?”, fragte der Amerikaner.

“Ich weiß es eben”, sagte der Mann.

“Ja? Wer sind Sie?”

“Ich bin der Gärtner.”

“Der Gärtner? Hier?”

“Ich kümmere mich um die Rosen, fege den Hof, halte alles in Ordnung.”

“Aber heute ist doch der Palio. Hören Sie es nicht?”

“Ich höre es. Der Fuß muss bandagiert werden. Ich habe ein sauberes T-Shirt, das ich zerreißen kann. Und kaltes Wasser, damit der Fuß nicht anschwillt.”

“Warum sind Sie am Tag des Palio hier?”

“Ich schaue mir nie den Palio an.”

“Warum? Alle gehen zum Palio.”

“Weil er heute stattfindet. Am 2. Juli.”

“Was ist so besonders an dem Datum?”

“Es ist auch der Tag der Freiheit.”

“Was?”

“Heute vor dreißig Jahren, am 2. Juli 1944, wurde Siena von den deutschen Besatzern befreit. Außerdem ist in diesem Hof etwas passiert. Etwas sehr Wichtiges. Ich glaube, es war ein Wunder. Jetzt

gehe ich Wasser holen.”

Der Amerikaner aus Topeka war verwirrt. Als guter Katholik ging er regelmäßig in die Kirche und zur Beichte. Er glaubte an Wunder – wenn sie den Segen Roms hatten. Rom zu sehen war einer der Hauptgründe für seine Sommerreise nach Italien gewesen. Nach Siena waren sie erst später gekommen. Er sah sich im leeren Hof um.

Der Hof war ungefähr zwanzig auf dreißig Meter groß. An zwei Seiten wurde er von einer fast vier Meter hohen Mauer umschlossen, durch deren offen stehenden Torbogen sie gekommen waren. Mindestens fünfzehn Meter hohe Hauswände bildeten die anderen beiden Grenzen. Sie waren bis auf ein paar Luftschlitze völlig kahl und gingen in Dächer über. Es mussten die Außenmauern eines riesigen, jahrhundertealten Gebäudes sein. In einer der Hauswände am anderen Ende des Hofes befand sich noch eine Tür. Sie war nicht aus Holzlatten, sondern aus ganzen Balken gezimmert, um jedem Angriff standzuhalten, und sie war fest geschlossen. Das Holz schien so alt wie die Stadt selbst zu sein und die Sonne hatte es bis auf ein paar dunkle Flecken ausgebleicht.

An einer Hofseite lief eine Arkade oder ein Kreuzgang entlang, dessen schräges Dach von Steinsäulen gestützt wurde. In ihm herrschte tiefer, kühler Schatten. Der Gärtner kam mit Stoffstreifen und einem kleinen Wassergefäß zurück.

Er kniete wieder nieder und legte einen festen Verband um das verletzte Gelenk an. Dann goss er Wasser über die Stoffstreifen, um die Stelle zu kühlen. Die Frau des Amerikaners seufzte vor Erleichterung.

“Schaffst du es noch bis zum Palio?”, fragte ihr Mann.

Die Frau erhob sich, stellte sich auf den Fuß und stöhnte auf. Es tat weh.

“Was meinen Sie?”, fragte der Tourist den Gärtner. Der zuckte

mit den Schultern.

“Die Gassen sind holprig, und in der dichten Menschenmenge wird viel gestoßen und gedrängelt. Ohne Leiter oder einen erhöhten Standplatz werden Sie sowieso nichts sehen. Außerdem wird die ganze Nacht durch gefeiert. Sie können auch später noch dem bunten Treiben in allen Gassen zusehen. Oder Sie kommen im August wieder, dann gibt es noch mal einen Palio. Haben Sie so lange Zeit?”

“Nein. Ich muss mich wieder um mein Vieh kümmern. Nächste Woche geht es zurück nach Hause.”

“Ah. Dann... Vielleicht kann Ihre Frau ja gehen, aber bitte seien Sie vorsichtig.”

“Können wir noch einen Moment warten, Schatz?”, fragte sie.

Der Tourist nickte. Er sah sich noch einmal im Hof um.

“Was für ein Wunder? Ich sehe keinen Altar.”

“Es gibt keinen Altar. Es gibt auch keinen Heiligen. Noch nicht. Aber eines Tages wird es hoffentlich so weit sein.”

“Also, was ist nun vor dreißig Jahren in diesem Hof passiert?”

Die Geschichte des Gärtners

“Waren Sie im Zweiten Weltkrieg?”

“Klar. U.S. Navy. Die Pazifik-Theater.”

“Hier in Italien waren Sie nicht?”

“Nein. Aber mein kleiner Bruder war hier. Hat an der Seite von Mark Clark gekämpft.”

Der Gärtner nickte. Sein Blick schien in die Vergangenheit zu schweifen.

“Im Jahr 1944 haben sich die Alliierten Stück für Stück die italienische Halbinsel hochgekämpft, von Sizilien bis in den äußersten Norden an die Grenze zu Österreich. Die deutsche Armee hat in diesem Jahr immer wieder zwischen Angriff und Rückzug, Angriff und Rückzug gewechselt. Es war ein langer Rückzug. Anfangs waren die Deutschen die Verbündeten der Italiener, aber als Italien den Waffenstillstand unterzeichnete, wurden sie zu Besatzern.

Hier in der Toskana haben sie schwer gekämpft. Feldmarschall Kesselring war Oberbefehlshaber der deutschen Truppen. Ihnen gegenüber standen die Amerikaner unter General Clark, die Briten unter General Alexander und die Freien Franzosen unter General Juin. Anfang Juni hatte die Front sich bis an die nördliche Grenze Umbriens und den westlichen Sektor der südlichen Toskana vorgeschoben.

Das Gebiet südlich von Siena ist rauh und zerklüftet. Steile Höhenzüge und Täler mit unzähligen Flüssen. Die Straßen schlängeln sich durch die Hügel und bilden die einzige Möglichkeit, diese Gegend mit Fahrzeugen zu durchqueren. Natürlich lassen sich dort leicht Minen vergraben, außerdem kann man die Straßen von der anderen Seite des Tals aus gut unter Beschuss nehmen. Aufklärer, die oben auf den Hügeln stationiert sind, können mit ihren Artilleriegranaten hervorragend auf sie zielen. Auf beiden Seiten gab es schwere Verluste.

Siena wurde ein großes medizinisches Zentrum. Die Sanitätstruppe der Wehrmacht hatte hier mehrere Krankenhäuser, und sie waren immer voll belegt. Als sie nicht mehr ausreichten, wurden Klöster beschlagnahmt. Die Front der Alliierten schob sich unterdessen immer weiter vor. Kesselring ließ alle transportfähigen Verletzten in den Norden bringen. Ganze Kolonnen von Sanitätswagen waren Tag und Nacht unterwegs. Doch wer nicht transportfähig war, musste bleiben. Viele starben an ihren Verletzungen und wurden vor den

Toren der Stadt begraben. Für eine Weile besserte sich die Raumnot, doch in den letzten zehn Tagen des Monats ging es wieder los. Sie kämpften jetzt ganz in der Nähe der Stadt, und zwar unerbittlicher als zuvor. In diesen letzten zehn Tagen wurde ein junger deutscher Arzt nach Siena abkommandiert. Er kam frisch von der Universität und hatte kaum Erfahrung. Ihm blieb nichts anderes übrig als zuzuschauen, zu lernen und dann selbst zu operieren. Schlaf war Mangelware und auch die Vorräte neigten sich dem Ende zu.”

Ein Dröhnen erfüllte den Sommerhimmel, als außer Sichtweite die letzte Contrade auf der Piazza del Campo einmarschierte. Alle rivalisierenden Contraden umrundeten einmal die Rennbahn, die aus Sand auf das Kopfsteinpflaster aufgeschüttet worden war. Mit noch lauterem Geschrei wurde dann der Carroccio begrüßt, der Ochsenkarren mit der begehrten Siegestrophäe, dem Palio.

“In diesem Sektor kämpfte die Vierzehnte Armee der deutschen Wehrmacht unter General Lemelsen. Theoretisch mag das beeindruckend klingen, doch viele Einheiten waren nach den monatelangen Gefechten völlig erschöpft und entkräftet. Das Hauptkontingent der Vierzehnten Armee war das Erste Fallschirmjägerkorps unter General Schlemm. Schlemm verlegte alle seine Leute vom Meer in die Berge südlich von Siena. Das war sein rechter Flügel. Weiter im Landesinneren versuchte im linken Flügel die völlig übermüdete Neunzigste Panzergrenadier-Division die Erste US-Panzerdivision von General Harmon aufzuhalten.

Die Freien Franzosen unter General Juin standen kurz vor Siena, mitten in Mark Clarks Fünfter US Armee. Juin wurde von seiner Dritten algerischen Infanteriedivision auf der einen und der Zweiten marokkanischen Infanteriedivision auf der anderen Seite flankiert. Fünf Tage lang, vom 21. Juni bis zum 26. Juni, leisteten die Deutschen erbitterten Widerstand. Dann durchbrachen die amerikanischen Panzer die deutsche Linie und die Flanke Siena

wurde umfasst, erst im Osten, später dann von den Franzosen im Westen.

Die deutschen Einheiten zogen sich zurück und nahmen ihre Verwundeten mit. Es waren Infanteristen, Panzergrenadiere, Soldaten der Luftwaffe und Fallschirmjäger. Am 29. Juni kam es vor dem endgültigen Durchbruch der Alliierten noch zu einer letzten Schlacht; in der äußerst grausam Mann gegen Mann gekämpft wurde. Im Schutz der Dunkelheit taten die deutschen Sanitäter, was sie konnten. Hunderte von Verwundeten, sowohl Deutsche als auch Amerikaner, wurden nach Siena gebracht. General Lemelson bat Kesselring um die Erlaubnis, die Front begradigen zu dürfen. Da beide deutschen Flanken umfasst waren, musste er das Risiko eingehen, sich mit der gesamten Ersten Fallschirmkorps in Siena einkreisen zu lassen. Kesselring willigte ein, und die Fallschirmjäger zogen sich in die Stadt zurück. Siena quoll über vor Soldaten. Es gab so viele Verletzte, dass dieser Hof unterhalb der Mauern des alten Klosters zum Übergangsquartier und Lazarett für die hundert zuletzt eingetroffenen Deutschen und alle Verletzten der alliierten Truppen erklärt wurde. Dem jungen deutschen Arzt übertrug man die alleinige Verantwortung. Das geschah am 30. Juni 1944.”

“Hier?”, fragte der Amerikaner. “In diesem Hof war ein Feldlazarett?”

“Ja.”

“Aber es gab doch nichts. Kein Wasser, keinen Strom. Das muss hart gewesen sein.”

“War es auch.”

“Ich befand mich damals auf einem Flugzeugträger. Für die Verletzten gab es ein richtig großes Sanatorium.”

“Da hatten Sie Glück. Hier blieben die Männer an dem Platz liegen, an dem die Sanitäter sie abgestellt hatten. Amerikaner,

Algerier, Marokkaner, Engländer, Franzosen und die hundert Deutschen mit den schwersten Verletzungen. Eigentlich waren sie zum Sterben hergebracht worden. Zum Schluss waren es zweihundertzwanzig Männer.”

“Und der junge Arzt?”

Der Mann zuckte mit den Schultern.

“Was sollte er tun? Er machte sich an die Arbeit und gab sein Bestes. Vom Oberstabsarzt waren ihm drei Sanitäter zugeteilt worden. Matratzen, Mäntel - sie haben alles aus den Häusern geholt, was als Unterlage geeignet war. Jedes Laken, jede Decke, die sie finden konnten, haben sie mitgehen lassen. Die Laken brauchten sie als Verbandstoff. In Siena gibt es keinen Fluss, doch haben die Einwohner schon vor Jahrhunderten ein kompliziertes System unterirdischer Brunnen und Kanäle angelegt, um die Stadt mit frischem Wasser aus den Bergen zu versorgen. Die Sanitäter haben eine Eimerkette vom nächsten Brunnenschacht bis in den Hof organisiert.

Aus einem Haus in der Nachbarschaft wurde ein großer Küchentisch geholt und mitten im Hof zwischen den Rosenbüschen als Operationstisch aufgestellt. Medikamente gab es nur wenige, und die hygienischen Verhältnisse waren katastrophal. Am ersten Tag operierte der Arzt bis zum Einbruch der Dunkelheit. Als er nichts mehr sehen konnte, ist er zum nächsten Militärkrankenhaus gelaufen und hat um ein paar Petroleumlaternen gebettelt. Im Schein dieser Laternen machte er weiter. Doch es war hoffnungslos. Er wusste, dass die Männer sterben würden.

Die meisten hatten schreckliche Verwundungen davongetragen, und viele waren traumatisiert. Schmerzmittel gab es keine mehr. Einige Männer waren von Minen zerfetzt worden, die nur wenige Schritte von ihnen entfernt unter dem Körper eines Kameraden explodiert waren. Andere hatten Granatsplitter in sich stecken oder

Kugeln in den zertrümmerten Knochen. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit kam das Mädchen.”

“Was für ein Mädchen?”

“Einfach ein Mädchen. Er hielt es für ein italienisches Mädchen aus der Stadt. Eine junge Frau, vielleicht Anfang zwanzig. Sie sah seltsam aus und starrte ihn an. Er nickte ihr zu. Sie lächelte, und er operierte weiter.”

“Was meinen Sie damit, dass sie seltsam aussah?”

“Ein blasses, ovales Gesicht. Sehr ruhig. Sie trug das Haar in einem kurzen Pagenkopf und nicht kinnlang, wie es der Mode der Zeit entsprach. Eine ordentliche, strenge Frisur. Und sie hatte ein hellgraues Baumwollkleid an.”

“Hat sie dem Arzt geholfen?”

“Nein, sie ist weitergegangen. Ganz langsam hat sie sich durch die Reihen der Männer bewegt. Er sah, wie sie ein Tuch nahm und es in einem Wassereimer tränkte. Dann tupfte sie den Männern die Stirn ab. Der Arzt musste weiterarbeiten, denn sie legten ihm ständig neue Verwundete auf den Tisch. Obwohl er wusste, dass es reine Zeitverschwendung war, machte er einfach weiter. Mit seinen erst vierundzwanzig Jahren war er fast noch ein Junge, musste aber schon die Arbeit eines Mannes bewältigen. Hundemüde versuchte er jeden Fehler zu vermeiden und amputierte mit einer in Grappa sterilisierten Knochensäge. Zum Nähen der Wunden benutzte er normales Haushaltsgarn, das er mit Bienenwachs eingefettet hatte. Das zur Neige gehende Morphinium musste er streng rationieren. Und sie haben geschrien, oh, wie sie geschrien haben...”

Der Amerikaner starrte ihn an.

“Mein Gott”, flüsterte er. “Sie waren dieser Arzt. Sie sind kein Italiener. Sie waren der deutsche Arzt.”

Der Mann nickte langsam.

“Ja, ich war der Arzt.”

“Schatz, ich glaube, meinem Fuß geht es jetzt besser. Vielleicht kriegen wir ja noch den Schluss des Rennens mit.”

“Sei still, Schatz. Nur noch ein paar Minuten. Was ist dann passiert?”

Auf der Piazza del Campo hatte der Festumzug die Rennbahn verlassen, und die Teilnehmer hatten ihre reservierten Plätze auf den Podien vor den Palästen eingenommen. Aus jeder Contrade war nur ein Trommler und ein Fahnenschwinger auf der Sandbahn geblieben. Jetzt mussten sie ihr Können unter Beweis stellen. Zum Rhythmus der Trommeln webten die Fahnenschwinger komplizierte Muster in die Luft. Es war ihr letzter Gruß an die Menschenmenge und die letzte Chance, den Silberteller zu gewinnen.

Die Geschichte des Arztes

“Ich habe die ganze Nacht und bis in die Morgendämmerung hinein durchoperiert. Die Sanitäter waren genauso müde wie ich, doch sie brachten immer neue Männer. Ich tat, was ich konnte. Als der Tag dämmerte, war sie verschwunden. Ich hatte sie nicht kommen sehen, und ich sah sie nicht gehen.

Als die Sonne aufging, machten wir eine Pause. Der Strom von Tragen, die durch den Bogen dort drüben kamen, ließ allmählich nach und versiegte schließlich ganz. Ich konnte mir die Hände waschen und durch die Reihen der Verwundeten gehen, um zu zählen, wie viele in der Nacht gestorben waren und entfernt werden mussten.”

“Wie viele waren es?”

“Kein einziger?”

“Keiner?”

“Es gab keine Toten. In dieser Nacht war niemand gestorben, und auch an jenem Morgen des 1. Juli starb niemand. In der Ecke dort drüben lagen drei Algerier. Brust- und Bauchwunden, einem hatten sie die Beine weggeschossen. Ich hatte sie im Morgengrauen operiert. Sie nahmen es ganz stoisch. Schweigend lagen sie da und starrten in den Himmel. Vermutlich dachten sie an die trockenen Hügel des Mahgreb, von denen sie gekommen waren, um für Frankreich zu kämpfen und zu sterben. Sie wussten, dass es mit ihnen zu Ende ging, und warteten, dass Allah kam und sie zu sich rief. Doch sie starben nicht.

Genau dort, wo Ihre Frau jetzt sitzt, lag ein Junge aus Austin, Texas. Als sie ihn brachten, hatte er die Hände fest über dem Bauch verschränkt. Ich zog sie auseinander. Er versuchte, seine Eingeweide zusammenzuhalten, die durch die zerfetzte Bauchdecke quollen. Alles, was ich tun konnte, war, sie wieder hinein an ihren Platz zu drücken, zu klammern und zu nähen. Er hatte viel Blut verloren, und ich besaß keine Plasma.

In der Morgendämmerung hörte ich, wie er weinte und nach seiner Mutter rief. Ich gab ihm bis Mittag, aber er starb nicht. Obwohl die Sonne noch hinter den Dächern verborgen war, stieg die Temperatur am Vormittag schnell an. Wenn die Sonne erst über uns stand, würde dieser Hof zu einem Inferno werden. Ich ließ den Operationstisch in den Schatten des Kreuzgangs tragen, doch für die Männer draußen im Hof gab es wenig Hoffnung. Was Blutverlust und Verletzungen nicht allein ausrichten konnten, würde die Sonne vollenden.

Diejenigen, die unter dem Dach des Kreuzgangs lagen, durften sich glücklich schätzen. Es waren drei Tommies dabei, alle aus Nottingham. Einer bat mich um eine Zigarette. Damals war mein

Englisch noch sehr schlecht, doch dieses Wort war international. Ich sagte, eine Zigarette sei wirklich das Letzte, was seine von Granatsplittern zerfetzte Lunge brauchen könne. Er lachte nur und meinte, wenn General Alexander erst da sei, würde er seinen Sargnagel schon bekommen. Verrückter englischer Humor. Aber auch tapfer. Sie wussten, dass sie ihr Zuhause nie mehr wieder sehen würden, und konnten noch immer dumme Witze machen.

Als die Sanitäter aus der Gefechtszone zurückkehrten, bekam ich drei neue Männer zur Unterstützung. Sie waren erschöpft und aufsässig, aber zum Glück überwog die gute alte deutsche Disziplin. Sie lösten meine drei Sanitäter ab, die sich einfach in einer Ecke zusammenrollten und sofort einschliefen.

“Und der Tag ging vorüber?“, fragte der Tourist.

“Der Tag ging vorüber. Ich befahl meinen neuen Männern, in den Häusern der Nachbarschaft nach Garn, Bindfäden, Seilen und mehr Bettlaken zu suchen. Wir spannten die Seile über den Hof und befestigten die Laken mit Wäscheklammern daran, um mehr Schatten zu schaffen. Trotzdem stieg die Temperatur weiter. Wasser, das war die Lösung. Die leidenden Männer lechzten nach Wasser, und meine Sanitäter bildeten wieder eine Eimerkette vom Brunnen, um die Becher so schnell wie möglich nachfüllen zu können. Die Deutschen sagten ‚Danke‘, die Franzosen flüsterten ‚Merci‘, und die Engländer sagten ‚Ta, Kumpel‘.

Ich betete um einen kühlen Wind oder den Sonnenuntergang. Wind gab es keinen, doch nach zwölf Stunden in der Hölle verschwand die Sonne endlich, und es wurde wieder kühler. Am späteren Nachmittag hatte sich ein junger Offizier aus der Truppe von Lemelson in den Hof verirrt. Er bleibt stehen, blickte sich mit großen Augen um und bekreuzigte sich. ‚Du lieber Gott‘, murmelte er nur und rannte weg. Ich lief hinter ihm her und schrie, dass ich Hilfe brauchte. ‚Ich werde sehen, was ich tun kann!‘, rief er über die

Schulter zurück. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Doch vielleicht hat er tatsächlich etwas unternommen. Eine Stunde später schickte mir der Generalstabsarzt der Vierzehnten Armee einen Handkarren mit Medikamenten. Verbandzeug, Morphin, Sulfonamide. Immerhin. Nach Sonnenuntergang kamen neue Schwerverletzte, diesmal nur Deutsche. Es waren ungefähr zwanzig, womit die Zahl der Männer im Hof auf über zweihundertzwanzig stieg. Als es dunkel wurde, kam auch sie zurück.”

“Das Mädchen? Das seltsame Mädchen?”

“Ja. Wie schon am Abend zuvor stand sie plötzlich wieder da. Das Artilleriefeuer vor den Mauern der Stadt schien endlich aufgehört zu haben. Vermutlich bereiteten die Alliierten sich auf ihren letzten, endgültigen Schlag vor, die Zerstörung Sienas. Ich betete, dass wir verschont würden, obwohl ich mir wenig Hoffnung machte. Im Hof war es bis auf das Stöhnen und Weinen und die gelegentlichen Schmerzensschreie still.

Ich kümmerte mich gerade um einen Panzergrenadier aus Stuttgart, der seinen halben Kiefer verloren hatte, als ich ihr Kleid neben mir rascheln hörte. Ich drehte mich um und sah, wie sie ein Handtuch in einen Eimer mit frischem Wasser tauchte. Sie lächelte und begann, durch die Reihen der Männer am Boden zu gehen. Sie kniete nieder, kühlte ihnen die Stirn und berührte sanft ihre Wunden. Ich rief ihr zu, sie solle die Verbände nicht anfassen, aber sie machte einfach weiter.

“War es dasselbe Mädchen?”, fragte der Amerikaner.

“Ein und dasselbe Mädchen. Doch diesmal fiel mir etwas auf, das ich am Vorabend übersehen hatte. Sie trug kein Kleid, sondern eine Art Kutte, wie man sie von Nonnen im Noviziat kennt. Da ging mir auf, dass sie aus einem der Klöster in Siena kommen musste. Auf der Vorderseite ihrer Kutte gab es ein Muster. Dunkelgrau auf hellgrau.

Es war ein Kruzifix, aber kein gewöhnliches. Ein Arm des Kreuzes war zerbrochen und hing in einem Winkel von fünfundvierzig Grad herab.”

Von der großen Piazza her dröhnte es laut über die Dächer. Die Fahنشwinger hatten ihre Vorführung beendet, und die zehn Pferde, die bis zu dem Moment unter strenger Bewachung im Hof des Podesta standen, wurden in den Ring geführt. Sie trugen Zaumzeug, aber keine Sättel, denn das Rennen wurde auf nackten Pferderücken ausgetragen. Als vor dem Richterstand die Palio-Flagge hochgezogen wurde, die dem Sieger des Rennens als Preis winkte, brach wieder Jubel los.

Im Hof erhob sich die Frau des Touristen und versuchte erneut, ihren verletzten Fuß zu belasten.

“Ich glaube, dass ich jetzt langsam gehen kann”, sagte sie.

“Noch ein paar Minuten, Schatz”, erwiderte ihr Mann. “Ich verspreche dir, dass wir gleich gehen und uns in den Trubel stürzen. Und was passierte in der zweiten Nacht?”

“Zuerst operierte ich die letzten zwanzig Neuankömmlinge, die Deutschen. Dann versuchte ich mit den neuen Medikamenten und Verbänden die Fälle der letzten Nacht besser zu verarzten. Jetzt hatte ich Morphinum und Antibiotika. Denen mit den schlimmsten Schmerzen konnte ich wenigstens helfen, in Frieden zu sterben.”

“Und sind welche gestorben?”

“Nein. Sie waren sterbenskrank, aber keiner starb. Nicht in dieser Nacht, in der die junge Nonne von einem Kranken zum anderen ging, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Sie lächelte, kühlte ihnen die Gesichter mit frischem Brunnenwasser und berührte ihre Wunden. Die Männer bedankten sich und streckten die Hände nach ihr aus, um sie zu berühren, doch sie lächelte nur, wich zurück und ging weiter.

Vierundzwanzig Stunden lang hatte ich mich mit dem Kauen von Benzedrin wach gehalten, doch in den frühen Morgenstunden gab es nichts mehr für mich zu tun. Meine Medizinvorräte waren aufgebraucht, und die Sanitäter lehnten an der Wand und schliefen. Mein Kittel, meine Hände und mein Gesicht waren voller Blut. Ich saß an dem Tisch, an dem früher einmal eine Familie aus Siena ihre Mahlzeiten eingenommen hatte, stützte den Kopf auf die Arme und schlief ein. Bei Sonnenaufgang wurde ich von einem der Sanitäter wach gerüttelt. Er war auf Raubzug gewesen und brachte mir einen Feldkessel voll mit echtem italienischen Kaffee, den irgendjemand gehortet hatte. Es war der beste Kaffee, den ich in meinem ganzen Leben getrunken habe.”

“Und das Mädchen? Die junge Nonne?”

“Sie war verschwunden.”

“Und die Männer.”

“Ich machte eine schnelle Runde über den Hof und schaute mir jeden Einzelnen an. Alle lebten noch.”

“Das hat Sie bestimmt gefreut.”

“Mehr als gefreut. Ich war verblüfft. Eigentlich war das unmöglich. Meine Ausrüstung war zu schlecht, die Bedingungen waren katastrophal, die Verwundungen zu schwer und meine Kenntnisse zu gering.”

“Es war der zweite Juli, stimmt’s? Der Tag der Befreiung?”

“Richtig.”

“Und die Alliierten haben zum letzten Schlag ausgeholt?”

“Falsch. Siena wurde nicht angegriffen. Haben Sie schon mal von Feldmarschall Kesselring gehört?”

“Nein.”

“Meiner Meinung nach gehört er zu den am meisten unterschätzten

Kommandanten des Zweiten Weltkriegs. Seinen Marschallsstab erhielt er 1940, doch zu dem Zeitpunkt konnte noch jeder deutsche General an der Westfront siegen. Niederlagen und das ständige Zurückweichen vor dem überlegenen Feind sind viel schwieriger zu bewältigen.

Generäle lassen sich in unterschiedliche Typen einteilen. Der eine kann einen erfolgreichen Vorstoß unternehmen, der andere einen Rückzug planen und ausführen. Rommel hat zur ersten Gruppe gehört, Kesselring zur zweiten. Er musste sich von Sizilien bis nach Österreich zurückkämpfen. 1944 hatten die Alliierten bereits den ganzen Luftraum unter Kontrolle. Sie verfügten über die besseren Panzer, unbegrenzte Mengen Treibstoff und jede Menge Vorräte. Die Bevölkerung war auf ihrer Seite, und sie hätten Italien eigentlich bis zum Sommer zurückerobern müssen. Doch Kesselring ließ sie um jeden Zentimeter Boden ringen.

Anders als die meisten war er kein Barbar, sondern ein kultivierter Mann, der Italien leidenschaftlich liebte. Hitler hatte befohlen, in Rom die Brücken über den Tiber zu sprengen. Es waren architektonische Meisterwerke. Kesselring weigerte sich und unterstützte so den Vorstoß der Alliierten.

Als ich an jenem Morgen hier saß und meinen Kaffee trank, befahl Kesselring General Schlemm, das gesamte Fallschirmspringerkorps aus Siena abzuziehen, ohne auch nur einen Schuss abzufeuern. Nichts sollte beschädigt, nichts zerstört werden. Was ich damals ebenfalls nicht wusste, war, dass Papst Pius XII bei Charles de Gaulle vorgesprochen hatte, dessen Freie Franzosen die Stadt einnehmen sollten. Er bat darum, Siena nicht zu zerstören. Ob es zwischen Lemelsen und Juin einen Geheimpakt gegeben hat, werden wir nie erfahren. Sie haben es beide abgestritten, und jetzt sind sie tot. Doch beide bekamen denselben Befehl: Verschonen Sie Siena.”

“Es wurde kein Schuss abgefeuert? Keine Granate? Keine

Bombe?”

“Nichts. Am späten Vormittag begannen unsere Fallschirmjäger abziehen. Es dauerte den ganzen Tag. Am späten Nachmittag hörten wir aus der Gasse draußen das Geräusch dröhnender Marschschritte, und plötzlich tauchte der Stabsarzt der Vierzehnten Armee auf. Vor dem Krieg war Major General von Steglitz ein berühmter Orthopäde gewesen. Auch er hatte in den letzten Tagen in einem der großen Krankenhäuser ununterbrochen am Operationstisch gestanden und war genauso erschöpft wie ich.

Von Steglitz stand im Torbogen und blickte sich verwundert um. Es arbeiteten jetzt sechs Sanitäter für mich, von denen sich zwei ausschließlich um die Wasservorräte kümmerten. Steglitz sah meinen blutverschmierten Kittel und den Küchentisch, der jetzt wegen des besseren Lichts wieder in der Mitte des Hofes stand. Er schaute auf den stinkenden Haufen amputierter Gliedmaßen in der Ecke dort drüben: Hände, Arme und Beine, von denen einige noch in Stiefeln steckten.

„Was für ein Beinhaus“, sagte er. „Sind Sie allein hier, Herr Hauptmann?“

„Ja, Sir“, erwiderte ich.

„Wie viele Verletzte?“

„Ungefähr zweihundertzwanzig, Herr General.“

„Nationalität?“

„Einhundertundzwanzig von uns und ungefähr hundert Soldaten unterschiedlicher Nationalität.“

„Wie viele Tote?“

„Bis jetzt keine, Sir.“

Er starrte mich an. „Unmöglich!“. Dann begann er an den Lagern entlangzuwandern. Er musste keine Fragen stellen. Auf den ersten

Blick erkannte er die Art und den Grad der Verwundung und die Überlebenschance. Er war von einem Pater begleitet, der sich niederkniete und allen die letzte Ölung spendete, die den nächsten Morgen nicht überleben würden. Als der Generalsstabsarzt mit seiner Inspektionsrunde fertig war, kam er zu mir zurück. Er sah mich lange an. Ich bot einen katastrophalen Anblick. Halbtot vor Müdigkeit, blutbesudelt, stinkend wie eine räudige Katze und seit achtundvierzig Stunden ohne eine feste Mahlzeit.

„Sie sind ein bemerkenswerter junger Mann“, meinte er schließlich, und haben hier Übermenschliches geleistet. Sie wissen, dass wir unsere Truppen abziehen?“ Ich bejahte. In einer geschlagenen Armee breiten sich Gerüchte in Windeseile aus.

Von Steglitz erteilte seinen Männern Befehle. Ganze Kolonnen von Sanitätern traten aus der Gasse in den Hof. „Nehmt nur Deutsche mit“, forderte er sie auf. „Die Alliierten wollen wir den Alliierten überlassen.“ Er ging an den deutschen Verletzten vorüber und wählte nur siebzig von ihnen aus, die eine Chance hatten, die lange, anstrengende Fahrt über die Hügel des Chianti bis nach Mailand zu überleben. Dort würden sie dann ordentlich versorgt werden. Die Deutschen, für die es keine Hoffnung mehr zu geben schien, ließ er da. Es waren fünfzig. Von Steglitz kam noch einmal zu mir. Die Sonne war bereits hinter den Häusern verschwunden und würde bald untergehen. Er hatte seine barsche Art abgelegt und sah mit einem Mal nur noch alt und krank aus.

„Irgendjemand muss sich um sie kümmern. Bleiben Sie bei ihnen.“

„Das werde ich“, erwiderte ich.

„Das bedeutet, dass Sie in Kriegsgefangenschaft kommen werden.“

„Ich weiß, Sir.“

„Wenigstens war es ein kurzer Krieg für Sie. Ich hoffe, dass wir

uns eines Tages in unserem Vaterland wiedersehen.’

Mehr gab es nicht zu sagen. Er ging durch den Bogen, drehte sich noch einmal um und salutierte. Können Sie sich das vorstellen? Ein General, der einem Hauptmann salutiert? Ich trug keine Mütze, deshalb konnte ich den Gruß nicht erwidern. Dann war er verschwunden. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Sechs Monate später ist er bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen. Jetzt stand ich wieder allein da. Allein mit hundertfünfzig Männern, die fast alle sterben würden, wenn nicht bald Hilfe eintraf. Die Sonne ging unter, die Dunkelheit brach herein, und meine Laternen hatten kein Petroleum mehr. Doch dann ging der Mond auf. Ich ließ Wasser verteilen. Als ich mich umdrehte, war sie wieder da.”

Der Lärm von der Piazza del Campo war zu ununterbrochenem Schreien und Rufen angeschwollen. Die zehn Jockeys, kleine, drahtige Männer, saßen jetzt auf ihren Pferden. Jeder hatte seine Gerte bekommen, einen mörderischen Ochsenziemer, mit dem sie nicht nur auf ihre eigenen Pferde eindreschen würden, sondern auch auf jedes andere Ross oder jeden Jockey, der ihnen zu nahe kam. Sabotage, Behinderung, Verletzungen – zimperlich darf ein Reiter beim Palio nicht sein. Die Wetten sind schwindelerregend hoch und der Wille zum Sieg ist grenzenlos. Auf der Sandbahn ist alles erlaubt.

Die zehn Pferde wurden auf ihre Startpositionen hinter einem dicken Seil geführt. Jeder Jockey trug die leuchtenden Farben seiner Contrade und einen runden Stahlhelm. Zügel und Reitgerte hielten sie fest in der Hand. Die Pferde tänzelten vor Erwartung. Der mossiere, der Startmeister, sah zum Bürgermeister hoch. Sobald das letzte Pferd seinen Platz eingenommen hatte, würde dieser ihn mit einem Kopfnicken auffordern, das Seil fallen zu lassen. Das Gebrüll der Menge erinnerte an Löwen in der afrikanischen Steppe.

“Sie ist zurückgekommen? Auch am dritten Abend?”

“Ein drittes und letztes Mal. Es war fast eine Art Teamarbeit. Hin

und wieder habe ich etwas auf Deutsch zu ihr gesagt, das sie natürlich nicht verstand. Sie lächelte nur und schwieg. Näher gekommen sind wir uns nicht. Sie hat sich um die verwundeten Männer gekümmert, während ich mehr Wasser herbeischaffte und Verbände wechselte. Der Generalstabsarzt hatte mir frisches Material dagelassen, zumindest so viel, wie er für mein hoffnungsloses Unterfangen erübrigen konnte. Als der Morgen dämmerte, war sie wieder verschwunden.

An diesem Abend war mir etwas aufgefallen, das ich bisher übersehen hatte. Sie war ein hübsches Mädchen, doch im Licht des Mondes entdeckte ich auf ihren beiden Handrücken schwarze Flecken, jeder ungefähr so groß wie eine Dollarmünze. Damals habe ich mir nichts dabei gedacht, erst Jahre später.”

“Und Sie haben sie nie mehr wiedergesehen?”

“Nein, nie mehr. Kurz nach Sonnenaufgang hingen aus allen Fenstern in der Nachbarschaft Fahnen. Es war nicht mehr der Reichsadler. Die Bürger Sienas hatten die Flaggen der Alliierten zusammengefleckt. Am häufigsten sah man in der Stadt die französische Trikolore. Gegen sieben Uhr hörte ich Marschschritte in der Gasse. Angst ergriff mich. Bis zu diesem Moment hatte ich noch keine alliierten Soldaten mit Gewehr zu Gesicht bekommen, doch Hitlers Propagandamaschine hatte uns eingetrichtert, dass sie alle Mörder seien.

Wenige Minuten später standen fünf Soldaten im Torbogen. Sie waren dunkelhäutig und ihre Uniformen so verdreckt, dass ich kaum erkennen konnte, welcher Einheit sie angehörten. Dann sah ich das Kreuz von Lothringen. Es waren Franzosen, auch wenn die Männer aus Algerien stammten.

Sie riefen mir etwas auf Französisch oder Arabisch zu, das ich nicht verstand. Ich lächelte und zuckte mit den Schultern. Über meinem Wehrmachtshemd und der Hose trug ich den

blutverschmierten Kittel, doch sie mussten die Stiefel darunter gesehen haben. Wehrmachtsstiefel. Daran gab es keinen Zweifel. In den Gefechten südlich von Siena hatten die Alliierten hohe Verluste erlitten und hier stand ich – der Feind. Sie betraten den Hof, schrien mich an und fuchtelten mit ihren Gewehren vor meiner Nase herum. Ich dachte, sie würden mich erschießen. Dann hörte ich einen der algerischen Verletzten leise aus einer Ecke rufen. Die Soldaten gingen zu ihm, und er flüsterte ihnen etwas zu. Als sie zurückkamen, hatte sich ihr Verhalten geändert. Sie zogen eine wirklich ekelerregende Zigarette hervor und zwangen mich, sie als Zeichen unserer Freundschaft zu rauchen.

Um neun Uhr morgens war die ganze Stadt voller Franzosen, die überall euphorisch von Italienern begrüßt wurden. Die Mädchen überhäuften sie mit Küssen. Ich blieb mit meinen mir freundlich gesinnten Soldaten im Hof.

Dann tauchte ein französischer Major auf. Wie ich sprach er ein wenig Englisch. Ich erklärte, dass ich ein deutscher Arzt sei und hier bei meinen Kranken zurückgeblieben wäre, von denen einige Franzosen seien und die meisten anderen ebenfalls Alliierte. Er lief durch die Reihen der am Boden liegenden Kranken, zählte zwanzig seiner Landsleute unter den alliierten Engländern und Amerikanern und stürzte wieder hinaus auf die Gasse, wo man ihn Befehle erteilen hörte. Innerhalb einer Stunde waren alle Verletzten in das mittlerweile fast leere Zentralkrankenhaus abtransportiert worden. Jetzt lagen nur noch ein paar transportunfähige Deutsche im Hof. Ich blieb bei ihnen.

Während ein französischer Armeearzt einen nach dem anderen untersuchte, wurde ich im Zimmer der Oberin eingeschlossen. Mittlerweile lagen alle auf sauberen weißen Laken und wurden von ganzen Heerscharen italienischer Krankenschwestern gewaschen und mit Lebensmitteln versorgt.

Am Nachmittag erschien der Armeearzt in meinem Zimmer. Er

wurde von einem französischen General namens de Monsabert begleitet, der Englisch sprach. ‚Mein Kollege meint, dass die Hälfte der Männer hier eigentlich tot sein müsste‘, sagte er. ‚Was haben Sie mit ihnen angestellt?‘ Ich erklärte, dass ich nichts Besonderes gemacht hätte, nur das, was mir mit der zur Verfügung stehenden Ausrüstung und den Medikamenten möglich gewesen sei.

Sie unterhielten sich auf Französisch. ‚Wir müssen für die nächsten Verwandten die Personalien der Männer aufnehmen‘, meinte der General dann. Wo sind die Erkennungsmarken der Verstorbenen? Und zwar aller Nationalitäten.‘ Ich erklärte, dass es keine Erkennungsmarken gebe. Keiner der Männer, die in diesen Hof gebracht worden waren, sei gestorben.

Wieder unterhielten sie sich, wobei der Arzt öfter mit den Schultern zuckte. Dann sagte der General: ‚Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, hier zu bleiben und mit meinem Kollegen zusammen zu arbeiten? Es ist noch viel zu tun.‘ Natürlich gab ich es ihm. Wohin hätte ich auch gehen sollen? Meine Heimatarmee zog sich schneller zurück, als ich ihr hätte folgen können. Wenn ich es schaffte, bis aufs Land zu gelangen, würde ich dort sicher von Partisanen getötet werden. Als Nächstes viel ich vor Hunger und Schlafmangel vor ihnen in Ohnmacht.

Nach zwanzig Stunden Schlaf, einem Bad und einer Mahlzeit war ich wieder einsatzbereit. Alle französischen Verletzten der letzten zehn Tage waren in den Süden nach Perugia, Assisi oder sogar bis Rom gebracht worden. Im Krankenhaus von Siena lagen nur noch die Männer aus diesem Hof.

Knochen mussten gerichtet und geschient werden. Wir öffneten halb verheilte Nähte und behandelten innere Verletzungen noch einmal ordentlich. Wunden, die sich eigentlich hätten entzünden müssen, waren auf wundersame Weise verheilt. Zerrissene Arterien schienen sich selbst versiegelt zu haben, und Blutungen hatten einfach

aufgehört. Einen Tag und eine ganze Nacht lang operierten wir ohne Unterbrechung. Kein einziger Patient starb.

Die Kriegsfront schob sich weiter in den Norden. Man erlaubte mir, bei den französischen Offizieren zu wohnen. General Juin besuchte das Krankenhaus und dankte mir für alles, was ich für die französischen Soldaten getan hatte. Später musste ich mich dann nur noch um die fünfzig Deutschen kümmern. Nach einem Monat wurden wir alle in den Süden nach Rom evakuiert. Da keiner der Deutschen jemals wieder kämpfen würde, organisierte man über das Rote Kreuz ihre Rückführung ins Heimatland.”

“Sie kamen zurück in die Heimat?”, fragte der Amerikaner.

“Alle”, sagte der Arzt. “Das U.S. Army Medical Corps hat seine Soldaten von Ostia aus zurück in die Staaten verschifft, sobald sie reisefähig waren. Die Jungens aus Virginia kamen zurück an den Shenandoah und die aus Texas in ihren Lone Star State. Auch der junge Mann aus Austin, der in jener Nacht nach seiner Mutter gerufen hatte, ist mit all seinen Eingeweiden nach Hause gefahren, als die Bauchdecke verheilt war. Nachdem Frankreich befreit war, haben auch die Franzosen ihre Männer abgeholt.

Als General Alexander das Krankenhaus in Rom besuchte, in dem wir mittlerweile untergebracht waren, erzählte man ihm von diesem Hof in Siena. Wenn ich mich weiter an mein Ehrenwort halten würde, meinte er, könne ich mich bis Kriegsende in einem Feldlazarett in England um die deutschen Verwundeten kümmern. Ich willigte ein. Deutschland hatte den Krieg sowieso verloren. Im Herbst 1944 war uns das allen klar. Nach der Kapitulation im Mai 1945 herrschte endlich Frieden, und ich durfte wieder heim in meine zerstörte Vaterstadt Hamburg.”

“Aber warum sind Sie dann jetzt, dreißig Jahre später, hier?”

Das Geschrei von der Piazza del Campo war nicht zu überhören.

Ein Pferd war gestürzt und hatte sich das Bein gebrochen. Der Jockey lag bewusstlos am Boden, während das Rennen weiterging. Obwohl eine dicke Sanddecke über das Pflaster der Piazza gestreut wurde, kam es bei dem verrückten Tempo immer wieder zu schlimmen Unfällen.

Der blasser Mann zuckte mit den Schultern und blickte versonnen über den Hof.

“Was sich in jenen drei Tagen in diesem Hof ereignet hat, war meiner Meinung nach ein Wunder. Mit mir hatte das nichts zu tun. Ich war ein junger, ehrgeiziger Arzt, aber nicht außergewöhnlich begabt. Es war das Mädchen.”

“Es wird noch andere Palios geben”, sagte der Tourist. “Erzählen Sie mir mehr über das Mädchen.”

“Gut. Im Herbst 1945 wurde ich zurück nach Deutschland geschickt. Hamburg war unter britischer Besatzung. Anfangs arbeitete ich im britischen Krankenhaus, später dann in der Hamburger Zentralklinik. 1949 waren wir dann wieder eine nazifreie Republik, und ich wechselte an ein Privatkrankenhaus. Mit meiner Karriere ging es gut voran. Ich wurde Mitinhaber der Klinik, heiratete ein Hamburger Mädchen, und wir bekamen zwei Kinder. Das Leben wurde leichter, da es Deutschland wirtschaftlich immer besser ging. Nach einiger Zeit gründete ich mein eigenes kleines Krankenhaus. Ich behandelte die Neureichen und wurde selbst reich. Doch diesen Hof hier und das Mädchen in der Nonnenkutte habe ich niemals vergessen.

1965 wurde meine Ehe nach fünfzehn Jahren geschieden. Die Kinder, damals schon im Teenageralter, waren sehr traurig darüber, doch sie verstanden es. Ich besaß Geld, und ich war wieder frei. 1968 beschloss ich, hierher zurückzukommen, um sie zu suchen. Ich wollte mich einfach nur bei ihr bedanken.”

“Und haben Sie sie gefunden?”

“In gewisser Hinsicht schon. Vierundzwanzig Jahre waren vergangen. Sie musste mittlerweile wie ich Ende vierzig sein. Vermutlich war sie noch immer Nonne. Falls sie aber ihren Orden aus irgendeinem Grund verlassen hatte, war sie sicher verheiratet und hatte Kinder. Ich kam also im Sommer 1968 hier an, nahm mir ein Zimmer in der Villa Patrizia und begann meine Suche.

Als Erstes besuchte ich alle Nonnenklöster. Es gab drei, und sie gehörten verschiedenen Orden an. Ich heuerte einen Übersetzer an, der mir half, mich mit den Oberinnen zu verständigen. Zwei von ihnen waren schon während des Kriegs hier gewesen, die dritte war erst später hergekommen. Als ich ihnen die Novizin beschrieb, die ich suchte, schüttelten sie nur den Kopf. Sie befragten jeweils die älteste Schwester der Gemeinschaft, doch von einer solchen Novizin wusste niemand etwas.

Ich beschrieb ihnen genau die Kutte, die sie getragen hatte: hellgrau mit einem dunkelgrauen Stickmuster auf der Vorderseite. Niemand kannte sie. In keinem der Orden wurden hellgraue Kutten getragen.

Ich zog meinen Kreis weiter. Vielleicht war sie ja aus einem Orden außerhalb der Stadt und hatte in den letzten Wochen der deutschen Besatzung nur Verwandte in Siena besucht. Ich suchte in der gesamten Toskana nach ihrem Kloster, aber ohne Erfolg. Mein Übersetzer verlor allmählich die Geduld, während ich herauszufinden versuchte, welche Kutenformen man in sämtlichen Nonnenklöstern früher getragen hatte und heute trug. Es gab mehrere hellgraue Kutten, doch das Muster eines Kreuzes mit gebrochenem Arm war völlig unbekannt.

Nach sechs Wochen sah ich ein, dass es hoffnungslos war. Niemand hatte jemals von ihr gehört, geschweige denn, sie gesehen. Vierundzwanzig Jahre zuvor hatte sie in drei aufeinanderfolgenden

Nächten diesen Hof besucht. Sie hatte sterbenden Soldaten die Gesichter gekühlt und ihnen Trost gespendet. Sie hatte ihre Wunden berührt, und diese Soldaten waren nicht gestorben. Vielleicht gehörte sie zu den Personen, die durch Handauflegen heilen können. Doch dann war sie in dem kriegszerissenen Italien verschwunden und nie wieder aufgetaucht. Ich hoffte, es würde ihr gut gehen, wo immer sie sich aufhielt, doch ich wusste, dass ich sie niemals finden würde.”

“Aber Sie haben gesagt, Sie hätten sie gefunden”, warf der Amerikaner ein.

“Ich habe gesagt ,in gewisser Hinsicht“, korrigierte ihn der Arzt. “Ich hatte schon meine Sachen für die Abreise gepackt, als ich einen letzten Versuch unternahm. In dieser Stadt gibt es zwei Zeitungen. Den *Corriere di Siena* und *La Gazzetta di Siena*. In jede setzte ich eine Anzeige, die eine Viertelseite groß und sogar illustriert war. Ich hatte das gestickte Muster auf ihrem Kleid nachgezeichnet und diese Zeichnung neben den Text gestellt. Für jede Information zu diesem Symbol stellte ich eine Belohnung in Aussicht. Die Zeitung mit meiner Anzeige erschien an dem Morgen, an dem ich abreisen wollte.

Ich war gerade dabei, mein Gepäck aus dem Zimmer zu bringen, als man mich von der Rezeption aus anrief. Man sagte mir, es wolle mich jemand sprechen. Weil mein Taxi in einer Stunde kommen würde, ging ich mit meinen Koffern nach unten. Das Taxi habe ich dann nicht mehr gebraucht, und meinen Flug verpasste ich.

In der Hotelhalle wartete ein kleiner weißhaariger alter Mann in Mönchskutte auf mich. Es war ein dunkelgraues Gewand, das in der Taille von einer weißen Kordel gehalten wurde. An den Füßen trug er Sandalen. Er hielt eine Ausgabe der *Gazetta* in der Hand, die auf der Seite meiner Anzeige aufgeschlagen war. Wir begaben uns ins Café des Hotels und ließen uns dort nieder. Er sprach Englisch.

Zunächst fragte er, wer ich sei und warum ich die Anzeige aufgegeben hätte. Ich erklärte ihm, dass ich eine junge Frau aus Siena

suchte, die mir vor fast einem Vierteljahrhundert geholfen habe. Dann stellte er sich als Fra Domenico vor und erzählte, dass er aus einem geschlossenen Orden stamme, dessen Angehörige sich ganz dem Fasten, dem Gebet und dem Studium widmeten. Sein persönliches, lebenslanges Studienobjekt sei die Geschichte Sienas und seiner verschiedenen religiösen Orden.

Er wirkte nervös und aufgeregt und bat mich, ihm genau zu schildern, wann und wo ich in Siena dieses besondere Muster auf der Kutte einer jungen Frau gesehen hätte. Ich wandte ein, dass dies eine lange Geschichte sei. ‚Wir haben Zeit‘, erwiderte er nur, ‚bitte erzählen Sie mir alles.‘ Und das tat ich dann auch.”

Auf der großen Piazza erreichte der Lärm seinen Höhepunkt, als eines der Pferde mit einer halben Länge Vorsprung die Ziellinie passierte. Die Angehörigen der anderen neun Contraden stöhnten enttäuscht auf, während die der siegreichen zehnten Contrade, die den Namen Istrice – Stachelschwein – trug, in Jubelgeschrei ausbrachen. Trotzdem würde auch in den Rathäusern der neun Verlierer in dieser Nacht der Wein in Strömen fließen.

“Fahren Sie fort”, drängte der Amerikaner. “Was haben sie ihm erzählt?”

“Alles. Er bestand darauf, alles zu hören. Von Anfang bis Ende. Jede kleinste Einzelheit. Das Taxi kam, und ich schickte es wieder fort. Trotzdem hatte ich ein winziges Detail vergessen, das mir erst einfiel, als ich am Ende meiner Geschichte angelangt war. Die Hände, die Hände des Mädchens. Als ich ihm berichtete, dass ich im Mondlicht dunkle Flecken auf beiden Handrücken gesehen hätte, wurde der Mönch so weiß wie sein Haar und begann, seinen Rosenkranz durch die Finger gleiten zu lassen. Er hatte die Augen geschlossen und bewegte lautlos seine Lippen. Damals war ich noch Lutheraner, erst später konvertierte ich zum katholischen Glauben. Ich fragte ihn, was er da mache.

‘Ich bete, mein Sohn‘, erwiderte er. ‚Für wen?‘, fragte ich. ‚Für die Unsterblichkeit meiner Seele und auch für die Ihre. Denn ich glaube, Sie haben das Wirken Gottes gesehen.‘ Dann bat ich ihn, mir alles zu sagen, was er wüsste, und er erzählte mir die Geschichte von der barmherzigen Katharina.

DIE GESCHICHTE FRA DOMENICOS

“Kennen Sie sich in der Geschichte Sienas aus?“, fragte er mich.

„Nein“, erwiderte ich. „Fast überhaupt nicht.“

„Sie geht weit zurück. Die Stadt hat schon viele Jahrhunderte an sich vorüberziehen sehen. Einige waren von Wohlstand und Frieden geprägt, doch in den meisten gab es viel Blutvergießen, tyrannische Herrscher, Fehden, Hungersnöte und die Pest. Die beiden schlimmsten Jahrhunderte waren die zwischen 1355 und 1559.

Sie waren von einem endlosen, sinnlosen und erfolglosen Krieg geprägt. Sowohl im eigenen Land als auch gegen feindliche fremde Mächte. Immer wieder wurde die Stadt von plündernden Söldnerheeren heimgesucht, den gefürchteten Condottieri. Eine starke Regierung, welche die Bürger hätte schützen können, gab es nicht.

Sie müssen wissen, dass es in jenen Tagen kein Italien gab, wie wir es heute kennen. Damals war dieses Land ein Flickenteppich aus verschiedenen Fürsten- und Herzogtümern, Kleinstaaten und Stadtstaaten, die ständig bestrebt waren, einander zu erobern. Siena war ein Stadtstaat, auf den es das Herzogtum Florenz schon seit alters her abgesehen hatte. Unter Cosimo I. aus dem Haus der Medici haben sie uns dann schließlich erobert.

Doch diesem Ereignis ging die schlimmste Periode von allen

voraus, die Jahre zwischen 1520 und 1550. In dieser Zeit spielt meine Geschichte. Siena wurde damals von fünf Familienclans regiert, die sich so lange befehdeten, bis die Stadt ruiniert war. Bis 1512 hatte einer ihrer Anführer, Pandolfo Petrucci, die Macht über den Stadtstaat. Er war der brutalste von allen und regierte wie ein Tyrann, aber wenigstens brachte er der Stadt wieder Stabilität. Nach seinem Tod brach in Siena die Anarchie aus.

Die Stadt sollte vom Balia regiert werden, einem Rat, dem Petrucci geschickt und skrupellos vorgestanden hatte. Doch jedes Ratsmitglied gehörte auch einem der verfeindeten Clans an. Statt also zum Wohlergehen der Stadt zusammenzuarbeiten, bekämpften sie einander, bis sie auch Siena in die Knie gezwungen hatten. 1520 wurde einem der unbedeutenderen Sprößlinge des Hauses Petrucci eine Tochter geboren. Auch nach dem Tod Pandolfos wurde die Stadt noch einige Zeit von den Petrucci regiert. Doch als dieses Mädchen vier Jahre alt war, verlor das Haus der Petrucci seine Macht über den Balia, und die verbleibenden vier verfeindeten Clans trugen ihre Fehden wieder ungehemmt aus.

Das Mädchen wuchs zu einer schönen jungen Frau heran. Sie war sehr fromm und mehrte das Ansehen ihrer Familie. Diese lebte in einem großen Palast hier ganz in der Nähe, wo sie von dem Elend und dem Chaos draußen wenig spürten. Doch während andere reiche Mädchen eigenwillig, verwöhnt oder sogar zügellos wurden, blieb Caterina di Petrucci bescheiden und tief gläubig.

Den einzigen Zwist mit ihrem Vater gab es, als es um ihre Eheschließung ging. In jenen Tagen war es normal, dass ein junges Mädchen schon mit sechzehn oder gar fünfzehn heiratete. Doch die Jahre zogen ins Land, und Caterina lehnte zum Kummer ihres Vaters einen Bewerber nach dem anderen ab.

1540 wurden die Stadt Siena und ihr Umland dann von einer Hungersnot, der Pest, Unruhen, Bauernaufständen und inneren

Streitigkeiten heimgesucht. Im Schutz der Palastmauern und der Wachen war Caterina kaum davon berührt. Sie verbrachte ihre Zeit mit Handarbeiten, Lesen und regelmäßigen Gottesdiensten in der Familienkapelle. Doch in diesem Jahr geschah etwas, das ihr ganzes Leben verändern sollte. Eines Tages brach sie zu einem Ball auf, doch ist sie nie dort angekommen.

Wir wissen, was passiert ist. Oder zumindest glauben wir es zu wissen, denn es gibt ein auf Latein verfasstes Dokument ihres Beichtvaters, eines alten Priesters, den die Familie für ihre religiösen Bedürfnisse in Dienst genommen hatte. Caterina hatte den Palast in einer Kutsche verlassen. In ihrer Begleitung befanden sich eine Hofdame und sechs Leibwächter, denn auf den Straßen war es gefährlich.

Unterwegs wurde ihrer Kutsche von einer anderen quer über der Straße stehenden der Weg versperrt. Caterina hörte einen Mann vor Schmerzen schreien. Sie widersetzte sich den Anweisungen ihrer Gouvernante, schob den Vorhang zur Seite und sah hinaus.

Die andere Kutsche gehörte einer der verfeindeten Herrscherfamilien. Offensichtlich war ein alter Bettler auf die Straße getaumelt. Die Pferde hatten vor ihm gescheut und waren durchgegangen. Der aufgebrachte Insasse der Kutsche, ein grausamer junger Edelmann, war ausgestiegen und schlug nun mit dem Knüppel eines seiner Wächter wie wild auf den Bettler ein.

Ohne lange zu überlegen sprang Caterina aus der Kutsche in den Matsch der Straße, wo sie sich ihre seidenen Schuhe ruinierte, und schrie den Mann an, er solle sofort aufhören. Er blickte auf, und sie erkannte, dass es einer der jungen Edelmänner war, mit denen ihr Vater sie verheiraten wollte. Als er das Wappen der Petrucci an ihrer Kutschentür erblickte, hörte er auf der Stelle mit dem Prügeln auf und verschwand in seiner Karosse.

Das Mädchen hockte sich im Straßendreck nieder und umfing den

Körper des schmutzigen alten Bettlers. Er war so erbarmungslos geschlagen worden, dass er im Sterben lag. Obwohl er voller Parasiten sein musste und nach Schmutz und Exkrementen stank, hielt sie ihn in den Armen, bis er tot war. Die Legende berichtet, sie habe in dem erschöpften, schmerzverzerrten und von Dreck und Blut besudelten Gesicht das Antlitz des sterbenden Christus erkannt. Unser Chronist schreibt, dass der Bettler ihr noch ein paar letzte Worte zugeflüstert habe: ‚Kümmern Sie sich um die Meinen.‘

Wir werden nie erfahren, was an jenem Tag wirklich geschehen ist, denn es gab nicht einen Augenzeugenbericht. Wir haben nur die Worte des alten Priesters, der sie Jahre später in einer einsamen Klosterzelle aufgeschrieben hat. Doch was immer es war, es hat ihr Leben verändert. Sie fuhr zurück in den Palast und verbrannte im Hof ihre gesamte Garderobe. Ihrem Vater verkündete sie, sie wolle der Welt entsagen und den Schleier nehmen. Er wollte davon nichts hören und verbat es ihr ausdrücklich.

Sie widersetzte sich seinem Willen, was für die damalige Zeit äußerst ungewöhnlich war, und bewarb sich in allen Klöstern der Stadt um die Aufnahme als Novizin. Doch die Boten ihres Vaters waren ihr zuvorgekommen, weshalb sie überall abgewiesen wurde. Niemand wagte es, der noch verbliebenen Macht der Petrucci zu trotzen.

Doch ihr Vater irrte, wenn er glaubte, sie so von ihrem Vorhaben abbringen zu können. Aus der Schatzkammer der Familie entwendete sie ihre eigene Mitgift, und nach langen geheimen Verhandlungen mit einem verfeindeten Conte rang sie ihm schließlich einen langfristigen Pachtvertrag für einen bestimmten Hof ab. Viel war es nicht. Der Hof gehörte zum Kloster Santa Cecilia, an dessen hohe Mauern er grenzte. Die Mönche brauchten den zwanzig auf dreißig Meter großen Platz mit dem Kreuzgang, der im Schatten der mächtigen Steinmauern lag, nicht.

Um den Hof völlig vom Kloster zu trennen, ließ der Abt im einzigen Durchgang, der vom Klostergebäude in den Hof führte, ein schweres Holztor aus Eichenbalken anbringen und es mit mächtigen Riegeln versehen.

In diesem Hof schuf die junge Frau eine Zufluchtsstätte für die Armen und Notleidenden der Straßen und Gassen. Heute würden wir so eine Einrichtung Suppenküche nennen, aber damals gab es so etwas natürlich noch nicht. Caterina schnitt sich ihr schönes langes Haar ab, trug ein einfaches Gewand aus grauer Baumwolle und ging barfuß.

Die Ärmsten der Armen, die von der Gesellschaft Ausgestoßenen, die Lahmen und Siechen, die Bettler und Obdachlosen, schwangere Dienstmädchen, die man aus ihrer Stellung vertrieben hatte, die Blinden und die von allen am meisten gefürchteten Kranken - sie alle fanden in Caterinas Hof Zuflucht.

Sie lagen zwischen Exkrementen und Ratten, denn sie kannten es nicht anders, doch Caterina säuberte sie und kümmerte sich um ihre Wunden und Gebrechen. Caterina brauchte den Rest ihrer Mitgift für Nahrungsmittel auf, dann bettelte sie in den Straßen um Geld. Ihre Familie hatte sie natürlich enterbt.

Ein Jahr ging vorüber, in dem die Stimmung in der Stadt umschlug. Die Leute sprachen jetzt von ihr als Caterina della Misericordia – der barmherzigen Katharina. Die Wohlhabenden und alle, die ihr Gewissen beruhigen wollten, schickten anonyme Spenden. Ihr Ruhm verbreitete sich in der ganzen Stadt und über deren Mauern hinaus. Eine andere junge Frau aus vornehmer Familie gab ihr Leben im Wohlstand auf und kam zu ihr. Und dann noch eine. Im dritten Jahr waren Caterina und ihr Hof in der ganzen Toskana bekannt. Auch die Kirche wurde auf sie aufmerksam, was weniger gut war.

Sie müssen verstehen, Signore, dass es damals schlecht stand mit der Heiligen Katholischen Kirche. Selbst ich muss das zugeben.

Nach zu vielen Jahren der Privilegien, der Macht und des Reichtums war sie korrupt und verlogen geworden. Viele Kirchenfürsten, Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle lebten wie die weltlichen Herrscher. Sie gaben sich ihrem Vergnügen hin, waren grausam und erlagen den Versuchungen des Fleisches.

Das Volk hatte bereits darauf reagiert und sich neue Fürsprecher gesucht. Es war eine Bewegung, die sich Reformation nannte. In Nordeuropa war die Situation noch schlimmer. Luther hatte bereits seine ketzerischen Thesen verbreitet und der englische König mit Rom gebrochen. Bei uns in Italien glich der einzig wahre Glaube einem brodelnden Hexenkessel. Nur ein paar Meilen von hier entfernt in Florenz hatte man den Mönch und Prediger Savonarola nach schrecklichen Folterungen auf dem Scheiterhaufen verbrannt, weil er nicht widerrufen wollte. Doch auch nach seinem Tod wurde weiter von Rebellion gemunkelt.

Die Kirche brauchte Reformen, aber kein Schisma, doch viele der Mächtigen sahen das anders. Zu ihnen gehörte Ludovico, der Bischof von Siena. Weil in seinem Palast die Sünden des Fleisches, Völlerei, Korruption und Laster regierten, hatte er besonders viel zu fürchten. Er betrieb einen regen Ablasshandel und sprach die Reichen nur dann für immer von allen Sünden frei, wenn sie sich dafür von ihrem gesamten Besitz trennten. Und doch lebte in seiner eigenen Stadt, ganz in der Nähe der Mauern seines Palastes, ein junge Frau, deren Beispiel ihn beschämen musste. Obwohl sie nicht predigte oder hetzte wie Savonarola, wurde sie für ihn zur Bedrohung.“

Auf dem Richterpodium der Piazza del Campo wurde der begehrte Palio feierlich den Führern der siegreichen Contrade überreicht. Unter begeistertem Schwenken der Flaggen mit dem Wappen des Stachelschweins brach der Zug singend zum Siegesbankett auf.

“Jetzt haben wir alles verpasst, Schatz”, sagte die Frau des

Amerikaners. Ihrem Fuß ging es schon sehr viel besser. “Es gibt nichts mehr zu sehen.”

“Nur noch einen Moment. Ich verspreche dir, dass wir uns die Feiern und die Festzüge anschauen werden. Sie dauern bis zum Morgengrauen. Also, wie geht es weiter? Was ist mit der barmherzigen Katharina geschehen?”

“Im darauffolgenden Jahr bekam der Bischof seine Chance. Es war ein mörderisch heißer Sommer. Das Land war vertrocknet, die Flüsse führten kein Wasser mehr, in den Straßen türmten sich menschliche und tierische Abfälle, und die Zahl der Ratten stieg ins Unermessliche. Dann kam die Pest.

In den Straßen ging wieder einmal der gefürchtete Schwarze Tod um, den wir heute als Beulen- oder Lungenpest kennen. Tausende erkrankten und starben. Heute wissen wir, dass die Krankheit von Ratten und Flöhen übertragen wurde, doch damals dachten die Leute, es sei die Strafe eines zürnenden Gottes. Und ein solcher Gott musste mit einem Opfer besänftigt werden.

Caterina hatte mittlerweile ein Symbol entworfen, das sie und ihre drei Gehilfinnen auf ihren Kutten trugen, um sich von den anderen Ordensschwwestern der Stadt zu unterscheiden. Es war das Kreuz unseres Herrn Jesus, doch es hatte einen gebrochenen Arm, der für den Schmerz des Herrn über sein Volk stand. Wir wissen heute davon, weil es von jenem Beichtvater, der seine Erinnerungen Jahre später aufzeichnete, genau beschrieben wurde.

Der Bischof erklärte, das Symbol sei eine Gotteslästerung, und hetzte den Mob, den er mit Münzen aus seiner eigenen Schatulle bezahlte gegen Caterina auf. Die Pest, so behauptete er, sei aus diesem Hof gekommen und von den Bettlern verbreitet worden, die nachts dort schliefen, aber tagsüber durch die Straßen zogen. Die Leute waren froh, jemanden zu haben, der die Schuld an ihrer Krankheit trug. So fielen sie über den Hof her.

Der alte Chronist war zwar nicht dabei, doch er behauptet, dass er aus verschiedenen Quellen über die Geschehnisse unterrichtet worden sei. Als sie den Mob kommen hörten, warfen sich die drei Gehilfinnen alte Decken über ihre Kleider und flüchteten. Caterina aber blieb. Der Pöbel stürmte in den Hof, prügelte auf die Männer, Frauen und Kinder ein, die sich dort aufhielten, und jagte sie bis vor die Stadtmauern, wo sie auf dem von Hungersnöten geplagten Land ihrem Schicksal überlassen wurden.

Die ganz besondere Wut der Meute aber konzentrierte sich gegen Caterina, die sicher noch Jungfrau war. Man hielt sie am Boden fest und vergewaltigte sie mehrmals. Unter den Tätern mussten auch Wachen des Bischofs gewesen sein. Als sie mit ihr fertig waren, kreuzigten sie sie an der schweren Holztür im hinteren Hofteil, wo sie schließlich starb.”

“Das war die Geschichte”, sagte der blasse Mann, “die mir Fra Domenico vor sieben Jahren in einem Hotelcafé berichtete.”

“Das war alles?”, fragte der Amerikaner. “Mehr hat er nicht erzählt?”

“Doch, es gibt noch etwas”, gab der Deutsche zu.

“Erzählen Sie es mir, bitte erzählen Sie mir alles”, bettelte der Tourist.

“Nun, nach den Worten des alten Mönchs ist dann Folgendes passiert: In jener Mordnacht wurde die Stadt von einem fürchterlichen Unwetter heimgesucht. Dunkle Gewitterwolken zogen von den Bergen heran, welche die Sonne und später Mond und Sterne verhüllten. Bald begann es zu regnen. Nie zuvor hatte man hier so heftige Niederschläge erlebt, die drohten, Siena fortzuschwemmen. Das Unwetter dauerte eine ganze Nacht. Am nächsten Morgen verzogen sich die Wolken, und die Sonne kam wieder hervor.

Siena war sauber gewaschen und der Schmutz aus allen Ecken und Ritzen gespült worden. Mit dem Wasser verschwanden auch die Ratten. Sie wurden fortgespült wie die Sünden des Bösen durch die Tränen Christi.

Schon nach wenigen Tagen begann die Pest abzuklingen und war bald ganz verschwunden. Doch diejenigen, die sich mit dem Mob verbündet hatten, schämten sich für ihre Tat. Einige von ihnen kehrten in den Hof zurück. Er war leer und verlassen. Sie nahmen den geschundenen Leib Caterinas von der Tür und wollten ihn christlich beerdigen. Doch die Priester fürchteten den Bischof, der sie der Häresie beschuldigen konnte. Ein paar Mutige brachten deshalb Caterinas Leichnam aus der Stadt hinaus aufs Land. Dort verbrannten sie ihn und streuten die Asche in einen Gebirgsbach.

Der Beichtvater des Hauses Petrucci, der all dies in Latein aufgeschrieben hat, nannte keine genaue Jahreszahl, geschweige denn einen Monat oder Tag. Doch wir kennen eine andere Quelle, in der die Zeit des großen Regens genauer angegeben wird. Es war im Juli des Jahres 1544. Der Regen ist am Abend des zweiten Tages gekommen.”

SCHLUSS

“Der Tag des Palio”, sagte der Amerikaner. “Und der Tag der Befreiung.”

Der Deutsche lächelte.

“Dass der Palio immer am zweiten Juli stattfindet, wurde erst später festgelegt. Und die Wehrmacht zog eher zufällig an genau dem Tag ab.”

“Doch sie ist wiedergekommen. Vierhundert Jahre später ist sie

zurückgekommen.”

“Daran glaube ich”, erwiderte der Deutsche ruhig.

“Sie hat sich um die Soldaten gekümmert, obwohl sie selbst von Soldaten vergewaltigt wurde.”

“Ja.”

“Und die Flecken an ihren Händen? Die Male der Kreuzigung?”

“Ja.”

Der Tourist starrte die Eichentür an.

“Die Flecken. Ihr Blut?”

“Ja.”

“O, mein Gott”, sagte der Tourist. Er dachte eine Weile nach.

“Und Sie kümmern sich um diesen Garten? Zu ihrem Gedenken?”

“Ich komme jeden Sommer, fege den Boden und kümmere mich um die Rosen. Es ist einfach eine Art Dankeschön. Vielleicht weiß sie es, wo immer sie jetzt ist, vielleicht auch nicht.”

“Heute ist der zweite Juli. Wird sie wiederkommen?”

“Vielleicht. Aber eher nicht. Doch eins kann ich Ihnen garantieren. Heute Nacht wird in ganz Siena kein Mensch sterben.”

“Sicher kostet es etwas, den Hof in diesem Zustand zu halten. Wenn ich irgendetwas...”, sagte der Tourist.

Der blasse Mann zuckte mit den Schultern.

“Eigentlich nicht. Dort drüben über der Bank an der Wand gibt es einen Opferstock. Das Geld ist für die Waisenkinder Sienas bestimmt. Ich habe gedacht, das würde ihr gefallen.”

Der Amerikaner war so großzügig wie alle seine Landsleute. Er griff in seine Jackentasche und zog ein dickes Bündel Geldscheine heraus. Vor dem Opferstock zählte er mehrere Scheine ab und stopfte sie hinein.

“Sir”, sagte er, während er seiner Frau auf die Beine half, “ich werde Italien bald verlassen und zurück nach Kansas fliegen. Dort werde ich auf meiner Ranch arbeiten und Vieh züchten. Doch mein Lebtage werde ich nicht vergessen, dass ich in dem Hof gewesen bin, wo sie gestorben ist. Die Geschichte von der barmherzigen Katharina wird mich begleiten, so lange ich lebe. Komm Schatz, jetzt stürzen wir uns ins Getümmel.”

Sie verließen den Hof und bogen in die Gasse ein, wo sie dem Lärm der feiernden Menschenmassen folgten. Kurze Zeit später tauchte eine Frau aus den dunklen Schatten des Kreuzgangs auf. Sie hatte die Haare zu Zöpfen geflochten. Um den Hals trug sie eine Kette aus Holzperlen, und über dem Rücken hing eine Gitarre. In ihrer rechten Hand hielt sie einen schweren Militärrucksack und in der linken eine Einkaufstasche.

Sie ging zu dem Mann, fischte einen Joint aus ihrer Tasche, zündete ihn an und nahm einen langen, tiefen Zug. Dann reichte sie ihn an den Mann weiter.

“Wie viel hat er dagelassen?”, fragte sie.

“Fünfhundert Dollar”, erwiderte er. Von dem deutschen Akzent war nichts mehr zu hören, denn jetzt sprach er im Slang der Woodstock-Generation. Er zog das Dollarbündel aus der Holzkiste und steckte es sich in die Hemdtasche.

“Es ist auch wirklich eine großartige Geschichte”, sagte seine Partnerin. “Und du erzählst sie einfach wunderbar.”

“Ja, sie gefällt mir auch”, gab der Hippie bescheiden zu. Dann schulterte er seinen Rucksack und wandte sich zum Gehen. “Und weißt du, was das Schönste ist? Sie fallen jedes Mal drauf herein.”

Ein pflichtbewusster Bürger

Die Heimreise mochte er am liebsten. In den mehr als dreißig Jahren, die er für British Airways riesige Aluminiumröhren um den Globus steuerte, hatte er über siebenzig Metropolen gesehen, die meisten von ihnen Hauptstädte. Der ursprüngliche Reiz des Neuen war schon lang verflogen.

Vor dreißig Jahren jedoch, als die beiden Streifen des Offiziersanwärters frisch auf den Ärmeln seiner Uniformjacke prangten, war er noch jung und unternehmungslustig gewesen und hatte die Chance, ferne und fremde Länder kennenzulernen, gern wahrgenommen. Während der großzügig bemessenen Zwischenaufenthalte hatte er das Nachtleben in Europa und in den USA genossen und sich die Tempel und Schreine des Fernen Ostens angesehen. Jetzt aber träumte er nur noch von seinem Haus in der Nähe von Dorking.

Damals hatte er sich in kurze, aber stürmische Affären mit den schönsten Stewardessen gestürzt, doch seit sie verheiratet waren, hatte Susan solchen Eskapaden den Riegel vorgeschoben. Nach über fünftausend Nächten in Hotelbetten wollte er nur noch eins: in die eigenen Federn sinken und den leichten Lavendelduft von Susan einatmen, die neben ihm lag.

Ein Sohn und eine Tochter gaben seinem Leben Stabilität und einen weiteren Grund, gern heimzukommen. Charles, das Flitterwochenbaby, war jetzt dreiundzwanzig und programmierte Computer. Die achtzehnjährige Jennifer studierte an der Universität

von York Kunstgeschichte. In zwei Jahren würde er in Pension gehen. Schon jetzt bedeutete ihm der Anblick von Susan, die wartend in der Tür stand, wenn er mit seinem Kombi in die Einfahrt von Watermill Lane bog, mehr als jedes noch so exotische Land.

Auf dem Autositz neben ihm blickte der zweite Kapitän auf den Hinterkopf des Fahrers. Links von ihm starrten die beiden Ersten Offiziere mit noch immer ungesättigter Neugier auf das Neonlichtermeer von Bangkok, das immer mehr in der Ferne verblasste. Im hinteren Teil des Mannschaftsbusses saß die Kabinenbesetzung: der Chefsteward, vier Stewards und elf Stewardessen. Die Klimaanlage des Busses schützte sie vor der schwülen Hitze draußen. Vor zwei Tagen war er mit derselben Besatzung von Heathrow hergeflogen, und er wusste, dass der Chefsteward von der Cockpittür bis zur Schwanzflosse alles im Griff hatte. Das war schließlich sein Job, und auch er war ein alter Veteran.

Der Job von Captain Adrian Fallon war es, einen weiteren Jumbojet, eine Boeing 747-400 mit über vierhundert Passagieren, von Bangkok nach London Heathrow zu fliegen. Oder, wie bald in seinem Logbuch stehen würde, von BKK nach LHR.

Zwei Stunden vor Abflug bog der Mannschaftsbus in das Flughafengelände ein, wurde vom Wachposten am Tor durchgewinkt und fuhr weiter zum Büro von British Airways. Zwei Stunden waren eine lange Vorlaufzeit, doch Captain Fallon war ein Pedant. Laut Information des BA-Büros würde der Speedbird One Zero aus Sydney, der um fünfzehn Uhr dreißig Ortszeit gestartet war, pünktlich um einundzwanzig Uhr fünfundvierzig in Bangkok landen. Was hieß, dass er sich bereits im Landeanflug befand.

Eine Meile hinter dem Mannschaftsbus fuhr eine schwarze Limousine. Hinter dem livrierten Chauffeur hatte es sich ein einziger Fahrgast auf dem Rücksitz bequem gemacht. Wagen und Chauffeur

gehörten zum exklusiven Hotel Oriental, in dem der tadellos gekleidete Geschäftsmann für drei Tage abgestiegen war. Im Kofferraum der Limousine befand sich ein Lederkoffer mit soliden Kupferverschlüssen. Er verriet einen Besitzer, der mit leichtem Gepäck, aber nicht billig reiste. Neben dem Mann lag ein Diplomatenkoffer aus echtem Krokodilleder.

In der Innentasche seines elegant geschnittenen, cremefarbenen Seidenanzugs steckte ein britischer Pass auf den Namen Hugo Seymour und ein Rückflugticket von Bangkok nach London. Erster Klasse, natürlich. Während der Speedbird One Zero von der Lande- auf die Rollbahn bog und langsam auf die Abflughalle von BA zufuhr, hielt die Limousine vor dem Abfertigungsgebäude.

Mr. Seymour schob den Gepäckwagen mit seinem Koffer nicht selbst. Er hob eine manikürte Hand, und ein kleiner Thai-Kuli eilte herbei. Der Geschäftsmann gab dem Chauffeur ein Trinkgeld, wies mit einer Kopfbewegung auf sein Gepäckstück im offenen Kofferraum und folgte dem Kuli ins Abfertigungsgebäude, wo er auf den Erste-Klasse-Schalter von British Airways deutete. Der schwülen Hitze der Tropennacht war er nicht länger als dreißig Sekunden ausgesetzt gewesen.

Für ein Einchecken in der ersten Klasse braucht man normalerweise keine Stunde und fünfundvierzig Minuten. Der junge Angestellte hinter dem Schalter hatte noch nichts zu tun. Innerhalb von zehn Minuten war der Lederkoffer auf dem Weg in den Gepäckraum, wo er anhand der Aufkleber eindeutig dem Londonflug von BA zugeordnet wurde. Mr. Seymour bekam seine Bordkarte und wurde in die Wartelounge der ersten Klasse geschickt, die jenseits der Passkontrolle lag.

Der uniformierte thailändische Passbeamte schaute in den weinroten Reisepass, auf die Bordkarte und schließlich in das Gesicht auf der anderen Seite der Glasscheibe. Ein Mann mittleren Alters

blickte ihn an, leicht gebräunt, glatt rasiert, das eisgraue Haar frisch gewaschen und geföhnt. Der Passbeamte registrierte ein faltenfreies weißes Seidenhemd ohne jede Schweißspur, eine Seidenkrawatte von Jim Thompson und den oberen Teil eines cremefarbenen Seidenanzugs von einem der besseren Herrenausstatter Bangkoks, die innerhalb von dreißig Stunden die perfekte Kopie eines Anzugs aus der Savile Row anfertigen konnten. Er schob den Pass unter der Glasscheibe zurück.

“Sawatdi, krab”, murmelte der Engländer. Der thailändische Beamte sah auf und lächelte anerkennend, weil man ihm in seiner Muttersprache dankte, was für einen Ausländer ungewöhnlich war.

Irgendwo außer Sichtweite stiegen die Fahrgäste, die von Sydney nach Bangkok geflogen waren, aus der Boeing und schlängelten sich durch die langen Korridore zur Passkontrolle. Ihnen folgten die Transitpassagiere. Als das Flugzeug endlich leer war, konnte sich die Reinigungsmannschaft der neunundfünfzig Sitzreihen annehmen. Später würden sie vierzehn Säcke sortierten Müll aus dem Flugzeug tragen.

Mr. Seymour ging mit seinem Diplomatenkoffer in der Hand gemessenen Schrittes zur Lounge der ersten Klasse, wo ihm zwei atemberaubend schöne Thaimädchen einen Sitzplatz zuwiesen und ihn mit einem Glas gut gekühlten, trockenen Weißwein begrüßten. Schweigend nahm er zwischen den zwanzig anderen Passagieren Platz, die in der großen klimatisierten Luxuslounge warteten, und vergrub sich in einen Artikel der Zeitschrift *Forbes*.

Der Abfertigungsschalter der ersten Klasse hatte sich nur wenige Schritte von dem der Clubklasse entfernt befunden. Doch das hatte den Geschäftsmann nicht weiter interessiert, deshalb hatte er es auch nicht wahrgenommen. In der Ausführung von British Airways hat die Boeing 747-400 vierzehn Plätze in der ersten Klasse, von denen zehn besetzt sein würden, vier davon waren es bereits seit Sydney.

Von den sechs in Bangkok zusteigenden Passagieren hatte sich Mr. Seymour als erster eingecheckt. Die dreiundzwanzig Plätze der Clubklasse waren alle belegt. Achtzehn der Passagiere dort stiegen in der thailändischen Hauptstadt zu. Sie hatten in der Abfertigungshalle nur wenige Schritte neben Mr. Seymour in der Schlange gestanden.

Jenseits von ihnen befanden sich die Warteschlangen der Touristenklasse, von der man bei British Airways dezent als der World Traveller Class sprach. Hier drängte sich eine schwitzende Menschenmenge. An zehn Schaltern versuchte man der fast vierhundert Passagiere Herr zu werden. Zu den Wartenden in diesen Schlangen gehörte auch die Familie Higgins. Sie hatte ihr Gepäck selbst schleppen müssen und war mit dem Bus zum Flughafen gefahren, in dem die dicht gedrängt stehenden Mitreisenden und die Hitze schließlich den Sieg über die Klimaanlage davongetragen hatten. Die Kleider der Reisenden in der Touristenklasse waren verknittert und schweißnass. Die Higgins brauchten fast eine Stunde, bis sie in die Abflugslounge entlassen wurden. Zunächst statteten sie dem Duty Free Shop noch einen kurzen Besuch ab, dann ließen sie sich im Nichtraucherteil der Lounge nieder. In dreißig Minuten würden sie in das Flugzeug steigen können. Captain Fallon und seine Mannschaft befanden sich schon lange an Bord, doch vor ihnen war bereits die Kabinenmannschaft da gewesen.

Der Flugkapitän und seine Crew hatten die üblichen fünfzehn Minuten im Büro verbracht, wo sie den notwendigen Papierkram erledigten. Dazu gehörte vor allem der Flugplan, dem er entnehmen konnte, wie lange der Flug dauern würde und wie viel Kerosin sie mindestens tanken mussten. Dann folgten mehrere Seiten mit Details über die Route, die er in dieser Nacht fliegen würde. Diese Informationen waren von den verschiedenen Luftkontrollbehörden zwischen Bangkok und London zusammengetragen worden. Ein genauer Blick auf die Wettervorhersage versprach eine ruhige Nacht.

Schnell und mit routinierter Leichtigkeit blätterte er durch die NOTAMs (Notices to Airmen – den Nachrichten für die Flugmannschaft), entnahm ihnen die wenigen Informationen, die für ihn wichtig waren, und ignorierte den irrelevanten Rest.

Nachdem sie die letzten Bögen Papierkram entweder behalten oder ausgefüllt hatten, waren die vier Piloten bereit, das Flugzeug zu besteigen. Sie waren ihren Passagieren weit voraus, und die Fahrgäste aus Sydney hatten den Jumbo schon längst verlassen. Die Reinigungsmannschaft befand sich noch an Bord, doch das war das Problem des Chefstewards, Mr. Harry Palfrey. Wie immer würde er alles mit der üblichen unerschütterlichen Professionalität überwachen.

Als Chefsteward musste Harry Palfrey nicht nur die thailändische Reinigungsmannschaft beaufsichtigen. Alle Toiletten mussten gelüftet, geputzt und dann inspiziert werden. Speisen und Getränke für vierhundert Passagiere wurden an Bord gebracht, und er hatte sogar eine Auswahl der aktuellsten Zeitungen aus London besorgt, die gerade mit einem anderen Jet aus London eingetroffen waren. Als sein Captain und die Mannschaft an Bord kamen, war Mr. Palfrey mit seinen Flugvorbereitungen noch nicht einmal halb fertig.

Im Sommer wäre Captain Fallon nur von zwei ersten Offizieren begleitet worden, doch jetzt war es Ende Januar, und die Gegenwinde des Winters dehnten die Flugzeit auf bis zu dreizehn Stunden aus, weshalb ein zweiter Kapitän zur Ablösung erforderlich war.

Adrian Fallon selbst hielt dies eigentlich für überflüssig. Im hinteren linken Teil der Flugkanzel befand sich ein kleiner Raum mit zwei Schlafkojen, und es war völlig normal für den Kapitän, die Maschine auf Autopilot zu stellen und den beiden anderen Piloten zu überlassen, während er sich vier oder fünf Stunden Schlaf gönnte. Trotzdem: Vorschriften waren Vorschriften, und deshalb waren sie jetzt zu viert statt zu dritt.

Als das Quartett sich durch den langen Tunnel der Fluggastbrücke dem leeren Flugzeug näherte, nickte Fallon dem jüngeren der beiden ersten Offiziere zu.

“Tut mir leid, Jim. Die Rundwanderung.”

Der junge Mann, der durch das Fenster des Mannschaftsbusses den Freuden des dahinschwindenden Bangkoks nachgetrauert hatte, nickte. Er öffnete die Tür am Ende der Brücke und trat in die schwüle Nacht hinaus. Niemand von ihnen mochte diese Aufgabe, doch sie war Pflicht und blieb in der Regel am Jüngsten hängen. Würde man den Jumbojet in eine rechteckige Schachtel packen, würde diese vom Bug bis zum Schwanzende und von einer Flügelspitze zur anderen eine Fläche von über viertausend Quadratmetern bedecken. Das war die Strecke, die der mit der Rundwanderung beauftragte Mann abgehen musste, um nachzusehen, ob sich alle Teile des Flugzeug auch an ihrem Platz befanden. Ein Verkleidungsstreifen am Flugzeugrumpf könnte sich gelöst haben oder eine kleine Pfütze ein Leck verraten, das der Bodenmannschaft entgangen war. Den letzten Check lassen die Fluglinien am liebsten von einem eigenen Mitarbeiter vornehmen.

Manchmal betrug die Außentemperatur weit unter null, oder es ging gerade ein tropischer Monsunregen nieder. Das war dann Pech. In diesem Fall kehrte der beflissene Kollege mit den drei Streifen am Uniformärmel nach zwanzig Minuten zurück. Schweißgebadet und mit mehreren Mückenstichen, aber sonst ganz intakt.

Captain Fallon betrat sein Reich über die Treppe, die vom Eingangsbereich zum oberen Passagierraum führte, und ging dann weiter zur Cockpittür. Innerhalb weniger Minuten hatten die beiden Flugkapitäne und der andere Erste Offizier ihre Uniformjacken ausgezogen und hinter die Tür des Ruheraums gehängt, um sich dann auf ihren Plätzen niederzulassen. Fallon nahm natürlich den linken Platz ein, während der ältere Erste Offizier sich rechts von ihm

hinsetzte. Seine Vertretung hatte sich in den Ruheraum zurückgezogen, wo er die Aktienkurse studierte.

Zu Beginn seiner Karriere, als er von den gemütlichen Flügen nach Belfast zur Langstrecke wechselte, war Fallon noch mit Navigator und Bordingenieur geflogen. Doch diese Zeiten waren längst vorbei. Sein Ingenieur war jetzt eine Technologieleiste über seinem Kopf und an den Wänden um ihn herum - genügend Schalter, Hebel, Uhren und Knöpfe, um alle Aufgaben eines Bordingenieurs wahrzunehmen. Und mehr. Das System der automatischen Flugzeugsteuerung ersetzte den Navigator. Es war schneller, besser und genauer, als ein Mensch es jemals sein konnte.

Während der Erste Offizier das erste der fünf Testprogramme durchlief, die vor dem Start vorgeschrieben waren, blickte Fallon auf das Gepäckformular, das er unterzeichnen musste, sobald alles an Bord war und die Passagierliste mit Mr. Palfreys Kop fzählung überein stimmte. Der Albtraum eines jeden Flugkapitäns war nicht so sehr der Passagier ohne Gepäck – das konnte auch später nachkommen -, sondern ein Gepäckstück an Bord, dessen Besitzer nicht erschienen war. In so einem Fall musste der gesamte Gepäckraum wieder entladen werden, bis die betreffenden Koffer gefunden und aussortiert waren. Schließlich konnte in ihnen alles enthalten sein.

Im Moment wurde das Flugzeug noch über den APU – den Auxiliary Power Unit -, versorgt, einem fünften Triebwerk, von dem nur die wenigsten Passagiere wussten. Die Hilfsturbine dieses Riesenvogels war stark genug, um einen kleinen Jäger anzutreiben, und garantierte, dass im Flugzeug alles – von Licht, Lüftung bis zu der Energie, die zum Start notwendig war - unabhängig von äußeren Quellen funktionierte.

In der Abflugsounge der Touristenklasse wurden Mr. und Mrs Higgins und ihre Tochter Julie langsam müde. Das Kind begann zu

quengeln. Vor vier Stunden hatten sie ihr Zwei-Sterne-Hotel verlassen, und wie bei Pauschaltouristen üblich, hatte sich alles ewig hingezogen. Das Gepäck im Bus verstauen, aufpassen, dass nichts verloren geht, Schlange stehen und warten, dann auf einem schmalen Bussitz Platz nehmen, ein Verkehrsstau, die Angst, zu spät zu kommen, noch ein Verkehrsstau. Beim Flughafen dann aussteigen, das Gepäck suchen, gleichzeitig auf Kind und Gepäckwagen aufpassen, vor der Abfertigung wieder in einer dichten Menschenmenge Schlange stehen, die Durchleuchtungsmaschinen der Sicherheit passieren, eine Körperdurchsuchung, weil die Gürtelschnalle einen Alarm ausgelöst hatte, ein weinendes Kind, weil es von der Puppe getrennt wurde, die durch die Röntgenmaschine musste, wieder Schlange stehen, warten und schließlich die harten Plastikstühle der letzten Station vor dem Einstieg ins Flugzeug.

Julie umklammerte ihre thailändische Puppe, die sie in Phuket geschenkt bekommen hatte. Das Warten war langweilig, und sie begann umherzulaufen. Wenige Schritte von ihren Eltern entfernt rief ein Mann ihr zu: "Hallo, Kleine, eine hübsche Puppe hast du da."

Sie blieb stehen und starrte den Fremden an. Er sah ganz anders aus als ihr Vater und trug Cowboystiefel mit schrägen Absätzen, eine schmutzige, ausgewaschene Jeans, ein Jeanshemd und eine Kette aus bunten Holzperlen. Neben ihm stand ein kleiner Rucksack. Sein Haar war strähnig, wahrscheinlich hatte er es schon lange nicht mehr gewaschen, und von seinem Kinn wuchs ein dünner, struppiger Bart.

Was Julie Higgins mit ihren acht Jahren nicht wissen konnte, war, dass es in Südostasien von westlichen Rucksacktouristen nur so wimmelte. Zu dieser Klasse gehörte der Mann, der sie gerade angesprochen hatte. Südostasien zog sie an wie ein Magnet, zum einen, weil das Leben dort einfach und billig war, aber auch wegen des unkomplizierten Zugangs zu Drogen, die viele von ihnen nahmen.

"Sie ist neu", sagte Julie. "Ich habe sie Pooky getauft."

“Toller Name. Warum heißt sie so?“, fragte der Hippie.

“Weil Daddy sie in Poo-Ket gekauft hat.”

“Das kenne ich. Klasse Strände. Habt ihr dort Urlaub gemacht?”

“Ja. Ich bin mit Daddy schwimmen gegangen, und wir haben die Fische gesehen.”

In diesem Moment stupste Mrs. Higgins ihren Mann mit dem Zeh gegen den Fuß und deutete mit einem Kopfnicken auf ihre Tochter.

“Julie, Schatz, komm her!“, rief Mr. Higgins in einem Ton, den seine Tochter verstand. Er drückte Missbilligung aus. Julie trottete zu ihren Eltern zurück. Higgins funkelte den Hippie böse an. Er verabscheute solche Typen: ungebunden, ungepflegt und mit ziemlicher Sicherheit drogenabhängig. Wirklich niemand, mit dem seine Tochter sich unterhalten sollte. Der Hippie begriff schnell. Er zuckte mit den Schultern, kramte eine Zigarettenschachtel hervor, bemerkte das Nichtraucher Schild über seinem Kopf und schlenderte in den Raucherteil der Lounge, wo er sich eine Zigarette ansteckte. Mrs. Higgins rümpfte die Nase. Aus dem Lautsprecher wurden sie jetzt zum Einsteigen aufgefordert. Die Reihen vierunddreißig bis siebenundfünfzig sollten beginnen.

Mr. Higgins warf einen Blick auf seine Bordkarte. Reihe vierunddreißig, Sitz D, E und F. Er versammelte seine Familie um sich, überprüfte, ob sie ihr gesamtes Handgepäck dabei hatten, und stellte sich ein letztes Mal in einer Schlange an.

Die geplante Startzeit von dreiundzwanzig Uhr fünfundvierzig würden sie zwar nicht schaffen, doch die stand sowieso nur auf dem offiziellen Zeitplan, der mehr oder weniger fiktiv war. Für Captain Fallon zählte nur, dass der Tower in Bangkok ihm für fünf nach Mitternacht eine Startbahn zugewiesen hatte, und die Zeit wollte er schaffen. In der modernen Zivilluftfahrt ging es einzig und allein darum, eine Start- und eine Landebahn zu bekommen. Wenn man in

Westeuropa oder Nordamerika die zugewiesene Zeit nicht einhielt, konnte es einem passieren, dass man über eine Stunde in der Luft auf eine neue Genehmigung warten musste.

Die zwanzig Minuten Verspätung machten allerdings nichts. Er wusste, dass er die Zeit wieder einholen würde. Wegen starker Gegenwinde über Pakistan und dem Süden Afghanistans nannte sein Flugplan eine Reisezeit von dreizehn Stunden und zwanzig Minuten. Da in London in Greenwich Time gemessen wurde, betrug die Zeitverschiebung sieben Stunden. Er würde ungefähr um zwanzig nach sechs an einem bitterkalten Januarmorgen in London landen. Die Temperatur dort betrug um die null Grad, während das Thermometer in Bangkok auch um Mitternacht noch sechszwanzig Grad Celsius anzeigte, bei einer Luftfeuchtigkeit von über neunzig Prozent.

Es klopfte an der Cockpittür. Der Chefsteward trat mit der Passagierliste ein. Er und seine Mannschaft waren mit der Kopfzählung fertig.

“Vierhundertfünf, Skipper.”

Das passte. Fallon unterzeichnete das Gepäckformular und überreichte es Palfrey, der damit zur letzten offenen Tür ging und es einem Mitglied der Bodenmannschaft von BA aushändigte. Außerhalb des Riesenvogels beendete das Bodenpersonal die ihm zugewiesenen Aufgaben. Der Frachtraum wurde verschlossen, Schläuche wurden abgehängt, und alle Fahrzeuge setzten auf einen respektvollen Sicherheitsabstand zurück. Der Riesenvogel würde seine vier gigantischen Rolls-Royce-Motoren anwerfen und zu rollen beginnen.

In der ersten Klasse hatte sich Mr. Seymour sein schönes Seidenjackett abnehmen lassen, das jetzt in der vorderen Garderobe hing. Die Krawatte lockerte er zwar, behielt sie aber an. Auf dem Tischchen perlte ein Glas Champagner, und der Chefsteward hatte

ihn mit einer neuen *Financial Times* und einem *Daily Telegraph* ausgestattet. Mr. Palfrey war vom Scheitel bis zur Sohle ein Snob und schätzte das, was er "Klasse" nannte. In Zeiten, wo selbst Hollywoodstars wie Pennerinnen aussahen, war es ihm eine besondere Freude, sich um Menschen "mit Klasse" zu kümmern.

Im Cockpit überwachte Fallon die letzten Startvorbereitungen. Er blickte aus dem Fenster nach unten und sah den Flugzeugschlepper und hinter dessen Steuer den anonymen, aber enorm wichtigen Mann, den manche den "Schlepperjoe" nannten. Ohne ihn würde der Speedbird One Zero nirgendwo hinfliegen, denn seine Nase zeigte zum Flughafengebäude, und ohne fremde Hilfe konnte er nicht wenden.

Von der Bodenkontrolle Bangkok kam die Starterlaubnis. Gleichzeitig begann das kleine, aber enorm zugkräftige Fahrzeug von Schlepperjoe die 747-400 zurückzuschieben. Die vier 524er Rolls-Royce-Motoren erwachten zum Leben. Dazu brauchte Fallon keine Energiequelle von außen, er hatte ja sein APU.

Auf Fallons Anweisung hin griff sein Copilot ans obere Instrumentenbrett und betätigte den Startschalter für Triebwerk Nummer vier, während er mit der anderen Hand die Kraftstoffanzeige mit der gleichen Nummer anschaltete. Diese beiden Handgriffe wiederholte er noch dreimal und fuhr dabei die Motoren hoch. Erst die Nummer vier, dann drei, dann zwei, dann eins. Die automatische Kraftstoffkontrolle stellte die Triebwerke auf Leerlauf.

Schlepperjoe drehte den Speedbird One Zero um neunzig Grad, so dass seine Nase jetzt zur Rollbahn wies. Als er fertig war, gab er über den Sprechfunk seines Kopfhörers im Cockpit Bescheid. Das Kabel seines Kopfhörers war noch immer in der Nähe des Bugfahrwerks eingesteckt, weshalb er darum bat, die Feststellbremse einzulegen.

Dazu hatte er guten Grund, denn schließlich wollte er noch länger

leben. Um das Kabel abzuziehen, musste er vom Schlepper steigen, zum Bug des Jumbos gehen und den Stecker aus der Dose ziehen. Ein Schlepperjoe, der bei diesem Akt unter das Bugfahrwerk des Jumbos geriet, würde als Hackfleisch enden. Fallon legte die Feststellbremse ein und gab ihm Bescheid. Fünfzehn Meter unter ihm zog der Thai das Kabel ab, trat zurück und hielt die Flagge hoch, die er wie immer der Halterung entnommen hatte. Fallon winkte ihm dankend zu, und der Schlepper fuhr davon. Von der Bodenkontrolle erhielt Fallon die Erlaubnis loszurollen; sie wurde auch an den Tower weitergegeben.

In Reihe 34 hatte die Familie Higgins endlich Platz genommen. Sitz G war zum Glück frei geblieben, so dass sie die ganze Reihe für sich hatten. John Higgins nahm Platz D, der an den Gang grenzte, seine Frau Platz G am gegenüberliegenden Ende der Mittelreihe, der an den anderen Gang grenzte. Julie saß zwischen ihnen und beschäftigte sich mit Pooky, damit diese es bequem und eine ruhige Nacht hatte.

Der Speedbird One Zero rollte auf die Startbahn zu. Der riesige Vogel wurde nur über das Bugfahrwerk gelenkt, das Fallon mit dem Handrad steuerte. Der Flugkapitän war ständig in Funkkontakt mit dem Tower. Als er das hintere Ende der Hauptstartbahn erreicht hatte, bat er um die Starterlaubnis, die ihm sofort gewährt wurde. Er konnte also ohne anzuhalten von der Rollbahn auf die Startbahn schwenken.

Dort richtete der Jumbo seine Nase am Mittelstreifen aus. Hoch über dem Asphalt legte der Kapitän die Schubhebel um und streckte seine Hand dann nach den TOGA-Schaltern (Take-Off/Go Around) aus. Alle vier Motoren drehten zu der fest eingestellten Startgeschwindigkeit hoch.

Die Passagiere nahmen nur ein leises Grollen wahr, während der Jumbo beschleunigte. Weder sie noch die Mannschaft in der isolierten Ruhe des Cockpits konnten das ohrenbetäubende Geheul

der vier Düsenmotoren außen hören, doch die Kraft, die von ihnen ausging, war deutlich zu spüren. Auf einer Seite huschten in der Ferne die Lichter des Flughafengebäudes vorbei. Fallon betätigte einen weiteren Schalter, und das Bugfahrwerk erhob sich vom Asphalt. Die Passagiere in der ersten Klasse hörten unter ihren Füßen ein dumpfes Geräusch, doch dies stammte nur vom Gasdruckstoßdämpfer des Bugfahrwerks, der jetzt vom Gewicht entlastet wurde und sich ausdehnte. Zehn Sekunden später hob auch das Hauptfahrwerk ab, und der Vogel war in der Luft.

Nachdem sie abgehoben hatten, fuhr der Copilot auf Fallons Kommando hin sämtliche Fahrwerke ein, was nochmals dumpfe Geräusche zur Folge hatte. Dann ebten Lärm und Vibrationen ab. Mit einer Geschwindigkeit von vierhundert Metern pro Minute stieg der Jumbo auf eine Höhe von vierhundertfünfzig Metern und nahm dann das Steigtempo zurück. Während er die Maschine weiter beschleunigte, ließ Fallon die Landeklappen nacheinander einfahren. Erst von zwanzig auf zehn Grad, dann auf fünf, auf eins und schließlich auf null.

Auf Sitz 34 D löste John Higgins den festen Griff, mit dem er die beiden Armlehnen umklammert hielt. Er flog nicht besonders gern, und am meisten hasste er den Start. Aber natürlich versuchte er, sich seiner Familie gegenüber nichts anmerken zu lassen. Jetzt blickte er in den Gang hinaus und stellte fest, dass der Hippie ihm nur vier Reihen weiter auf Platz 30 C schräg gegenüber saß. Vor ihm streckte sich der lange Gang bis zu der Zwischenwand, die die Touristenklasse von der Club Klasse trennte. In diesem Bereich gab es eine vollständige Bordküche und vier Toiletten. Vier oder fünf Stewardessen waren bereits wieder auf den Beinen und bereiteten ein spätes Abendessen vor. Seit dem letzten Imbiss im Hotel waren sechs Stunden vergangen, und er war hungrig. Er drehte sich um und half Julie, sich mit der Videoeinrichtung des Flugzeugs

zurechtzufinden, und suchte für sie den Trickfilmkanal.

Von Bangkok startet man in der Regel in Richtung Norden. Fallon entfernte sich mit dem aufsteigenden Jumbo langsam vom Flughafen und sah nach unten. Es war eine klare Nacht. Hinter ihm befand sich der Golf von Thailand, an dem Bangkok lag, und vor ihm, auf der anderen Seite der Landzunge, das Andamanische Meer. Dazwischen lag Thailand. Im Mondschein blitzten so viele überflutete Reisfelder auf, dass das ganze Land unter Wasser zu stehen schien. Der Speedbird One Zero stieg auf neuntausenddreihundert Meter und pendelte sich dort auf die Flughöhe ein. Der Kurs auf London führte diesmal über Kalkutta, Delhi, Kabul, Teheran, die Osttürkei, den Balkan und Deutschland. Fallon stellte den Speedbird One Zero auf Autopilot, streckte sich - und wie auf ein Stichwort hin brachte eine der Stewardessen des Oberdecks den Kaffee.

Auf Platz 30 C blickte der Hippie auf die kleine Karte mit den Auswahlmenüs für das späte Abendessen. Hunger hatte er nicht besonders viel, doch er sehnte sich nach einer Zigarette. Noch dreizehn Stunden und dann noch eine Stunde am Gepäckband in Heathrow, wo er auf seinen großen Rucksack warten musste, erst dann konnte er nach draußen eilen und sich eine anstecken. Bis es dann so weit war, um sich einen anständigen Joint zu genehmigen, würde es noch einmal zwei Stunden dauern.

“Das Fleischgericht”, sagte er zu der lächelnden Stewardess, die vor ihm stand. Sein Akzent schien amerikanisch zu sein, doch sein Pass wies ihn als einen Kanadier namens Donovan aus.

In einem Büro im Westen Londons, dessen genaue Adresse ein ziemlich gut gehütetes Geheimnis ist, klingelte ein Telefon. Der Mann am Schreibtisch blickte auf seine Uhr. Halb sechs, und draußen war es bereits dunkel.

“Ja.”

“Boss, BA Null-Eins-Null von Bangkok ist gestartet.”

“Danke.”

Er legte auf. Am Telefon pflegte sich William “Bill” Butler kurz zu fassen. Generell war er dafür bekannt, nicht viel zu reden. Außerdem galt er als ein Mann, für den es sich gut arbeiten ließ, den man aber besser nicht enttäuschte. Keiner seiner Untergebenen wusste jedoch, dass er einmal eine Tochter hatte, die er sehr liebte. Sie war sein ganzer Stolz gewesen, hatte ein Stipendium für ein Universitätsstudium erhalten und war dann an einer Überdosis Heroin gestorben. Bill Butler hatte etwas gegen Heroin. Und noch mehr hatte er gegen die Männer, die damit handelten. Das machte ihn zu einem gefährlichen Feind. Es war geradezu furchteinflößend, wie er in seiner Arbeit aufging. Als Teil der Zoll- und Steuerbehörde Ihrer Majestät kämpfte seine Abteilung einen endlosen Krieg gegen harte Drogen. Sie wurden meist kurz “die Schlagtruppe” genannt, und Bill Butler hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, härter zuzuschlagen als irgendetwas sonst.

Fünf Stunden verstrichen. Hunderte von aufgewärmten Fertigmahlzeiten waren serviert und verschlungen oder stehen gelassen worden. Die Plastiktablets hatte man wieder eingesammelt. Der Billigwein in den Viertelliterflaschen war ausgetrunken und abserviert worden. Manche hatten die unberührten Flaschen auch in die Rücksitztasche vor ihren Knien geklemmt. Jenseits der Trennwand war die wogende Menschenmasse der Touristenklasse endlich zur Ruhe gekommen.

In dem kleinen Elektronikraum unterhalb der ersten Klasse unterhielten sich die beiden Bordcomputer miteinander, während sie Informationen der automatischen Flugzeugsteuerung verarbeiteten, Funk- und Satellitensignale empfangen, die Position des Flugzeugs bestimmten und über Korrektursignale den Autopilot auf dem einprogrammierten Kurs steuerten.

Weit unter ihnen lag das zerklüftete Gebiet zwischen Kabul und Kandahar. In den weiter nördlich gelegenen Bergen Pamirs führten fanatische Talibanrebellens ihren Krieg gegen Schah Masood, der ihnen als Letzter erbittert Widerstand leistete. In ihrem Riesenkokon hoch über Afghanistan merkten die Reisenden nichts von der Schwärze der Nacht, der tödlichen Kälte, dem Lärm der Motoren, der kargen Landschaft und den Kriegshandlungen.

Überall waren die Rollos herabgezogen. Dünne Decken wurden verteilt, und die Lichter waren herabgedimmt. Die meisten Passagiere versuchten ein wenig zu schlafen. Einige schauten sich den Bordfilm an, andere hörten Musik.

Auf Platz 34 G schlief Mrs. Higgins tief und fest. Sie hatte sich die Decke bis unters Kinn gezogen und atmete regelmäßig mit halb geöffneten Mund. Durch das Zurückklappen der Armlehne hatten sie aus den Sitzen E und F eine durchgehende Fläche gemacht, auf der sich Julie der Länge nach ausstreckte. Unter der warmen Decke war sie, an ihre Puppe gekuschelt, ebenfalls eingeschlafen.

John Higgins konnte nicht schlafen. Im Flugzeug war ihm das noch nie gelungen. Obwohl auch er müde war, ließ er den Urlaub in Südostasien noch einmal Revue passieren. Es war natürlich eine Pauschalreise gewesen. Für einen Versicherungsangestellten gab es keine andere Möglichkeit, nach Thailand zu kommen. Selbst für diese Reise hatten sie eisern sparen müssen. Doch sie war jeden einzelnen Penny wert gewesen.

Sie hatten im Hotel Pansea auf der Insel Phuket gewohnt, weit entfernt vom lauten Getümmel Pattayas. Beim Buchen der Reise hatte er eigens darauf geachtet, dass seine Familie mit solchen Dingen nicht in Berührung käme. Es war für alle ein traumhafter Urlaub gewesen. Sie hatten Fahrräder gemietet und waren durch Gummipflanzungen und die Thaidörfer im Landesinneren geradelt. Vor den rotgestrichenen buddhistischen Tempeln mit den goldenen

Dächern waren sie staunend abgestiegen und hatten den Mönchen in den safranfarbenen Roben bei ihren Zeremonien zugesehen.

Im Hotel hatten er und Julie sich Schnorchel, Flossen und Tauchbrillen ausgeliehen. Mrs. Higgins war keine große Schwimmerin und wagte sich höchstens in den ruhigen Hotel-Swimmingpool. Doch mit Julie, die ihre Schwimmflügel und eine Schwimmweste trug, war er zum Korallenriff hinausgeschwommen. Unter Wasser hatten sie die Fische vorbeihuschen sehen: Engels- und Clownfische, Vieraugen und Gelbklingendoktorfische.

Julie war so begeistert gewesen, dass sie den Kopf hoch reckte und zu rufen versuchte, weil sie dachte, ihr Vater habe die Fische vielleicht nicht bemerkt. Aber er hatte sie natürlich bemerkt. Er machte Zeichen, dass sie ihr Mundstück wieder einstecken sollte, doch da hatte sie schon Wasser geschluckt und hustete und prustete. Er musste mit ihr an den Strand zurück.

Am Hotelpool würden auch Tauchstunden angeboten, doch davon hatte er keinen Gebrauch gemacht. Er hatte gelesen, dass es weiter draußen Haie gab, was Mrs. Higgins einen Entsetzensschrei ausstoßen ließ. Sie waren eine Familie, die ein schönes, harmloses Abenteuer wollte, mehr jedoch nicht.

Im Hotelladen hatte Julie die Puppe entdeckt, die wie ein kleines Thaimädchen aussah, und er hatte sie ihr gekauft. Nach zehn Tagen im Hotel Pansea, das direkt unter dem horrend teuren Amanpuri lag, hatten sie die Reise mit einem Dreitageaufenthalt in Bangkok abgeschlossen. Dort nahmen sie an Führungen teil, besichtigten den Jade- und den riesigen schlafenden Buddha. Sie hatten die Nasen über den Gestank gerümpft, der vom Chao Praya aufstieg und sich mit den Abgasen vermischte. Doch sie hatten es in Kauf genommen, denn es war ein einzigartiger Urlaub gewesen, der sich so schnell nicht wiederholen würde.

In der Rückenlehne vor ihm befand sich ein kleiner Bildschirm, auf

dem man den Flug genau verfolgen konnte. Gelangweilt schaute er eine Weile zu. Endlose Zahlen flimmerten auf: Wie weit sie von Bangkok entfernt waren, wie weit es noch zum Ziel war, die verbleibende Flugzeit, die Außentemperatur (erschreckende sechundsiebzig Grad unter null) und die Windgeschwindigkeit.

Zwischen den Zahlen war eine Karte zu sehen, über der ein kleines weißes Flugzeug sich langsam in Richtung Nordwesten auf Europa und seine Heimat zubewegte. Er fragte sich, ob das kleine Flugzeug vielleicht eine hypnotische Wirkung auf ihn ausüben würde, wie etwa das Schäfchenzählen, und er darüber einschlief. Doch in dem Moment geriet das Flugzeug in eine kleine Turbulenz, und sofort war er hellwach und in Alarmbereitschaft. Mr. Higgins umklammerte die Armlehnen und suchte nach etwas, um sich abzulenken. So wurde er Zeuge folgender Szene.

Vier Reihen vor ihm auf der anderen Seite des Gangs war der Hippy ebenfalls wach. Er sah auf seine Armbanduhr, schlug die Decke zurück und erhob sich.

Nachdem er sich umgeblickt hatte, um sicher zu gehen, dass niemand ihn beobachtete, ging er langsam durch den Gang auf die Trennwand zu. Im Durchgang befand sich ein Vorhang, der jedoch nur halb zugezogen war. Ein Lichtstreifen aus der Bordküche beleuchtete ein Stück Teppich und zwei Toilettentüren. Als der Hippy bei den Türen angekommen war, schaute er beide an, machte aber keine Anstalten, eine davon zu öffnen. Wahrscheinlich waren beide besetzt, obwohl Higgins niemanden sonst durch den Gang hatte gehen sehen. Der Hippy lehnte sich gegen eine der Türen und wartete.

Dreißig Sekunden später gesellte sich noch ein Mann zu ihm. Dieser Passagier sah völlig anders aus. Er war von lässiger Eleganz und schien recht wohlhabend zu sein. Offensichtlich war er aus dem vorderen Flugzeugteil gekommen, der Club- oder vielleicht sogar der

ersten Klasse. Aber warum?

Im Licht aus der Bordküche war zu erkennen, dass er die Hose eines cremefarbenen Seidenanzugs trug, ein Seidenhemd und eine gelockerte Seidenkrawatte. Seine ganze Erscheinung verriet sofort die "Erste Klasse". War er im Flugzeug so weit nach hinten gegangen, nur um sich zu erleichtern?

Dann begannen Mr. Elegant und der Hippie miteinander zu reden. Es war eine leise, ernsthafte Unterhaltung. Die meiste Zeit sprach der Mann aus dem vorderen Teil des Flugzeugs. Er beugte sich zu dem Hippie, der mehrmals bestätigend nickte. Die Körpersprache der beiden verriet, dass der elegante Mann Instruktionen gab, während der Hippie sich mit allem einverstanden erklärte.

John Higgins war der Typ Mann, der ein wachsames Auge auf seine Nachbarn hatte. Seine Neugierde war geweckt. Wenn Mr. Elegant eine Toilette aufsuchen wollte, hätte er es in der ersten und in der Club-Klasse fünf oder sechs gegeben. Zu dieser späten Stunde konnten sie nicht alle besetzt sein. Und ihre Unterhaltung war nicht das oberflächliche Geplauder von zwei Männern, die sich zufällig beim Anstehen getroffen hatten.

Sie trennten sich. Der Mann in der Seidenkleidung verschwand aus Higgins Blickfeld und kehrte in den vorderen Flugzeugteil zurück. Der Hippie versuchte erst gar nicht, eine der beiden Toiletten aufzusuchen, sondern ging wieder zu seinem Platz. John Higgins Gedanken überschlugen sich. Er wusste, dass er etwas Eigenartiges erlebt hatte. Es musste irgendeine Bedeutung haben, doch welche? Als der Hippie sich im Dämmerlicht der Kabine umblickte, um herauszufinden, ob ihn jemand gesehen hatte, schloss Higgins die Augen und stellte sich schlafend.

Zehn Minuten später hatte John Higgins eine Erklärung für das gefunden, was er beobachtet hatte. Die beiden Männer hatten sich nicht zufällig getroffen. Doch wann hatten sie ihr Rendezvous

verabredet? Higgins war sich sicher, dass sich der elegante Geschäftsmann nicht in der Abflugslounge der Touristenklasse befunden hatte. Er wäre ihm sofort aufgefallen. Seit sie eingestiegen waren und ihre Plätze eingenommen hatten, hatte der Hippie sich nicht mehr von der Stelle bewegt. Vielleicht war ihm von einer Stewardess eine handgeschriebene Notiz überbracht worden, aber Higgins hatte nichts dergleichen gesehen, was aber nichts bewies.

Wenn diese Theorie nicht zutraf, gab es nur noch eine Erklärung. Das Rendezvous an der Grenze zwischen Touristen- und Club-Klasse musste schon in Thailand geplant worden sein. Aber warum? Um etwas zu besprechen? Um Informationen auszutauschen? Oder hatte der elegante Herr neue Instruktionen erteilen wollen? War der Hippie ein persönlicher Assistent des Geschäftsmanns? Sicher nicht. In dem Aufzug? Sie waren verschieden wie Tag und Nacht. Higgins begann sich Sorgen zu machen. Mehr noch, er schöpfte Verdacht.

In London war es elf Uhr nachts. Bill Butler warf einen Blick auf seine schlafende Frau, seufzte und löschte das Licht. Er hatte sich den Wecker auf halb fünf gestellt. Zu dieser Tageszeit reichte das, um sich zu waschen, anzuziehen, ins Auto zu steigen und um Viertel nach fünf in Heathrow zu sein, eine ganze Stunde vor der Landung. Alles Weitere war unkalkulierbar.

Es war ein langer Tag gewesen. Wie eigentlich immer. Er fühlte sich müde, konnte aber nicht einschlafen. Seine Gedanken rasten, und er stellte sich stets dieselbe Frage. Hätte er noch mehr tun können?

Alles hatte mit einem Tipp eines Kollegen aus der U.S. Drug Enforcement Agency, der gefürchteten DEA auf der anderen Seite des Großen Teichs, begonnen. Dann war die wilde Jagd losgegangen.

Neunzig Prozent des Heroins, das von Abhängigen auf den Britischen Inseln und mehr oder weniger ganz Westeuropas

konsumiert wurde, kam aus der Türkei und war braun. Der Handel damit wurde von einer skrupellosen türkischen Mafia kontrolliert, die zu den brutalsten Verbrechersyndikaten der Welt zählte, unter der britischen Bevölkerung aber fast völlig unbekannt war.

Ihr Produkt stammte von den Mohnfeldern Anatoliens. Es sah aus wie brauner Rohrzucker und wurde meist geraucht oder auf einem Stück Alufolie über einer Kerze erhitzt und dann inhaliert. Im Unterschied zu den Amerikanern hielten britische Junkies nicht viel von Injektionen.

Die türkische Ware unterschied sich deutlich von den Produkten aus dem Goldenen Dreieck im Fernen Osten. Das "Thai White" sah aus wie Backpulver und war in der Regel mit ähnlich aussehendem weißen Puder im Verhältnis eins zu zwanzig verschnitten. Dies war der Stoff, hinter dem die Amerikaner her waren.

Sollte es einer britischen Bande gelingen, regelmäßig vernünftige Mengen davon zu beschaffen, würde die Cosa Nostra sicher aufmerksam werden. Sie würden nicht kaufen wollen, sondern tauschen, und zwar gegen feinstes kolumbianisches Kokain im Verhältnis drei zu eins: sechs Kilo Kokain gegen zwei Kilo "Thai White".

Der Tipp vom DEA war aus der Niederlassung in Miami gekommen. Eine ihrer Quellen aus der Unterwelt hatte durchsickern lassen, dass die Familie Trafficante in den letzten sechs Monaten dreimal einen Boten oder "Maulwurf" mit sechs Kilogramm reinem kolumbianischen Kokain nach Großbritannien geschickt hatte. Jedes Mal war er mit zwei Kilogramm "Thai White" zurückgekommen.

Nicht viel, aber regelmäßig. Dem Organisator auf der britischen Seite musste jede Reise zweihunderttausend Pfund wert gewesen sein. Die transportierten Mengen legten für Bill Butler nahe, dass sie nicht per Schiff oder Lkw angeliefert, sondern auf dem Luftweg befördert wurden - im Gepäck eines Passagiers. Unruhig wälzte er

sich im Bett herum und versuchte, wenigstens noch vier Stunden Schlaf zu kriegen.

Auch John Higgins konnte nicht schlafen. Er wusste von der dunklen Seite des thailändischen Urlaubsparadieses. Vor einiger Zeit hatte er einen Zeitungsartikel über das Goldene Dreieck gelesen, eine Hügellandschaft, in der *Papaver somniferum* gezüchtet wurde, der Opiummohn. In dem Artikel stand, dass es tief im Dschungel der Grenzgebiete moderne Labore gebe, die für die thailändische Armee unerreichbar waren. Dort wurde aus den Mohnpflanzen erst der Grundstoff Morphinum und daraus dann das puderweiße Heroin gewonnen.

Während die meisten Passagiere schliefen, rutschte John Higgins unentschlossen auf seinem Platz hin und her. Sicher gab es mehrere harmlose Erklärungen für die ungewöhnliche Begegnung vor der Toilettentür, nur fiel ihm selbst gerade keine ein.

Als John Higgins leise den Sicherheitsgurt öffnete, aufstand und seinen Diplomatenkoffer aus der Gepäckablage über den Sitzen zog, bewegte sich das kleine weiße Flugzeug auf dem Bildschirm ruckartig auf Anatolien und die Osttürkei zu. Im Flugzeug rührte sich niemand, noch nicht einmal der Hippie.

Er setzte sich wieder und suchte in seiner Tasche nach Papier und einem Kugelschreiber. Letzteren fand er sofort, und schließlich kramte er auch vier Bogen des Hotelbriefpapiers hervor, das er aus seinem Zimmer im Hotel Pansea mitgenommen hatte. Sorgfältig trennte er den oberen Teil mit dem Briefkopf ab und kam so zu dem Blankopapier, das er brauchte. Er benutzte seinen Koffer als Unterlage und begann einen Brief in sorgfältig gemalten großen Blockbuchstaben aufzusetzen. Dazu brauchte er eine halbe Stunde.

Als er fertig war, flog das kleine weiße Flugzeug gerade auf Ankara zu. Er faltete die Bögen und steckte sie in einen der Unicef-Umschläge, die von BA in den Flugzeugen bereitgestellt wurden. Auf

den Umschlag schrieb er in dicken Lettern: FÜR DEN KAPITÄN. EILT.

Dann erhob er sich, schlich leise zum Vorhang bei den Toilettentüren und spähte in die Bordküche. Ein junger Steward stand mit dem Rücken zu ihm und bereitete das Frühstück vor. Higgins zog sich unbemerkt zurück. Ein Signal erklang. Er hörte, wie der Steward die Bordküche verließ und in den vorderen Flugzeugteil verschwand. Higgins glitt am Vorhang vorbei in die leere Bordküche, stellte den Umschlag senkrecht zwischen zwei Kaffeetassen auf die Anrichte und ging an seinen Platz zurück.

Es dauerte eine weitere halbe Stunde, bis der Steward, der sich wieder an die Vorbereitung des Frühstücks gemacht hatte, ihn entdeckte. Anfangs dachte er, es handle sich um eine Spende für die Unicef, doch als er sich die Handschrift genauer ansah, runzelte er die Stirn, dachte einen Moment lang nach und machte sich schließlich auf die Suche nach dem Chefsteward.

“Er steckte zwischen zwei Kaffeetassen, Harry. Ich dachte, ich zeige ihn lieber erst dir, statt gleich damit ins Cockpit zu rennen.”

Harry Palfrey zwinkerte ihm wohlwollend zu.

“Richtig, Simon. Gut gemacht. Wahrscheinlich irgendein Verrückter. Überlass das nur mir. Also, zurück an die Frühstückstabletts...”

Während er dem jungen Mann nachblickte, registrierte Palfrey die kräftigen Schenkel unter dessen Uniformhose. Er hatte schon mit vielen Stewards zusammengearbeitet, und mit mehr als genug von ihnen war er ins Bett gegangen, aber dieser hier war besonders hinreißend. In Heathrow könnte er vielleicht... Er sah sich den Umschlag an, legte die Stirn in Falten und wollte ihn schon öffnen, überlegte es sich dann aber anders, stieg die Treppe hoch und klopfte an die Cockpittür.

Eine reine Formalität. Der Chefsteward durfte das Cockpit jederzeit betreten und deshalb öffnete Palfrey nach dem Klopfen auch gleich die Tür. Auf dem linken Pilotenplatz saß der zweite Kapitän und starrte auf die Lichter einer näher kommenden Küste. Captain Fallon war nirgendwo zu sehen. Der Chefsteward klopfte an die Tür des Ruheraums. Diesmal wartete er.

Dreißig Sekunden später öffnete Adrian Fallon die Tür und fuhr sich dabei mit den Fingern durchs ergrauende Haar.

“Harry?”

“Eine seltsame Geschichte, Skipper. Irgendjemand hat das hier zwischen zwei Kaffeetassen in der mittleren Bordküche hinterlassen. Wollte vermutlich anonym bleiben.”

Er hielt ihm den Umschlag hin.

Adrian Fallon spürte, wie sich sein Magen verkrampfte. In den dreißig Jahren bei der Fluggesellschaft hatte er nie eine Flugzeugentführung oder Bombendrohung erlebt, doch er kannte mehrere Kollegen, die diese Erfahrung gemacht hatten. Es war der Albtraum, den er immer gefürchtet hatte. Jetzt sah es so aus, als würde er in der einen oder anderen Form damit konfrontiert werden. Er riss den Umschlag auf, hockte sich auf den Rand der Kojе und las den Brief:

“Ich bedaure, Captain, dass ich diese Zeilen nicht unterzeichnen kann, aber ich möchte in nichts hineingezogen werden. Als pflichtbewusster Bürger jedoch kann ich nicht umhin, Ihnen mitzuteilen, was ich beobachtet habe. Zwei Ihrer Passagiere haben sich ausgesprochen eigenartig verhalten. Für ihr Benehmen gibt es keine logische Erklärung, deshalb...”

Der Brief fuhr fort, bis ins Detail zu erläutern, was sein Verfasser gesehen hatte und warum es ihm so seltsam vorgekommen war, dass er Verdacht schöpfte. Dann beschrieb er die Verdächtigen.

“Einer der beiden Passagiere sieht aus wie ein Hippie: schmutzig, ungepflegt, der Typ, dem wahrscheinlich gewisse exotische Substanzen nicht fremde sind. Sein Platz ist 30 C. Wo der andere Mann sitzt, weiß ich nicht, aber vermutlich kam er aus der ersten oder der Club Class.”

Jetzt folgte noch eine Beschreibung des eleganten Mannes, und dann endete der Brief mit den Worten:

“Ich hoffe, Ihnen hiermit keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, doch wenn diese beiden Männer irgendwie unter einer Decke stecken, hecken sie vielleicht etwas aus, für das sich die Obrigkeiten interessieren könnten.”

Aufgeblasenes Arschloch! Mit den Obrigkeiten meinte er wahrscheinlich die Zoll- und Steuerbehörde Ihrer Majestät. Das Ausspionieren von Passagieren war etwas, das Fallon gegen den Strich ging. Er reichte den Brief an Harry Palfrey weiter. Der Chefsteward las ihn und piffte dabei leise durch die Zähne.

“Ein mitternächtliches Rendezvous?”

Fallon wusste über Harry Palfrey Bescheid, und Palfrey wusste, dass er es wusste. Deshalb wählte der Captain seine Worte sorgfältig.

“Eigentlich weist nichts darauf hin, dass sie was zusammen hatten. Wenn überhaupt, müssen sie sich schon in Bangkok kennen gelernt haben. Warum haben sie sich dann nicht in Heathrow verabredet, statt sich vor einer Toilettentür zu treffen? Und reingegangen sind sie auch nicht. Verdammt und zugenäht, Harry! Bitte holen Sie mir die Passagierliste.”

Während der Chefsteward seiner Bitte nachkam, kämmte Fallon sich das Haar und strich sein Hemd glatt.

“Unsere Position?”, fragte er dann den zweiten Kapitän.

“Kurz vor der griechischen Küste. Stimmt was nicht, Adrian?”

“Ich hoffe nicht.”

Palfrey kam mit der Liste zurück. Laut dieser saß auf Platz 30 C ein Kevin Donovan.

“Was ist mit dem anderen Mann? Dem Eleganten.”

“Ich glaube, den habe ich gesehen”, erwiderte Palfrey. “Erste Klasse, Platz 2 K.” Er blätterte durch die Passagierliste. “Eingetragen unter dem Namen Hugo Seymour.”

“Lassen Sie uns auf Nummer Sicher gehen und nichts überstürzen”, meinte der Captain. “Bitte gehen Sie unauffällig durch die erste und die Club-Klasse. Halten Sie unter den Decken nach cremefarbenen Seidenhosen Ausschau. Und suchen Sie in den Garderoben nach der dazu passenden cremefarbenen Anzugjacke.”

Palfrey nickte und ging leise nach unten. Fallon ließ sich einen starken schwarzen Kaffee bringen und überprüfte die Flugdaten.

Der Bordcomputer, in den vor dem Abflug vor neun Stunden die geplante Route eingegeben worden war, hatte dafür gesorgt, dass der Speedbird One Zero genau und pünktlich Kurs hielt. Vier Stunden vor der Landung flogen sie über Griechenland. In London war es zwei Uhr zwanzig, nach griechischer Zeit drei Uhr zwanzig morgens. Draußen war es noch stockdunkel. Weit unter ihnen sah man eine lockere Wolkendecke, durch die manchmal Lichter blitzten. Über ihnen leuchteten hell die Sterne.

Adrian Fallon nahm seine Bürgerpflichten ernster als manch anderer und ganz bestimmt so ernst wie der anonyme Schwätzer aus der Touristenklasse, aber jetzt befand er sich in einem Dilemma. In dem Brief deutete nichts darauf hin, dass der Flug in irgendeiner Weise gefährdet war, deshalb neigte er dazu, das Schreiben einfach zu ignorieren.

Es gab nur ein Problem: In der Organisation britischer Flugpiloten, der BALPA – British Airline Pilots‘ Association –, gab es ein

Sicherheitskomitee, dessen stellvertretender Vorsitzender er war. Wenn Seymour und Donovan in Heathrow wegen eines schweren Delikts mit der Polizei oder den Zollbehörden in Konflikt gerieten und dann herauskam, dass er vor beiden Passagieren gewarnt worden war, aber nichts unternommen hatte, stünde er dumm da. Er steckte in der Zwickmühle. Als Griechenland in den Balkan übergang, traf er eine Entscheidung. Harry Palfrey hatte den Brief gesehen, und dann gab es vor allem noch den "pflichtbewussten Bürger", der ihn geschrieben hatte. Er konnte nicht damit rechnen, dass sie schwiegen, wenn in Heathrow etwas aufflog. Also ging er besser auf Nummer Sicher. Statt den Zollbehörden würde er nur dem diensthabenden Beamten seiner Fluggesellschaft, der sich in Heathrow durch die Nachtschicht quälte, eine knappe, neutrale Vorwarnung übermitteln.

Wenn er dazu den offiziellen Funkverkehr nutzte, würden es fast alle Piloten, die gerade auf Heathrow zuflogen, mitbekommen. Sicher waren es mehr als zwanzig, er hätte also gleich einen Artikel in die *Times* setzen können. Doch zum Glück gab es in den BA-Flugzeugen eine Vorrichtung namens ACARS – das Aircraft Communications, Addressing and Reporting System.

Über dieses System konnte er dem Bodenpersonal von BA in Heathrow eine vertrauliche Mitteilung zukommen lassen. Damit hätte er die Verantwortung weitergeschoben.

Der Chefsteward kam zurück. Er bestätigte, dass es sich bei dem beschriebenen Mann eindeutig um Hugo Seymour handelte. Daraufhin schickte Fallon seine kurze Botschaft los. Sie befanden sich gerade über Belgrad.

Bill Butler kam nicht mehr dazu, sich um halb fünf wecken zu lassen. Um zehn vor vier klingelte sein Telefon. Es war einer seiner Mitarbeiter, ein Flughafenbeamter, der im Terminal 4 von Heathrow Nachtschicht hatte. Während er zuhörte, schob Butler die Daunendecke zur Seite, setzte sich auf und war sofort hellwach.

Zwanzig Minuten später saß er im Auto und dachte beim Fahren weiter nach.

Mit Ködern, falschen Fährten und anonymen Denunziationen kannte er sich aus. Das waren uralte Tricks. Als Erstes hatten sie den anonymen Anruf aus einer Telefonzelle irgendwo in der Stadt erhalten, der einen der Passagiere in einem eintreffenden Flugzeug als Schmuggler denunzierte.

Die Zollbehörde durfte den Anruf nicht ignorieren, obwohl es sich bei dem beschriebenen Mann mit neunzigprozentiger Sicherheit um einen unschuldigen Touristen handelte, der beim Abflug gesichtet und als Köder ausgewählt worden war. Bei dem Anrufer hatte es sich wahrscheinlich um ein in London stationiertes Bandenmitglied gehandelt.

Während der beschriebene Tourist am Flughafen abgefangen und untersucht wurde, konnte der eigentliche Täter in der Menschenmenge untertauchen und unbemerkt durch den Zoll entkommen.

Doch jetzt war noch eine Warnung vom Kapitän des Flugzeugs eingetroffen – ein Novum. Er hatte einen Hinweis von einem Passagier erhalten, in dem gleich zwei Fahrgäste als verdächtig denunziert wurden. Hinter allem musste ein Hintermann stecken, der Kopf der Bande, und es war Butlers Aufgabe, sein ganzes Können gegen diesen Mann aufzubieten und ihn zu besiegen. Möglicherweise handelte es sich bei dem Passagier im Flugzeug aber auch nur um einen übereifrigen Menschen, der sich in alles einmischen musste und damit die Dinge noch mehr komplizierte.

Er parkte vor dem Terminal 4 und ging in das fast leere Flughafengebäude. Es war jetzt halb fünf, und ein Dutzend Jumbos in den Farben von British Airways, die das Terminal 4 fast allein besetzte, näherten sich dem Flughafen aus Afrika, dem Orient sowie Nord- und Südamerika. In zwei Stunden würde es hier wieder wie in

einem Irrenhaus zugehen.

Die Maschinen, die um sechs Uhr abends in New York, Washington, Boston und Miami gestartet und sieben Stunden unterwegs waren, plus fünf Stunden Zeitverschiebung, würden auf die Flugzeuge aus Asien treffen, die sich dreizehn Stunden in der Luft befanden und sieben Stunden Zeitverschiebung abziehen konnten. Irgendwann zwischen sechs Uhr und zwanzig vor sieben würden die ersten übernachtigten Passagiere aus den Maschinen steigen und sich innerhalb von Minuten zu einer Flutwelle anwachsen. Zehn Mitglieder seiner "Schlagtruppe" fuhren über die dunklen Straßen ihrer Heimatkreise ebenfalls auf das Terminal 4 zu.

Butler wollte seine Männer unauffällig an allen entscheidenden Stellen der Abfertigung, den Pass- und Zollkontrollen positionieren, einen Aufruhr aber auf jeden Fall vermeiden.

Es hatte schon ähnliche Fälle gegeben. Der Bote, der genau wusste, was sich in seinem Hauptgepäckstück verbarg, hatte kalte Füße bekommen und seinen Koffer einfach nicht abgeholt. Unter den Augen der Zollbeamten hatte sich das Gepäckband immer weiter gedreht, bis es schließlich nur noch einen Koffer gab, den niemand wollte. Wie der Bote seinem wütenden Boss gegenüberzutreten wollte, war seine Sache. Manche von ihnen hatten diese Erfahrung bestimmt nicht überlebt. Doch Butler wollte mehr als einen einsamen Koffer. Er wollte den Boten und die Ware – mindestens.

Den Mitteilungen aus West Drayton zufolge bewegte sich der Speedbird One Zero gerade über den Kanal auf Suffolk zu. Der Kurs führte den Jumbo in den Norden des Flughafens, von wo er eine lange Schleife in Richtung Westen fliegen würde, um dann auf die Hauptlandebahn einzuschwenken.

Adrian Fallon hatte wieder den linken Platz im Cockpit eingenommen und hörte sich die Anweisungen aus West Drayton an. Sein Flugzeug war pünktlich und hatte genau Kurs gehalten. Die 747

befand sich jetzt auf viertausendfünfhundert Meter Flughöhe, und Fallon sah bereits die Lichter von Ipswich auf sich zukommen.

Einer seiner beiden Offiziere überreichte ihm eine Nachricht, die über ACAR eingetroffen war. Darin wurde er höflich darum gebeten, den mysteriösen Brief über den Chefsteward sofort nach Öffnen der ersten Tür nach draußen zu reichen. Fallon grunzte verärgert, zog die beiden zusammengefalteten Papierbogen aus der Brusttasche seines Hemdes und gab sie mit den entsprechenden Anweisungen für Harry Palfrey dem Ersten Offizier. Jetzt hatten sie die Küste erreicht. Es war fünf nach sechs.

In den drei Passagierkabinen herrschte die erwartungsvolle Unruhe, die jeder Landung vorausgeht. Die Lichter waren schon lange an, die Frühstückstablets abgeräumt und verstaut und auch das Videoprogramm war ausgeschaltet worden. Das Bordpersonal hatte die Jacketts angezogen, und den Passagieren in der Ersten und der Club Class überreichte man die abgelegte Garderobe. Die Fluggäste an den Fensterplätzen blinzelten müde auf die Lichterketten unter ihnen.

Mr. Hugo Seymour trat aus der Toilette der ersten Klasse. Er hatte sich frisch gemacht, rasiert und gekämmt und roch nach einem teuren Aftershave. Wieder auf seinem Platz rückte er die Krawatte zurecht, knöpfte die Weste zu und nahm seine cremefarbene Anzugjacke entgegen, die er sich über den Schoß legte. Der Diplomatenkoffer aus Krokodilleder stand zwischen seinen Füßen.

Der kanadische Hippie in der Touristenklasse streckte sich müde und sehnte sich nach einer Zigarette. Da er einen Gangplatz hatte, konnte er nicht durch das Fenster sehen und versuchte es auch gar nicht.

Vier Reihen hinter ihm war die Familie Higgins hellwach und bereits fertig zum Ausstieg. Julie saß zwischen ihren Eltern und erzählte ihrer Puppe Pooky von all den Wundern, die sie in ihrer

neuen Heimat sehen würde. Mrs. Higgins packte die letzten Kleinigkeiten in ihre Handtasche. Der ordentliche Mr. Higgins hielt seinen Diplomatenkoffer aus Plastik auf den Knien, die Hände darauf verschränkt. Er hatte seine Pflicht getan, und das gab ihm ein gutes Gefühl.

Das kleine weiße Flugzeug an der Rücklehne vor ihm flog eine Kurve, bis seine Nase auf Heathrow zeigte. Den Ziffern entnahm er, dass es noch zwanzig Meilen bis zur Landung waren. Es war zwölf nach sechs.

Die Mannschaft im Cockpit konnte die noch dunklen Felder von Berkshire unter sich sehen und die Lichter von Windsor Castle. Die Fahrwerke wurden ausgefahren und die Landeklappen nacheinander auf den erforderlichen Winkel von fünfundzwanzig Grad gestellt. Für einen Beobachter vom Boden schien der Jumbo fast bewegungslos über den letzten Asphaltmeilen zu schweben, dabei flog er immer noch mit hundertsechzig Knoten Geschwindigkeit, die allerdings langsam gedrosselt wurde, während sie an Höhe verloren.

Zehn Minuten später brachte Adrian Fallon den Riesenvogel neben einer fahrbaren Passagierbrücke endgültig zum Stehen, legte die Feststellbremse ein und ließ den Ersten Offizier die abschließenden Arbeiten erledigen. Die Stromversorgung wurde wieder auf die Hilfsturbine umgestellt, weshalb die Kabinenlichter einmal kurz aufflackerten, um sofort wieder hell zu leuchten. Unter ihm sah das Bordpersonal des vorderen Flugzeugteils das klaffende Maul der Passagierbrücke auf sich zukommen. In dem Moment, als sie mit einem dumpfen Geräusch auf den Flugzeugrumpf traf, wurde die Tür aufgerissen.

Draußen stand ein junger Mann im Overall des technischen Bodenpersonals. Als er Harry Palfrey erblickte, zog er eine Augenbraue hoch.

“Chefsteward?”

“Der Brief?”

Der junge Mann nickte. Palfrey drückte ihm zwei zusammengefaltete Bogen Papier in die Hand, und der Mann verschwand. Der Chefsteward drehte sich mit einem routinierten Lächeln zu den Passagieren der ersten Klasse um, die hinter ihm warteten.

“Auf Wiedersehen, Sir, ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Flug.”

Sie begannen einzeln an ihm vorbeizugehen. Der Achte in der Reihe war der untadelig gekleidete Mr. Hugo Seymour, der sich zu dieser frühen Morgenstunde schon durch sein perfektes Äußeres als ein Mann “von Klasse” auszeichnete. Harry Palfrey hoffte aufrichtig, dass der dumme Mensch im hinteren Teil der Maschine ihm keine Unannehmlichkeiten bereiten würde.

Nach der ersten Klasse kamen die Passagiere der Club Class. Einige von ihnen stolperten aus den hinteren Reihen herbei, andere stiegen die Treppen von oben hinunter. Dahinter standen dicht an dicht die Reisenden der Touristenklasse. Obwohl sie noch zehn Minuten warten mussten, drängten sie wie eine Viehherde dem Ausgang entgegen.

Zu dieser frühen Stunde wirkte die Ankunftshalle wie eine riesige dunkle Höhle. Eine lange Reihe Passbeamte wartete hinter den Schaltern auf die Menschenmenge, die bald auf sie zurollen würde. Über den Schaltern befand sich auf einer Seite eine Spiegelwand. Es handelte sich um einen Doppelspiegel, hinter dem sich ein Raum befand. Dort stand Bill Butler und schaute nach unten.

An den Schaltern unter ihm saßen zehn Passbeamte. Zwei von ihnen waren für die Pässe von Briten und Reisenden aus der Europäischen Union zuständig, die übrigen acht für den Rest der Welt. Einer seiner Assistenten hatte alle instruiert. Die

Zusammenarbeit zwischen den Einwanderungsbehörden und dem Zoll lief seit jeher gut, außerdem hatten diese ungewohnten Instruktionen der langweilige Morgenroutine ein wenig Würze verliehen. Nur vier Passagiere der ersten Klasse kamen aus Großbritannien, die anderen waren Thailänder oder Australier. Die vier britischen Bürger brauchten nur Sekunden, um die für sie zuständige Kontrolle zu passieren. Als der dritte von ihnen seinen Pass zurückbekam, hob der Beamte kaum merklich den Kopf und nickte in Richtung Spiegel. Bill Butler hielt den anonymen Brief in der Hand. Es gab nur einen Passagier in einem cremefarbenen Seidenzug: Hugo Seymour. Butler sprach hastig etwas in ein kleines Funkgerät.

“Er kommt jetzt raus. Cremefarbener Seidenanzug. Diplomatenkoffer aus Krokodilleder.”

Ranjit Gul Singh war ein Sikh. Außerdem hatte er ein geisteswissenschaftliches Universitätsstudium in Manchester absolviert und eine Ausbildung bei der Zollbehörde gemacht. Jetzt arbeitete er in der “Schlagtruppe” mit. Einem unbeteiligten Beobachter wären die beiden letzten Eigenschaften an diesem Morgen nicht aufgefallen. Er stand mit Kehrblech und Besen bewaffnet im langen Gang hinter der Passkontrolle. Über einen winzigen Kopfhörer in seinem rechten Ohr erhielt er Butlers Anweisungen. Wenige Sekunden später huschte ein cremefarbener Seidenanzug an seinem gesenkten Kopf vorüber.

Singh sah den Geschäftsmann in der Herrentoilette, die sich ungefähr in der Mitte des Gangs befand, verschwinden. Leise murmelte er etwas in seinen linken Ärmel.

“Er ist direkt auf die Herrentoilette zugesteuert.”

“Folgen Sie ihm, und sehen Sie nach, was er dort macht.”

Der Sikh betrat die Herrentoilette und fegte etwas Müll auf sein Kehrblech. Der Mann im cremefarbenen Seidenanzug hatte keine der

Toilettenkabinen betreten, sondern wusch sich die Hände. Gul Singh zog einen Lappen hervor und begann die Waschbecken zu putzen. Der andere Mann beachtete ihn nicht weiter. Während der Sikh eifrig seiner niedrigen Aufgabe nachging, überprüfte er, ob sich jemand in einer Toilettenkabine versteckt hatte. War dies eine vereinbarte Zusammenkunft, eine Übergabe? Er polierte noch immer die Waschbecken, als der Geschäftsmann sich die Hände abtrocknete, seinen Koffer nahm und ging. Es war zu keinen Treffen gekommen. Singh berichtete es Bill Butler.

In dem Moment winkte einer der Passbeamten an den Schaltern für Nichtengländer einen abgerissenen Hippie weiter und warf einen vielsagenden Blick in Richtung Spiegelwand. Butler verstand das Signal und sprach wieder in sein Funkgerät. Im Gang zur Zollabfertigung stand eine junge Frau, die ebenfalls aus dem Flugzeug zu kommen schien, was aber nicht stimmte. Sie machte sich gerade an ihrem Schuh zu schaffen, richtete sich dann auf und sah die Jeans und das Jeanshemd vor sich. Sie folgte dem Hippie.

Als Hugo Seymour wieder in den Flughafengang trat, war er dort nicht mehr allein, sondern mitten unter den Passagieren der Touristenklasse. Er versucht Zeit zu schinden, dachte Bill Butler, um in der Menge unterzutauchen. Aber warum trug er dann einen Anzug, mit dem er aus jeder Menschenmasse hervorstach? In dem Moment ging ein weiterer anonymen Anruf ein. Butler erhielt die Nachricht über sein Funkgerät.

“Die Stimme klang amerikanisch”, teilte man ihm aus der Telefonzentrale mit. “Der Anrufer behauptete, ein kanadischer Hippie in Jeans und Jeanshemd mit ungepflegten langen Haaren und dünnem Bart habe eine besondere Fracht in seinem Rucksack. Dann hängte er auf.”

“Wir sind schon hinter ihm her”, sagte Butler.

“Das war schnell, Boss”, erwiderte der Mann aus der

Telefonzentrale bewundernd. Butler eilte durch Gänge, die der Öffentlichkeit verschlossen blieben, um hinter einem anderen Doppelspiegel Position zu beziehen, der sich diesmal in der Zollabfertigung befand, und zwar in der Nähe der grün markierten Schleuse unter dem Schild "Nichts zu verzollen". Es wäre mehr als überraschend, wenn einer der Verdächtigen auf den rot markierten Ausgang zugehen würde.

Butler freute sich über den zweiten anonymen Anruf. Er passte genau ins Muster. Der Hippie war tatsächlich ein typischer Köder, während der ehrbare Geschäftsmann die Ware hatte. Kein schlechter Trick, doch diesmal würde es nicht funktionieren. Das verdankten sie einem pflichtbewussten Bürger mit wachem Blick und einem Hang zum Schnüffeln.

Das Gepäck aus Bangkok lief über Band Nummer 6, um das sich bereits über zweihundert Personen geschart hatten. Die meisten hatten sich Gepäckwagen aus dem hinteren Teil der Halle besorgt. Auch Mr. Seymour stand unter ihnen. Sein schwerer Lederkoffer war als einer der ersten auf dem Band erschienen, doch da war er noch nicht in der Halle gewesen. Die anderen Passagiere der ersten Klasse waren bereits verschwunden. Der Lederkoffer hatte schon zwanzigmal die Runde gemacht, doch er vermied es, ihn anzublicken, und starrte statt dessen auf die Öffnung, die das Gepäck ausspuckte.

Keine zehn Schritte von ihm entfernt stand der Hippie Donovan und wartete noch immer auf seinen großen schwarzen Rucksack. In dem Moment trat Mr. Higgins mit Frau und Tochter auf das Band zu. Er schob nicht einen, sondern gleich zwei Gepäckwagen. Julie, die das erste Mal eine Fernreise gemacht hatte, bestand darauf, für ihren kleinen Koffer und Pooky einen eigenen Wagen zu haben.

Die kreisenden Gepäckstücke wurden eines nach dem anderen von ihren Besitzern identifiziert, ergriffen und vom Band auf den Gepäckwagen gehoben. Vor der grünen Schleuse hatte sich bereits

eine Schlange gebildet, die jetzt, nachdem auch die Reisenden aus zwei weiteren Jumbos eingetroffen waren, immer länger wurde. Es handelte sich hauptsächlich um Amerikaner und ein paar Briten, die über Miami aus ihrem Karibikurlaub zurückkehrten. Ein Dutzend uniformierter Zollbeamter beobachtete sie mit gespielter gelangweilter Mine. Einige waren am Gepäckband postiert, andere in der Schleuse.

“Da ist er, Daddy.”

Mehrere Passagiere blickten auf und lächelten nachsichtig. Julie Higgins Koffer war nicht zu verwechseln. Es war ein mittelgroßes Gepäckstück der Marke Samsonite, das aber über und über mit Stickern ihrer Lieblingshelden aus verschiedenen Trickfilmserien beklebt war. Fast im selben Augenblick erschienen die beiden großen Reisetaschen ihrer Eltern. Der ordentliche John Higgins türmte sie so auf den Wagen, dass sie nicht herunterrutschen konnten.

Der Hippie entdeckte seinen Rucksack, schwang ihn sich über die Schultern und ging auf die grüne Schleuse zu. Jetzt holte sich auch Mr. Seymour seinen Lederkoffer, legte ihn auf einen Gepäckwagen und folgte dem Hippie. Bill Butler stand hinter dem Spiegel bei der grünen Schleuse und beobachtete, wie die morgenmüde Menschenkarawane an ihm vorüberzog.

In der Halle sprach ein herumstehender Gepäckträger kurz etwas in seinen Ärmel.

“Sie kommen. Zuerst der Hippie, zehn Schritte hinter ihm der Seidenanzug.”

Der Hippie kam nicht weit. Er hatte den halben Weg zum Schleuseneingang zurückgelegt und sah in der Ferne bereits den ersehnten Flughafenausgang, als zwei uniformierte Zollbeamten ihm den Weg verstellten. Sie waren natürlich höflich. Ausgesprochen

höflich.

“Entschuldigen Sie, Sir, könnten Sie uns bitte begleiten?”

Der Kanadier explodierte.

“Was zum Teufel soll das heißen?”

“Bitte kommen Sie einfach mit uns, Sir.”

Der Kanadier begann zu schreien.

“Jetzt reicht es aber, verdammt noch mal. Nach dreizehn Stunden in diesem gottverdammten Flieger kann ich solchen Scheiß nicht brauchen, kapiert!”

Die Schlange hinter ihm kam einen Moment lang ins Stocken. Dann versuchte jeder woandershin zu blicken und so zu tun, als sei nichts passiert, eine typisch britische Reaktion, wenn jemand eine Szene macht. Die Schlange bewegte sich weiter vorwärts und mit ihr Hugo Seymour.

Dem Kanadier wurden der kleine und der große Rucksack abgenommen. Als man ihn durch eine Tür in eines der Durchsuchungszimmer schob, schrie und protestierte er noch immer. Die Schlange blieb jetzt in Bewegung. Der Geschäftsmann im cremefarbenen Seidenanzug hatte schon fast die Schleuse passiert, als er ebenfalls angehalten wurde. Zwei Beamten stellten sich ihm in den Weg, zwei weitere traten hinter ihn.

Anfangs schien Mr. Hugo Seymour gar nicht zu begreifen, was geschah. Dann wurde er blass, seine Sonnenbräune wechselte ins Aschfahle.

“Ich verstehe nicht ganz. Gibt es ein Problem?”

“Wenn Sie bitte so freundlich wären, uns zu folgen, Sir.”

Auch er wurde weggeführt. Hinter dem Spiegel seufzte Bill Butler laut auf. Jetzt hatten sie einen dicken Fisch an der Angel – und den Koffer samt Inhalt. Das Ende der Jagd.

Sie brauchten drei Stunden. Butler wechselte ständig zwischen den beiden Räumen hin und her und wurde immer frustrierter. Wenn der Zoll ein Gepäckstück auseinander nimmt, finden sie wirklich alles. Wenn es etwas zu finden gibt. Beide Rucksäcke waren geleert und das Innerste nach außen gekehrt worden. Bis auf mehrere Päckchen Lucky Strikes hatten sie nichts gefunden. Bill Butler überraschte das nicht. Köder hatten nie etwas dabei.

Wer ihn verblüffte, war Hugo Seymour. Ein Dutzendmal hatten sie den Lederkoffer durch die Röntgenmaschine geschoben und erfolglos nach verborgenen Fächern gesucht. Nichts. Dann war der Krokodilkoffer derselben Prozedur unterzogen worden. Ihr einziger Fund war ein Röhrchen mit Magentabletten der Marke Bisodol gewesen. Zwei von ihnen wurden zerdrückt, um das Pulver chemisch untersuchen zu können. Seymour musste sich ausziehen und einen Plastikoverall überstreifen, während seine Kleidung geröntgt wurde. Dann wurde auch er geröntgt, um sicherzugehen, dass er nichts im Körper transportierte. Nur Fehlanzeigen.

Gegen zehn Uhr mussten sie die beiden Männer im Abstand von fünfzehn Minuten gehen lassen. Seymour drohte ihnen mittlerweile lautstark mit seinem Anwalt, wodurch Butler sich aber nicht beeindrucken ließ. Das taten sie alle. Schließlich hatte niemand eine Vorstellung davon, wie weitreichend der Einfluss seiner Behörde war.

“Sollen wir sie verfolgen, Boss?“, fragte sein düster dreinblickender Stellvertreter. Butler dachte einen Moment lang nach, schüttelte dann aber den Kopf.

“Ich glaube, es war eine Falschinformation. Wenn sie zu Unrecht denunziert wurden und unschuldig sind, verfolgen wir sie umsonst. Wenn sie aber doch Dreck am Stecken haben, werden ihre Hintermänner jetzt so schnell keinen Kontakt zu ihnen aufnehmen. Lassen wir es. Nächstes Mal.”

Der Kanadier, der als erster freigelassen wurde, fuhr mit dem Flughafenbus nach London und checkte sich in einer schmutzigen Absteige in der Nähe des Bahnhofs Paddington ein. Mr. Hugo Seymour fuhr mit dem Taxi zu einem wesentlich teureren Hotel.

Um kurz nach zwei erhielten drei Männer in verschiedenen Straßen Londons einen Anruf. Jeder von ihnen stand wie verabredet in einer öffentlichen Telefonzelle. Jeder bekam den Auftrag, sich unter einer bestimmten Adresse zu melden. Einer von ihnen erledigte selbst einen Anruf, bevor er sich wie die anderen auf den Weg zu seiner Verabredung machte.

Um vier Uhr saß Bill Butler allein in seinem Auto vor einem teuren Apartmentblock. Es waren Wohnungen, die man für eine Woche oder sogar nur für einen Tag mieten konnte.

Um fünf nach vier hielt hinter ihm der neutral aussehende Transportwagen, auf den er gewartet hatte. Er spuckte zehn Männer seiner Schlagtruppe aus. Sie hatten keine Zeit mehr für Instruktionen. Vielleicht hatte die Bande einen Wachposten aufgestellt. In den dreißig Minuten, die er jetzt vor dem Haus stand, hatte sich allerdings kein einziger Vorhang bewegt. Im Eingang gab es eine Rezeption, an der aber niemand saß. Butler postierte zwei enttäuschte Männer vor den Lifttüren und ging mit den anderen die Treppe hinauf. Die Wohnung befand sich im dritten Stock.

Die Schlagtruppe hielt nicht viel von Formalitäten. Mit einem einzigen Stoß zertrümmerte der Rammbock das Türschloss, und sie waren drinnen. Junge, durchtrainierte Einsatzkräfte – hoch motiviert, aber ohne Waffen.

Die fünf Männer in dem angemieteten Wohnzimmer versuchten erst gar nicht, sich zu wehren. Das plötzliche und unerwartete Eindringen der Männer hatte sie völlig überrascht. Butler trat als Letzter ein. Er hatte die Situation völlig im Griff und ließ seine Leute die Innentaschen der Männer nach Papieren durchsuchen. Als Erstes

nahm er sich den finster dreinblickenden Amerikaner vor.

Stimmproben sollten später ergeben, dass er der Mann war, der in einem anonymen Anruf den kanadischen Hippie bei der Zollbehörde in Heathrow denunziert hatte. In der Tasche neben ihm befanden sich sechs Kilo Stoff, den sie als feinstes kolumbianisches Kokain identifizieren würden.

“Mr. Salvatore Bruno, ich verhafte Sie wegen des dringenden Verdachts, in konspirativer Zusammenarbeit mit anderen eine verbotene Substanz in dieses Land eingeführt zu haben...”

Nachdem die Formalitäten geregelt waren, wurde der Mann aus Miami in Handschellen abgeführt. Als Nächstes nahm sich Butler den Hippie vor, der als Köder gedient hatte. Als der mürrische Kanadier aus der Wohnung geführt wurde, rief Butler seinen Kollegen nach: “In mein Auto. Mit dem will ich mich noch unterhalten.”

Mr. Hugo Seymour hatte sich umgezogen und trug jetzt statt des Seidenanzugs ein Tweedjackett und Hosen, die besser für das englische Wetter im späten Januar geeignet waren. Der zweite Köder. Er wurde um einen Stapel Fünfundzwanzigfundnoten erleichtert, der sich auf zehntausend Pfund belief. Sein Lohn für die Mitarbeit in dieser Operation. Auch er wurde widerstandslos abgeführt. Butler wandte sich an die letzten beiden Männer.

Die Ware lag zwischen ihnen auf dem Tisch und befand sich noch immer in dem Gepäckstück, in dem sie durch den Zoll gekommen war. Der falsche Boden war herausgerissen worden und gab das Fach darunter frei. Darin lagen Plastiktüten mit zwei Kilogramm weißem Pulver: Heroin der Marke Thai White, wie später bestätigt wurde. Die Sticker mit den Comicfiguren waren noch immer deutlich zu sehen.

“Mr. John Higgins, ich verhafte Sie wegen des dringenden Verdachts, in konspirativer Zusammenarbeit mit anderen eine

verbotene Substanz in dieses Land eingeführt zu haben...”

Man musste den pflichtbewussten Bürger ins Badezimmer begleiten, wo er sich übergab. Als auch er abgeführt worden war, wandte sich Butler an den letzten Mann, der den Bangkok-Drogendeal organisiert hatte. Er saß am Fenster und starrte düster in den Londoner Himmel - ein Anblick, der ihm in Zukunft wohl eine Weile versagt bleiben würde.

“Hinter dir war ich schon lange her, mein Freund.”

Er erhielt keine Antwort.

“Eine raffinierte Masche. Nicht ein Köder, sondern zwei. Und hinter den beiden trottete der unschuldige Mr. Higgins mit seiner molligen Frau und der entzückenden Tochter, die dem Aufruhr in der grünen Schleuse aus dem Weg gingen.”

“Bringen Sie’s hinter sich”, herrschte der Mann den Polizisten an.

“In Ordnung. Mr. Harry Palfrey, ich verhafte sie wegen des...”

Von seinen letzten beiden Männern ließ Butler die Mietwohnung auf Beweismittel durchsuchen. Vielleicht hatten die Männer in den Sekunden, als die Tür aufgebrochen wurde, noch etwas weggeworfen. Butler selbst stieg die Treppe hinunter und ging zu seinem Auto. Vor ihm lag noch eine lange Nacht mit viel Arbeit, aber es war eine Arbeit, die er gern machte. Seine Vertretung saß am Steuer des Wagens, deshalb stieg er hinten ein und nahm neben dem schweigenden Kanadier Platz.

“Wir haben noch ein paar Dinge zu klären”, begann Butler, als das Auto losfuhr. “Wann haben Sie erfahren, dass Seymour in diesem Doppelbluff ihr Partner war?”

“Erst gerade in der Wohnung”, antwortete der Hippie.

Butler war wie vom Blitz getroffen.

“Und was ist mit der Unterhaltung, die Sie mitten in der Nacht vor

der Toilettentür führten?”

“Was für eine Unterhaltung? Welche Toilette? Ich habe ihn noch nie zuvor gesehen.”

Butler lachte, was selten genug vorkam.

“Natürlich. Ich entschuldige mich für das, was wir Ihnen in Heathrow zugemutet haben, aber Sie kennen ja die Regeln. Ich konnte Ihre Identität dort noch nicht lüften. Und danke auch für den Anruf. Gute Arbeit, Sean. Heute Abend geht das Bier auf meine Rechnung.”

Kunst und Können

November

Eine dichte Regenwand schob sich langsam durch den Hyde Park und trieb im leichten Westwind als grauer Schleier weiter zur Park Lane, wo sie über der dichten Platanenreihe auf dem Grünstreifen zwischen den beiden Fahrbahnen niederging. Unter den kahlen Bäumen stand ein durchnässter, düster dreinblickender Mann.

Der Eingang zum Ballsaal des Grosvenor House Hotels wurde von mehreren Lichterketten und dem endlosen Blitzen der Kameras hell erleuchtet. Drinnen war es warm, trocken und behaglich, doch vor dem Baldachin des Portals musste eine kurze Strecke nasser Asphalt überwunden werden. Dort standen Hotelportiers in Livree mit Regenschirmen bereit, während unentwegt Limousinen vorfuhren.

Sobald ein Wagen vor dem Baldachin hielt, lief ein Portier herbei, um seinen Regenschirm über die Berühmtheiten oder Filmstars zu halten, die ausstiegen und mit gesenktem Kopf die zwei Meter bis zum Baldachin eilten. Erst wenn sie dort angekommen waren, richteten sie sich auf und strahlten mit einem routinierten Lächeln in die Kameras.

An beiden Seiten des Baldachins standen die Paparazzi. Sie waren bis auf die Haut durchnässt und versuchten so gut wie möglich ihre wertvolle Ausrüstung zu schützen.

“Hierhin, Michael. Schauen Sie her, Roger. Shakira, bitte ein Lächeln. Süß.”

Die Großen und Schönen der Filmwelt nickten Ihren Bewunderern wohlwollend zu, lächelten in die Objektive und für die Fans in der Ferne, ignorierten aber die wenigen Autogrammjäger im Anorak. Während die Stars an diesen vorbei ins Hotel schwebten und zu ihren Tischen geführt wurden, blieben sie immer wieder stehen. Sie grüßten, winkten und strahlten, denn es war die alljährliche feierliche Preisverleihung der British Academy of Film and Television.

Der kleine Mann unter den Bäumen beobachtete alles mit unerfüllter Sehnsucht im Blick. Früher hatte er geträumt, dass er einmal dazugehören würde. Als großer Filmstar oder wenigstens als anerkannter Vertreter seines Standes. Doch jetzt wusste er, dass daraus nichts mehr werden würde. Es war zu spät.

Seit über fünfunddreißig Jahren arbeitete er jetzt als Schauspieler und hatte fast ausschließlich in Filmen gespielt. Es waren sicher über hundert gewesen. Angefangen hatte er als stummer Statist, dann ging es weiter mit kleineren Rollen. Einen wirklich großen Auftritt aber hatte er nie bekommen.

Er hatte einen Hotelportier gemimt, an dem Peter Sellers vorbei ging, so dass er wenige Sekunden mit im Bild war. Als Fahrer eines Armeelasters hatte er Peter O'Toole ein Stück weit bis Kairo mitgenommen. Nur wenige Schritte von Michael Palin entfernt hatte er in unbeweglicher Haltung einen römischen Speer gehalten, und als Luftfahrtmechaniker hatte er Christopher Plummer in einen Spitfire geholfen.

Er hatte Kellner, Pförtner und Soldaten sämtlicher Armeen von der Bibel bis zur Ardennenschlacht gespielt. Taxifahrer, Polizisten, einen Restaurantgast, einen Mann, der die Straße überquert, den pfeifenden Straßenhändler – kurzum: alles.

Doch es war immer das Gleiche gewesen. Ein paar Tage am Set, zehn Sekunden auf der Leinwand und dann tschüs. Ganz nahe war er den großen Stars am Filmhimmel gekommen, hatte die Vornehmen

und die miesen Schweine kennen gelernt, die Primadonnen und die Unkomplizierten. Er wusste, dass er jede einzelne Rolle absolut überzeugend gespielt hätte, denn er war ein echter Verwandlungskünstler. Doch niemand hatte dieses Talent, von dem er felsenfest überzeugt war, jemals entdeckt.

Und so stand er im Regen, während seine Idole in eine Nacht voller Glamour entschwebten, um später in ihre Luxusapartments oder Suiten zurückzukehren. Als alle verschwunden und die Lichter verblasst waren, trottete er durch den Regen zur Bushaltestelle Marble Arch, stand tropfnass im Bus, bis dieser ihn eine halbe Meile von seiner billigen Einzimmerwohnung in den Nebenstraßen zwischen White City und Shepherds Bush entfernt wieder ausspuckte.

Zu Hause zog er sich die nassen Klamotten aus, wickelte sich in einen alten Bademantel, den er aus einem Hotel in Spanien hatte mitgehen lassen ("Der Mann von La Mancha" mit Peter O'Toole – er hatte die Pferde gehalten) und schaltete das kleine elektrische Kaminfeuer an. Seine feuchten Kleider dampften leicht und waren am nächsten Morgen noch immer feucht. Er wusste, dass er kein Geld mehr besaß. Er war absolut pleite. Seit Wochen hatte er nicht mehr gearbeitet, und es war auch nichts zu erwarten. In seinem Beruf gab es zu viele kleine Männer in mittleren Jahren. Sie hatten ihm das Telefon abgeschaltet. Wenn er mit seinem Agenten sprechen wollte, musste er ihn schon persönlich aufsuchen. Ein weiteres Mal. Morgen, beschloss er, würde er es wieder versuchen.

Er saß und wartete. Immer musste er sitzen und warten, das war sein Schicksal. Endlich ging die Bürotür auf, und ein Mann trat heraus. Er kannte ihn und sprang auf.

"Hallo, Robert, kennen Sie mich noch? Trumpy."

Robert Powell reagierte überrascht und konnte sich ganz

offensichtlich nicht an das Gesicht erinnern.

“Der Dreh in Italien. Turin. Ich habe das Taxi gefahren, und Sie haben hinten gegessen.”

Die unerschütterliche gute Laune von Robert Powell rettete die Situation.

“Natürlich. Turin. Schon lange her. Wie geht’s, Trumpy? Wie läuft das Geschäft?”

“Nicht schlecht, ich kann nicht klagen. Ich wollte nur mal reinschauen, ob Siewissenschonwer was für mich hat.”

Powell registrierte das abgetragene Hemd und den schäbigen Regenmantel.

“Bestimmt hat er was. Schön, dass wir uns mal wiedergesehen haben. Alles Gute, Trumpy.”

“Ihnen auch, alter Junge. Halten Sie die Ohren steif!”

Sie schüttelten sich die Hände, und Powell ging. Der Agent war freundlich und zuvorkommend, aber Arbeit hatte er keine. In Shepperton wollten sie einen Kostümfilm drehen, doch das Casting war bereits abgeschlossen. Ein wirklich überlaufener Berufszweig, in dem einen nur Optimismus und die Hoffnung auf die große Chance über Wasser hielten.

Zurück in seiner Wohnung, machte sich der verzweifelte Trumpy an eine Bestandsaufnahme. Von der Sozialhilfe bekam er jede Woche ein paar Pfund, doch London war ein teures Pflaster. Gerade erst war er mit seinem Vermieter Mr. Koutzakis aneinander geraten, der ihn zum wiederholten Mal daran erinnert hatte, dass er mit der Miete im Rückstand war und seine Geduld nicht so endlos sei wie der Sonnenschein in seiner Heimat Zypern.

Es stand schlecht um ihn. Genau genommen konnte es eigentlich gar nicht mehr schlechter werden. Als die milchige Sonne hinter den Hochhäusern auf der anderen Seite des Hofes verschwand, ging der

alternde Schauspieler zum Schrank und holte ein in Sackleinen gewickeltes Paket heraus. Immer wieder hatte er sich in den letzten Jahren gefragt, warum er überhaupt an dem verfluchten Ding festhielt. Sein Geschmack war es jedenfalls nicht. Vermutlich reine Sentimentalität. Vor fünfunddreißig Jahren, als er noch ein Bürschchen von zwanzig war und durch die Provinz tourte, hatte er es von seiner Großtante Millie geerbt. Damals war er ein vielversprechender, ehrgeiziger junger Schauspieler gewesen und hatte fest an eine große Karriere geglaubt. Er wickelte den Gegenstand aus dem Jutestoff.

Das kleine Gemälde maß ohne den Goldrahmen gerade dreißig mal dreißig Zentimeter. Er hatte es all die Jahre lang eingewickelt gelassen. Von Anfang an war es schmutzig und rußbedeckt gewesen, und die vagen Umrisse der Figuren waren kaum mehr als Schatten. Doch Großtante Millie hatte immer geschworen, es sei sicher ein paar Pfund wert. Na ja, das waren wohl eher die romantischen Vorstellungen einer alten Dame. Über die Geschichte des Bildes aber wusste er nicht das Geringste. Dabei hatte das kleine Ölgemälde durchaus eine Geschichte zu erzählen.

Im Jahr 1870 brach ein dreißigjähriger Engländer, der ein wenig Italienisch sprach und über ein kleines Erbe verfügte, nach Florenz auf, um dort sein Glück zu suchen. Das viktorianische England befand sich damals auf dem Höhepunkt seiner Blüte, und die goldene Zwanzig-Schilling-Münze Ihrer Majestät war eine Währung, die viele Türen öffnete. In Italien hingegen herrschte wie üblich das Chaos.

Innerhalb von fünf Jahren hatte der tatkräftige Mr. Adrian Frobisher vier Dinge erreicht: Er hatte die vorzüglichen Weine aus den Hügeln des Chianti entdeckt, die er bald in großen Fässern in seine englische Heimat exportierte. Damit grub er den traditionellen französischen Weingütern das Wasser ab und legte den Grundstein für ein ansehnliches Vermögen.

Er erwarb ein schönes Stadthaus mit eigener Kutsche und einem Stallburschen, ehelichte die Tochter eines niedrigen Adligen aus der Gegend und erstand neben vielen anderen Dekorationsgegenständen für sein neues Haus in einem Secondhandladen in der Nähe der Ponte Vecchio ein kleines Ölgemälde.

Dieses Bild kaufte er nicht, weil es von einem bekannten Maler stammte oder besonders angepriesen wurde. Ganz im Gegenteil, er hatte es völlig verstaubt im hintersten Winkel des Ladens entdeckt. Er kaufte es nur, weil es ihm gefiel.

Dreißig Jahre lang hing das Bild in seiner Bibliothek. In dieser Zeit wurde er britischer Vizekonsul in Florenz und durfte sich Sir Adrian, Knight Commander of the British Empire nennen. Jeden Abend rauchte er nach dem Dinner seine Zigarre unter dem Bild.

Im Jahr 1900 wütete eine Choleraepidemie in Florenz, der auch Lady Frobisher zum Opfer fiel. Nach der Beerdigung beschloss der mittlerweile sechzigjährige Geschäftsmann, ins Land seiner Väter zurückzukehren. Er verkaufte seinen Besitz in Italien und ging nach England, wo er in Surrey einen hübschen Landsitz erwarb und neun Diener einstellte. Die Jüngste dieser neun Angestellten, das Zimmermädchen, war ein Mädchen aus dem Dorf namens Millicent Gore.

Sir Adrian heiratete nicht wieder und starb 1930 im Alter von neunzig Jahren. Aus Italien hatte er fast hundert Kisten mit Umzugsgut mitgebracht. In einer dieser Kisten befand sich ein kleines, mittlerweile verblasstes Ölgemälde in einem Goldrahmen.

Dieses Bild war das erste Geschenk für Lady Lucia gewesen, die es immer geliebt hatte. Jetzt hängte er es wieder in die Bibliothek, wo die Patina aus Zigarrenrauch und Ruß immer dicker wurde und die ehemals brillanten Farben überdeckte, bis die Figuren auf dem Bild kaum noch zu erkennen waren.

Der Erste Weltkrieg kam und ging und veränderte die Welt. Sir Adrians Vermögen schrumpfte, als seine Investitionen in Aktien der Kaiserlich Russischen Eisenbahngesellschaft nach 1917 nichts mehr wert waren. Großbritanniens soziales Gefüge veränderte sich.

Die Dienerschaft wurde verkleinert, doch Millicent Gore blieb und stieg vom Zimmermädchen zur Haushälterin auf. Nach 1921 war sie die einzige Bedienstete im Haus. In den letzten sieben Lebensjahren betreute sie den gebrechlichen Sir Adrian wie eine Krankenschwester. Als er 1930 starb, bedachte er sie mit einem Erbe.

Er sicherte Millicent das lebenslange Wohnrecht in einem kleinen Haus und hinterließ ihr eine Summe, deren Zinsen ihr für die Zukunft ein bescheidenes Auskommen garantierten. Der Rest seiner beweglichen Habe wurde in einer Auktion veräußert, nur ein Gegenstand war in dieser Masse nicht enthalten: das kleine Ölgemälde. Dieses erbte Millicent Gore. Sie war sehr stolz darauf, denn es kam aus einem Land, das sie "fremd" nannte. Sie hängt es in das winzige Wohnzimmer ihres Häuschens, ganz in die Nähe des offenen Kamins, wo es schmutziger und schmutziger wurde.

Miss Gore hatte nie geheiratet. Sie verrichtete gemeinnützige Arbeit für das Dorf und die Kirchengemeinde und starb 1965 im Alter von fünfundachtzig Jahren. Ihr Bruder jedoch heiratete und zeugte einen Sohn, der wiederum Vater eines Sohnes wurde, der einzige Großneffe der alten Dame.

Als sie starb, gab es wenig zu erben, denn das Haus und das übrige Vermögen gingen wieder in die Nachlassmasse ihres Wohltäters ein. Das Ölgemälde aber hinterließ sie ihrem Großneffen. Fünfunddreißig Jahre sollten vergehen, bevor das fleckige alte Kunstwerk in einer feuchten Einzimmerwohnung in Shepherd's Bush ausgewickelt und wieder ans Tageslicht befördert wurde.

Am nächsten Morgen stand sein Besitzer im Empfangsbereich des

renommierten Auktionshauses Darcy, das sich auch in der Schätzung von Kunstwerken einen Namen gemacht hatte. Er hielt ein in Sackleinen gewickeltes Paket an sich gedrückt.

“Ich habe gehört, dass man bei Ihnen auch als normaler Bürger einen Kunstgegenstand schätzen lassen kann, wenn man vermutet, dass er einen gewissen Wert haben könnte”, sagte er zu der jungen Frau hinter dem Schreibtisch. Auch sie registrierte das abgetragene Hemd und den schäbigen Regenmantel und schickte ihn zu einer Tür mit der Aufschrift “Schätzungen”. Hinter dieser Tür ging es weniger gediegen zu als im Foyer. An einem Schreibtisch saß ebenfalls ein junges Mädchen. Der Schauspieler wiederholte seine Anfrage. Sie griff nach einem Formular.

“Ihr Name, Sir?”

“Mr. Trumpington Gore. Also, dieses Bild hier...”

“Adresse?”

Er nannte sie.

“Telefon?”

“Ehm, ich habe kein Telefon.”

Sie sah ihn an, als hätte er gesagt, er habe keinen Kopf.

“Und worum handelt es sich bei dem Kunstgegenstand?”

“Um ein Ölgemälde.”

Ihr Gesichtsausdruck wurde zunehmend gelangweilter, als sie ihn nach den Details fragte. Alter: unbekannt. Schule: unbekannt. Stil: unbekannt. Künstler: unbekannt. Herkunftsland: vermutlich Italien.

Die junge Frau in der Abteilung für Schätzungen war bis über beide Ohren in einen jungen Mann aus der Abteilung für klassische Weine verliebt. Sie wusste, dass er um diese Tageszeit seinen Vormittagskaffee im Café Uno einnahm, das sich gleich um die Ecke befand. Wenn nur dieser fade kleine Mann mit seinem alten Schinken

endlich gehen würde, dann könnte sie mit ihrer Freundin eine Pause machen und ganz zufällig einen Tisch neben Adonis ergattern.

“Letzte Frage, Sir. Wie hoch würden Sie seinen Wert schätzen?”

“Das weiß ich nicht. Darum habe ich es ja hergebracht.”

“Wir brauchen eine Einschätzung des Kunden, Sir. Aus Versicherungsgründen. Sagen wir hundert Pfund?”

“Sehr gut. Können Sie mir sagen, wann ich von Ihnen hören werde?”

“Zu gegebener Zeit, Sir. Im Lager warten bereits viele Bilder darauf, begutachtet zu werden. So etwas braucht Zeit.”

Sie selbst war ziemlich eindeutig der Ansicht, dass in diesem Fall ein Blick genügen würde. Mein Gott, all der Müll, den die Leute bei ihr ablieferten und dann noch glaubten, sie hätten gerade einen Teller aus der Mingzeit im Geschirrschrank gefunden.

Fünf Minuten später hatte Mr. Trumpington Gore das Formular unterzeichnet, eine Kopie entgegengenommen und das Jutepaket ausgehändigt. Jetzt stand er draußen auf einer Straße in Knightsbridge und hatte noch immer keinen Pfennig in der Tasche. Er ging nach Hause.

Das in Sackleinen gewickelte Gemälde wurde in einen Lagerraum im Keller gebracht und mit einem Etikett versehen: D 1601.

Dezember

Zwanzig Tage verstrichen, und die Nummer D 1601 stand noch immer in ihrer Jutehülle an der Wand des Lagerraums im Keller. Trumpington Gore wartete vergeblich auf eine Antwort. Es gab eine einfache Erklärung für die Verzögerung: Arbeitsüberlastung.

Bei Darcy kamen Gemälde, Porzellan, Juwelen, erlesene Weine, alte Jagdgewehre und Möbel unter den Hammer. Wie bei allen großen Auktionshäusern stammten über neunzig Prozent der Versteigerungsobjekte aus Quellen, die dem Haus bekannt und überprüfbar waren. Oft tauchten im Auktionskatalog Hinweise zur Herkunft oder "Provenienz" auf. Ein schönes Stück wurde gern mit dem Hinweis "Aus dem Besitz eines Gentleman" eingeführt. Auch "Aus dem Nachlass des verstorbenen..." war eine beliebte Formulierung.

Nicht alle waren mit der Praxis des Hauses einverstanden, dem einfachen Publikum kostenlose Schätzungen anzubieten. Man war der Meinung, dass viel zu viel wertloser Schund gebracht wurde, dessen Taxierung Zeit und Arbeitskraft in Anspruch nahm, ohne dem Haus Nutzen zu bringen. Doch weil dieser Service vom Gründer des Auktionshauses, Sir George Darcy, eingeführt worden war, hatte die Tradition überlebt. Manchmal kam es durchaus vor, dass ein unbekannter und unbedeutender Glückspilz in der silbernen Tabakdose des Großvaters ein wertvolles georgianisches Kunstobjekt erkannte, aber oft geschah das nicht.

In der Abteilung für Alte Meister fand alle zwei Wochen eine Sitzung des Schätzungskomitees statt. Den Vorsitz führte der Abteilungsleiter, der kenntnisreiche und mäklige, immer eine Fliege tragende Sebastian Mortlake. Ihm standen zwei Assistenten zur

Seite. Es waren nur noch zehn Tage bis Weihnachten, und sie hatten sich vorgenommen, bis dahin alles Liegegebliebene abzuarbeiten. Dieser Vorsatz hatte sie bereits fünf Tage gekostet, in denen sie fast ununterbrochen konferierten. Jetzt machten sich bei Mortlake und seinen Kollegen erste Ermüdungserscheinungen bemerkbar.

Mr. Mortlake verließ sich auf das umfangreiche Formular, das bei Abgabe des Bildes ausgefüllt wurde. Am liebsten mochte er die Werke, bei denen der Künstler eindeutig identifizierbar war. In dem Fall hatte man bei einem eventuellen Katalogeintrag wenigstens einen Namen und konnte das Werk ungefähr datieren. Der Gegenstand des Bildes war in der Regel auf den ersten Blick klar.

Die Gemälde, die möglicherweise für eine Auktion in Frage kamen, wurden beiseite gestellt. Eine Sekretärin musste den Besitzer anschreiben und ihn fragen, ob er zum vorgeschlagenen Preis verkaufen wolle. Lautete die Antwort "ja", trat der Paragraph des ersten Formulars in Kraft, der besagte, dass das Gemälde nicht an einem anderen Ort zum Verkauf angeboten werden durfte.

Lautete die Antwort "nein", wurde der Besitzer gebeten, das Werk unverzüglich abzuholen, denn die Lagerung kostete Geld. Wenn er sich für ein Bild entschieden hatte und die Verkaufseinwilligung des Besitzers vorlag, konnte Mortlake es in die nächste Auktion aufnehmen und einen Katalogeintrag vorbereiten.

Bei unbedeutenden Werken unbedeutender Künstler, die nur knapp an Sebastian Mortlakes kritischem Blick vorbeigeschrammt waren, standen im Text dann Formulierungen wie "charmant", was gleichbedeutend war mit "wenn Ihnen so etwas gefällt", oder "ungewöhnlich", was in Wirklichkeit hieß: "Dieses Werk muss der Künstler nach einem sehr schweren Essen verbrochen haben."

Nachdem sie fast dreihundert Leinwände begutachtet hatten, plagten sich Mortlake und seine beiden Assistenten mit den Objekten "von der Straße" ab. Zehn von ihnen hatte Mortlake bereits

ausgewählt. Eines war ein überraschendes Werk aus der niederländischen Van-Ostade-Schule, obwohl es leider nicht von Adriaen selbst stammte. Nur ein Schüler, aber immerhin.

Objekte, deren Wert er auf unter fünftausend Pfund schätzte, wählte Sebastian Mortlake nur ungern für das Haus Darcy aus. Die großzügigen Räumlichkeiten in Knightsbridge waren nicht billig, und die Verkäuferkommission bei niedrigeren Beträgen würde nicht wesentlich zur Begleichung der enormen Gehäusekosten beitragen. Mochten andere, unbedeutendere Häuser mit Bildern handeln, die für tausend Pfund unter den Hammer kamen, das Haus Darcy jedenfalls nicht! Außerdem versprach die nächste Auktion, die Ende Januar stattfinden sollte, ohnehin besonders großartig zu werden.

Als es am fünften Sitzungstag Zeit für die Mittagspause wurde, streckte Sebastian Mortlake sich und rieb die Augen. Er hatte zweihundertneunzig Beispiele für gemalten Müll begutachtet und vergeblich auf ein unbekanntes Meisterwerk gehofft. Mehr als die zehn "akzeptablen" Werke schienen diesmal nicht dabei zu sein. Wie sagte er doch immer zu seinen Untergebenen: "Unsere Arbeit soll uns Spaß machen, aber wir sind nicht die Wohlfahrt."

"Wie viele sind es noch, Benny?", fragte er seinen jungen Assistenten.

"Nur noch vierundvierzig, Seb", erwiderte der junge Mann. Er benutzte den vertraulichen Vornamen, worauf Mortlake bestand, um in seinem Team eine freundliche Atmosphäre zu schaffen. Sogar die Sekretärinnen gebrauchten den Vornamen, nur die Dienstmänner nannten ihn "Guv", kurz für "Governor", obwohl er sie selbst beim Vornamen rief.

"Ist noch was Interessantes dabei?"

"Eigentlich nicht. Nichts mit Zuschreibung, Periode, Alter, Schule oder Herkunft."

“Anders ausgedrückt: Familienamateure. Kommen Sie morgen noch rein?”

“Ja, Seb, das hatte ich vor. Ich will ein bisschen aufräumen.”

“Sehr gut, Benny. Ich muss jetzt zum Vorstandslunch, und danach verabschiede ich mich in mein Landhaus. Können Sie bitte den Rest für mich durchsehen? Sie kennen sich ja aus. Ein netter, höflicher Brief und ein Taxierungszertifikat. Deidre kann es schnell in den Computer tippen, dann gehen die Sachen alle noch mit der letzten Post raus.”

Mit einem fröhlichen “Schöne Weihnachten, allerseits” war er verschwunden. Wenige Minuten später taten seine beiden Assistenten es ihm gleich. Benny sorgte noch dafür, dass der Stapel Gemälde, den sie gerade begutachtet und abgelehnt hatten, wieder in den Lagerraum gebracht und die letzten vierundvierzig Objekte in den besser beleuchteten Schätzungsraum geholt wurden. Einen Teil davon würde er am Nachmittag besichtigen und den Rest an seinem letzten Arbeitstag vor Weihnachten. Er fischte ein paar Essensbons aus der Jackentasche und ging in die Betriebskantine.

Am Nachmittag schaffte er dreißig der Objekte “von der Straße”. Dann machte er sich auf den Weg zu seiner Wohnung im nördlichen, also billigeren Teil von Ladbroke Grove.

Dass Benny Evans überhaupt bei Darcy arbeitete, verdankte dieser seiner Hartnäckigkeit. Die Angestellten im Publikumsbereich, die durch die Ausstellungsräume tänzelten und stets in nasalem Tonfall sprachen, waren schick gekleidete Lackaffen. Der weibliche Teil der Belegschaft bestand aus ausgesprochen vorzeigbaren jungen Damen.

Zwischen diesen beiden Gruppen bewegten sich livrierte Portiers, Aufsichtspersonen und die Dienstmänner in ihren Arbeitsoveralls, die Kunstwerke hoben und trugen, stemmten und karren, brachten und

holten.

Hinter den Kulissen wirkten die Experten, unter denen die Schätzer, ohne deren Urteilsvermögen die gesamte Hierarchie zusammenbrechen würde, die Crème de la Crème darstellten. Mit ihrem Kennerblick und dem hervorragend ausgebildeten Gedächtnis konnten sie auf einen Blick das Gute vom Gewöhnlichen unterscheiden, das Echte vom Falschen und die Spreu vom Weizen.

Unter diesen Oberpriestern agierten Männer wie Sebastian Mortlake wie kleine Monarchen. Das Wissen, das sie in über dreißig Jahren in diesem Geschäft erworben hatten, erlaubte es ihnen, ein wenig exzentrisch zu sein. Doch Benny Evans war anders. Mortlake, der berechnender war als es schien, hatte das gleich erkannt, und deshalb war Benny jetzt hier.

Er verfügte nicht über das richtige Äußere, und das richtige Äußere hat in der Londoner Kunstszene absolut Priorität. Außerdem besaß er keinen Studienabschluss und keinerlei gesellschaftlichen Schliff. Sein Haar stand ihm in struppigen Büscheln vom Kopf, die selbst ein Stylist in der Jermyn Street nicht hätte bändigen können – falls Benny jemals zu einem gegangen wäre.

Als er zum ersten Mal in Knightsbridge auftauchte, war der Bügel seiner Kassenbrille aus Plastik mit Pflaster repariert. Freitags musste er keine lässige Kleidung anlegen, weil er immer lässig gekleidet war. Er sprach mit einem breiten Lancashire-Akzent. Beim Vorstellungsgespräch hatte Sebastian Mortlake den ungewöhnlichen Burschen verblüfft angestarrt. Doch nachdem er seine Kenntnisse in der Kunst der Renaissance überprüft hatte, stellte er ihn trotz der warnenden Blicke und Rippenstöße seiner Kollegen ein.

Benny Evans war der Sohn eines Fabrikarbeiters und kam aus einem kleinen Reihenhaushaus in Bootle. In der Schule war er nicht weiter aufgefallen. Er hatte einen durchschnittlichen Abschluss gemacht und keine höhere Schulbildung erworben. Denn als er sieben Jahre alt

war, geschah etwas, das all dies unnötig machte. Sein Kunstlehrer zeigte ihm ein Buch.

In diesem Buch gab es viele farbige Abbildungen, die das Kind fasziniert betrachtete. Es waren Bilder von jungen Frauen. Jede hielt ein Baby im Arm und über ihnen schwebten Engel. Der kleine Junge hatte seine ersten Madonnen mit Kind von den Meistern aus Florenz gesehen. Er war auf den Geschmack gekommen und sein Appetit wurde unersättlich.

Tagelang hockte er in der öffentlichen Bibliothek und starrte auf die Bilder Giottos, Raphaels, Tizians, Botticellis, Tintoretos und Tiepolos. Die Werke des großen Michelangelo verschlang er wie seine Kameraden billige Hamburger.

Als Teenager wusch er Autos, trug Zeitungen aus und führte Hunde spazieren. Mit seinen Ersparnissen trampelte er durch ganz Europa, um die Uffizien und den Palazzo Pitti zu besuchen. Nach den Italienern studierte er die Spanier, reiste nach Toledo, wo er sich in der Kathedrale zwei Tage lang die Werke von Velasquez, Zurbaran und Murillo ansah. Dann widmete er sich den deutschen, niederländischen und flämischen Meistern. Mit einundzwanzig Jahren hatte er immer noch keinen Pfennig in der Tasche, doch er war eine wandelnde Enzyklopädie für klassische Kunst. Genau das war Sebastian Mortlake aufgefallen, als er den jungen Bewerber durch die Ausstellungsräume führte. Allerdings war selbst dem eitlen und gescheiterten Mortlake etwas entgangen. Instinkt – den hatte man, oder man hatte ihn nicht. Der ungepflegte Junge aus Bootle hatte ihn – was er aber selbst genauso wenig wusste wie die anderen.

Als Benny am nächsten Tag erschien, um die letzten vierzehn Werke zu begutachten, war das Gebäude fast leer, obwohl sie offiziell noch geöffnet hatten und der Pförtner an der Tür stand.

Benny Evans nahm sich die vierzehn Bilder vor. Sie waren unterschiedlich groß und verschieden eingepackt. Das drittletzte war

in Jutestoff gehüllt. Gelangweilt registrierte er die Nummer D 1601. Als er es inspizierte, war er schockiert über den Zustand des Bildes. All die Schmutzschichten, die über der eigentlichen Darstellung lagen. Man konnte kaum noch das Motiv erkennen.

Er drehte das Bild um. Holz, eine Tafel. Seltsam. Aber sie war nicht aus Eiche - noch seltsamer. Wenn die Nordeuropäer auf Holz malten, hatten sie meist Eiche benutzt. Doch in Italien gab es keine Eichen. Konnte dies Pappelholz sein?

Er trug das kleine Gemälde an ein Leselicht und versuchte unter der dunklen Patina von über einem Jahrhundert Kamin- und Zigarrenrauch etwas zu erkennen. Eine sitzende Frau, aber kein Kind. Ein Mann beugte sich über sie, und sie schaute zu ihm auf. Ein kleiner, fast winziger Mund wie eine Rosenblüte, eine runde hohe Stirn.

Seine Augen schmerzten unter dem grellen Licht. Er richtete den Lichtstrahl anders aus und betrachtete die Figur des Mannes. Irgendetwas kam ihm eigenartig bekannt vor, die Haltung, die Körpersprache... Der Mann sagte etwas, gestikulierte mit den Händen, und die Frau hörte ihm gebannt zu.

War es die Art, wie sie die Finger verschränkte? Hatte er solche Finger nicht schon einmal gesehen? Doch den Ausschlag gab das Gesicht. Der kleine Rosenmund und die drei winzigen vertikalen Falten auf der Stirn. Vertikal, nicht horizontal. Wo hatte er die schon einmal gesehen? Dass er sie gesehen hatte, wusste er genau. Aber wo und wann? Er nahm sich das Aufnahmeformular zur Hand. Ein Mr. T. Gore. Keine Telefonnummer. Mist. Er klassifizierte die letzten beiden Bilder als wertlos, nahm den Stapel Formulare und ging zu Deirdre, der einzigen Sekretärin in der Abteilung, die noch arbeitete. Er diktierte einen allgemein formulierten Ablehnungsbrief und händigte ihr den Formularstapel aus. Auf jedem war der geschätzte Wert des abgelehnten Gemäldes verzeichnet, außerdem Name und

Adresse des Besitzers.

Obwohl es sich um dreiundvierzig Briefe handelte, konnte die Textverarbeitung die jeweiligen Namen und Schätzwerte separat einfügen, während der übrige Text gleich blieb. Benny schaute eine Weile fasziniert zu. Von Computern hatte er kaum Ahnung. Er konnte gerade mal einen anschalten und ein paar Befehle eingeben, doch alles andere war ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Schon nach zehn Minuten steckte Deidre die Briefe mit flinken Fingern in die Umschläge. Benny wünschte ihr frohe Weihnachten und ging. Wie immer nahm er den Bus bis zum oberen Ende von Ladbrooke Grove. Die Luft roch nach Schneeregen.

Als er aufwachte, zeigte die Uhr auf seinem Nachttisch zwei Uhr morgens. Er spürte die Wärme, die Julie neben ihm ausstrahlte. Vor dem Einschlafen hatten sie sich noch geliebt, was normalerweise einen tiefen und traumlosen Schlaf zur Folge hatte. Jetzt war er trotzdem aufgewacht. Tief in seinem Unterbewusstsein musste ein Gedanke rumoren, der ihn aus dem Schlaf gerissen hatte. Er versuchte zu rekonstruieren, woran er vor drei Stunden, kurz vor dem Einschlafen gedacht hatte – außer an Julie. Da tauchte das Bild des in Jute gewickelten Gemäldes vor ihm auf.

Sein Kopf schoss hoch. Julie murmelte ärgerlich im Schlaf. Er setzte sich auf und stieß zwei Worte aus: “Gottverdammte Scheiße!”

Am nächsten Morgen, dem 23. Dezember, ging er noch einmal zu Darcy, doch jetzt war das Gebäude wirklich abgeschlossen, so dass er den Dienstboteneingang benutzen musste.

Sein Ziel war die Bibliothek der Abteilung für Alte Meister. Man gelangte dort nur über einen elektronischen Code hinein, doch er kannte ihn. Er verbrachte eine Stunde in der Bibliothek und kam mit drei Nachschlagewerken wieder heraus, die er in den Taxierungsraum trug. Das in Jute eingeschlagene Gemälde stand noch immer auf dem hohen Regalbrett, auf dem er es tags zuvor deponiert

hatte.

Er schaltete noch einmal das starke Leselicht ein und holte sich die Lupe aus Sebastian Mortlakes Schreibtischschublade. Ausgerüstet mit den Büchern und der Lupe verglich er das Gesicht des Mannes auf dem Gemälde mit anderen, die in den Büchern dem Meister zugeschrieben wurden. In einem der Kunstbände war es ein Mönch oder Heiliger. Braune Robe, Tonsur, eine runde hohe Stirn und drei vertikale Falten knapp über und zwischen den Augen, die von Kummer oder tiefer Konzentration herrühren mochten.

Als er fertig war, saß Benny völlig benommen da. Er überlegte, was er tun sollte. Noch war nichts bewiesen. Er konnte sich irren. Das Bild war schrecklich verschmutzt. Aber wenigstens sollte er seine Vorgesetzten informieren.

Er wickelte das Bild wieder ein und legte es auf Mortlakes Schreibtisch. Dann ging er in Deidres Büro, schaltete den Computer ein und versuchte herauszufinden, wie er funktionierte. Nach einer Stunde war er in der Lage, mit zwei Fingern einen Brief zu tippen.

Danach bat er den Computer sehr höflich, ihm zwei Kopien auszudrucken. Er gehorchte. In einer Schublade fand er zwei Kuverts. Eines adressierte er per Hand an Sebastian Mortlake, das andere an den zweiten Vorstandsvorsitzenden und leitenden Geschäftsführer, den Ehrenwerten Peregrine Slade. Den ersten Umschlag legte er neben das Bild auf den Schreibtisch seines Chefs, den zweiten schob er unter der Tür von Mr. Slades abgesperrten Büro durch. Dann ging er nach Hause.

Dass Peregrine Slade so kurz vor Weihnachten überhaupt noch einmal sein Büro betrat, war ungewöhnlich, doch es gab eine gute Erklärung dafür. Er wohnte nur ein paar Schritte davon entfernt. Seine Frau, Lady Eleanor, hingegen weilte fast immer auf ihrem Anwesen in Hampshire, wo sie mittlerweile sicher von ihrer grässlichen Verwandtschaft umgeben war. Er hatte ihr bereits

mitgeteilt, dass er erst an Heiligabend komme. So konnte er das Fegefeuer der Weihnachtsferien abkürzen, in denen er ihrer Familie gegenüber den Gastgeber spielen musste.

Außerdem wollte er den älteren Kollegen ein wenig nachschnüffeln, und dazu brauchte er natürlich Ruhe. Er benutzte denselben Dienstboteneingang, durch den Benny Evans das Haus vor einer Stunde verlassen hatte.

Innerhalb des Gebäudes war es angenehm warm. Es stand nicht zur Debatte, dass die Heizung während der Feiertage heruntergedreht wurde. Die Alarmanlage, die bestimmte Bereiche des Auktionshauses schützte, zu denen auch sein eigenes Büro zählte, war eingeschaltet. Er setzte das System für seine Räume außer Kraft und schritt durch das Vorzimmer der abwesenden Miss Priscilla Bates in sein persönliches Heiligtum.

Dort zog er sein Jackett aus, nahm den Laptop aus seinem Diplomatenkoffer und schloss ihn an das Zentralsystem an. Er hatte zwei E-Mails bekommen, die er für später beiseite legte. Erst einmal wollte er sich einen Tee machen.

Normalerweise war das natürlich die Aufgabe von Miss Bates, aber da sie nicht da war, musste er die Sache selbst in die Hand nehmen. Auf der Suche nach einem Kessel, dem Earl Grey, einer Porzellantasse und einer Zitronenscheibe durchstöberte er ihren Schrank. Als er sich nach einer Steckdose für den Wasserkessel umsah, entdeckte er auf dem Teppichboden vor der Tür den Brief. Während das Wasser im Kessel siedete, deponierte er ihn auf seinem Schreibtisch.

Nachdem er endlich mit der Teetasse zurück in seinem Büro war, las er die beiden E-Mails. Nichts Wichtiges, es hatte alles Zeit bis zum neuen Jahr. Er tippte einige Benutzernummern und Kennwörter in den Laptop und begann die Datenbanken seiner Abteilungsleiter und Vorstandskollegen zu durchzusehen.

Als er genügend Material hatte, widmete er sich wieder seinen privaten Problemen. Obwohl er sehr gut verdiente, war Peregrine Slade nicht reich. Als jüngerer Sohn eines Earls konnte er zwar einen Titel führen, geerbt hatte er allerdings nichts.

In der Überzeugung, eine gute Partie zu machen, hatte er die Tochter eines Herzogs geheiratet. Diese erwies sich schon bald als launisches und verwöhntes Geschöpf mit der Einstellung, nur auf einem großen Anwesen in Hampshire mit einer Koppel voller Rassepferde standesgemäß leben zu können. Lady Eleanor war anspruchsvoll und kostspielig, doch sie verschaffte ihm Zutritt zur feinen Gesellschaft, was sich für sein Geschäft des öfteren als sehr vorteilhaft erwies.

Neben dem Anwesen in Hampshire besaß er noch eine elegante Wohnung in Knightsbridge, von der er behauptete, sie für seine Arbeit bei Darcy zu brauchen. Seinen Posten dort hatte er dem Einfluss seines Schwiegervaters zu verdanken, ebenso die Beförderung zum stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden unter dem steifen und scharfzüngigen Herzog von Gateshead.

Mit ein paar geschickten Investitionen hätte er durchaus ein wohlhabender Mann werden können, doch Peregrine Slade bestand darauf, seine Finanzen selbst zu verwalten, womit er sicherlich nicht gut beraten war. Er hatte nicht begriffen, dass man die ausländischen Kapitalmärkte besser den Börsenprofis überließ, die sich damit auskannten, und eine nicht unerhebliche Summe in den Euro investiert. Dann hatte er zusehen müssen, wie der Wert innerhalb von knapp zwei Jahren um dreißig Prozent fiel. Das Schlimmste aber war, dass er sich für diese Spekulation hoch verschuldet hatte und seine Gläubiger mittlerweile ganz dezent das Wort "Zwangsvollstreckung" fallen ließen. Kurzum: Er steckte in der Klemme.

Zu guter Letzt gab es da noch seine Londoner Geliebte, ein kleines, geheimes Laster, eine Besessenheit, von der er nicht lassen

mochte, die ihn aber ziemlich viel kostete. Da fiel sein Blick erneut auf den Brief. Es war ein Darcy-Umschlag, er musste also aus dem Haus kommen. Die Handschrift darauf kannte er jedoch nicht. Konnte der Esel keinen Computer bedienen oder diese Arbeit an eine Sekretärin delegieren? Der Schreiber hatte den Brief vermutlich im Lauf des Tages hier deponiert, denn am vorangegangenen Abend hätte Miss Bates ihn sicher entdeckt. Jetzt war er neugierig geworden. Wer arbeitete bei Darcy die Nacht durch? Wer war vor ihm im Haus gewesen? Er riss den Umschlag auf.

Mit Textverarbeitung kannte der Schreiber sich offensichtlich nicht aus. Die Absätze waren nicht korrekt eingezogen, und die Anrede "Lieber Mr. Slade" stand in Handschrift über dem Brief. Unterzeichnet war er von einem Benjamin Evans. Er kannte diesen Mann nicht und schaute auf den Briefkopf: Abteilung für Alte Meister.

Wahrscheinlich irgendsoeine blödsinnige Beschwerde aus der Belegschaft. Er begann zu lesen. Als er beim dritten Absatz angelangt war, stutzte er.

"Ich glaube nicht, dass es sich um ein Fragment handelt, das von einem wesentlich größeren Altarbild stammt. Dagegen spricht die Form, außerdem gibt es am Rand der Tafel keinerlei Spuren, die darauf hinweisen, dass es von einem größeren Werk abgetrennt wurde.

Es könnte sich eher um ein einzelnes Andachtsbild handeln, das ein wohlhabender Kaufmann für sein Privathaus erstand. Selbst unter dem jahrhundertealten Ruß- und Schmutzfilm lassen sich Ähnlichkeiten mit bekannten Werken von..."

Als er den Namen las, musste Peregrine Slade unfreiwillig würgen, und er spuckte einen Schluck Earl Grey über seine Sulka-Krawatte.

"Trotz der hohen Kosten lohnt es sich meiner Meinung nach, das

Bild reinigen und restaurieren zu lassen. Sollten die Ähnlichkeiten dann noch deutlicher zu Tage treten, könnte man Professor Colenso hinzuziehen und ihn bitten, es zu überprüfen und gegebenenfalls die Echtheit zu bescheinigen.”

Slade las den Brief noch dreimal. In dem dunklen Gebäude in Knightsbridge brannte nur noch sein Licht. Er überlegte, was er tun sollte. Über seinen Computer brachte er in Erfahrung, wer das Gemälde abgegeben hatte. T. Gore. Ein Mann ohne Telefonnummer, ohne Fax und ohne E-Mail-Adresse, der in einer ärmlichen Gegend lebte, in der es vor allem billige Einzimmerwohnungen gab. Demnach war er arm und bestimmt auch ungebildet. Damit blieb nur noch Benjamin Evans. Hmm. Unter der Unterschrift enthielt der Brief noch eine Zeile: cc Sebastian Mortlake. Peregrine Slade erhob sich.

Zehn Minuten später kam er mit dem in Jute gehüllten Gemälde und der Briefkopie aus der Abteilung für Alte Meister zurück. Den Brief konnte er später noch verbrennen. Dies war eindeutig eine Angelegenheit für den stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden. In dem Moment klingelte sein Handy.

“Perry?”

Er erkannte die Stimme sofort. Ein bisschen affektiert, aber kehlig und tief. Sein Mund wurde trocken.

“Ja.”

“Du weißt, wer hier spricht, oder?”

“Ja, Marina.”

“Was hast du gesagt?”

“Entschuldigung. Ja, Miss Marina.”

“Schon besser, Perry. Ich mag es nicht, wenn man meine Anrede vergisst. Dafür wirst du büßen müssen.”

“Es tut mir wirklich sehr leid, Miss Marina.”

“Du hast mich schon über eine Woche lang nicht mehr besucht.”

“Der Weihnachtsstress.”

“Und in dieser Zeit bist du sicherlich sehr böse gewesen, nicht wahr, Perry?”

“Ja, Miss Marina.”

Seine Handflächen wurden feucht, er begann zu schwitzen.

“Dann wird es höchste Zeit, dass wir etwas dagegen tun, Perry.”

“Wenn Sie meinen, Miss Marina.”

“Das meine ich durchaus, Perry. Punkt sieben, mein Junge. Verspäte dich nicht. Du weißt, ich warte nicht gern, wenn ich meine kleinen Kitzler ausgepackt habe.”

Sie legte auf. Seine Hände zitterten. Sie schüchterte ihn immer so fürchterlich ein, selbst über das Telefon. Aber genau darum ging es. Und um das, was später im Schulzimmer geschehen würde.

Januar

“Mein lieber Perry, ich bin beeindruckt. Und neugierig. Womit habe ich diese großzügige Einladung zum Lunch verdient? Und das so früh im Jahr? Nicht dass ich mich beklagen will.”

Sie saßen in Peregrine Slades Club in der St. James Street. Es war der vierte Januar, und die Nation schleppte sich nach Tagen der Völlerei zurück an die Arbeit. Slade hatte eingeladen, und Reggie Fanshawe, der Besitzer der Fanshawe Galerie in der Pont Street, betrachtete zufrieden das Menü, das er bestellt hatte.

Slade lächelte, schüttelte den Kopf und bedeutete seinem Gast, dass die anderen Speisenden für absolute Vertraulichkeit ein wenig zu nahe waren. Fanshawe verstand den Wink.

“Jetzt ist meine Neugierde grenzenlos. Muss ich bis zum Kaffee warten, bis sie gestillt wird?”

Den Kaffee nahmen sie in der Bibliothek im Obergeschoss ein, wo sie unter sich waren. Slade beschrieb in knappen Worten, wie vor sechs Wochen ein völlig Unbekannter bei Darcy aufgekreuzt war und in der Hoffnung, es könne einen gewissen Wert haben, ein unsäglich verschmutztes altes Gemälde abgeliefert hatte. Einem glücklichen Zufall und der Arbeitsüberlastung in der Abteilung für Alte Meister sei es zu verdanken, dass nur ein Mensch außer ihm das Bild gesehen habe. Ein jungler, aber offensichtlich sehr kluger Taxator.

Er reichte dem Galeriebesitzer den Bericht von Evans. Fanshawe las ihn und stellte dabei sein Glas mit dem edlen Portwein ab, um nichts zu verschütten.

“Mein Gott!” Für den Fall, dass der Allmächtige ihn nicht gehört hatte, wiederholte er den Anruf gleich noch einmal.

“Du musst auf jeden Fall auf seinen Vorschlag eingehen.”

“Nicht ganz”, erwiderte Slade. Vorsichtig erläuterte er seinen Plan. Fanshawes Kaffee wurde kalt, und sein Port blieb unberührt.

“Doch offensichtlich gibt es eine Kopie des Briefs. Was wird Seb Mortlake dazu sagen?”

“Verbrannt. Seb ist schon einen Tag vorher aufs Land gefahren.”

“Aber es wird eine Notiz im Computer geben.”

“Auch nicht mehr. Gestern hatte ich einen IT-Crack da. Dieser Teil der Datenbank existiert nicht mehr.”

“Wo befindet sich das Gemälde jetzt?”

“In meinem Büro. Sicher hinter Schloss und Riegel.”

“Wann findet bitte noch einmal eure nächste Auktion für Alte Meister statt?”

“Am vierundzwanzigsten.”

“Was ist mit diesem jungen Mann? Er wird es merken und sich bei Seb Mortlake beschweren, der ihm glauben könnte.”

“Nicht, wenn er sich zu der Zeit im Norden Schottlands befindet. Ich habe dort oben jemanden, den ich um eine Gefälligkeit bitten könnte.”

“Doch wenn das Bild nicht abgelehnt und an den Besitzer zurückgeschickt wurde, muss es einen Bericht und eine Taxierung geben.”

“Den gibt es.”

Slade zog einen weiteren Papierbogen aus der Tasche und reichte ihn Fanshawe. Der Galeriebesitzer las den manipulierten Text, der sich auf ein Gemälde bezog, vermutlich frühes Florenz. Künstler, Titel und Herkunft unbekannt. Sein Wert wurde zwischen fünftausen und siebentausen Pfund geschätzt. Er lehnte sich zurück und prostete Slade mit seinem Portweinglas zu.

“Es muss doch zu etwas gut gewesen sein, dass ich dich in der

Schule immer verprügelt habe, Perry. Du bist kaltblütig wie ein hypnotisiertes Kaninchen. Also, einverstanden.”

Zwei Tage später erhielt Trumpington Gore einen Brief. Umschlag und Briefkopf stammten vom Auktionshaus Darcy. Der Brief selbst trug keine Unterschrift, sondern lediglich den Stempel der Abteilung für Alte Meister. Man bat Gore, ein beigelegtes Formular zu unterschreiben, mit dem er in die Versteigerung seines Gemäldes einwilligte, dessen Wert man auf fünftausend bis siebentausend Pfund geschätzt hatte. Es gab auch einen frankierten Rückumschlag. Die angegebene Adresse würde den Brief direkt und ungeöffnet auf Peregrine Slades Schreibtisch leiten, doch das konnte Trumpington Gore nicht wissen.

Er war begeistert. Mit fünftausend Pfund konnte er sich sechs Monate lang über Wasser halten, und in dieser Zeit würde es sicher wieder ein Engagement für ihn geben. Im Sommer drehten sie gern unter freiem Himmel. Er unterschrieb das Einwilligungsförmular und schickte es zurück.

Am Zwanzigsten des Monats rief Peregrine Slade den Chef der Abteilung für Alte Meister an.

“Seb, ich stecke in einer dummen Situation und wollte dich fragen, ob du mir einen Gefallen tun könntest.”

“Aber natürlich, Perry, wenn ich dazu in der Lage bin. Worum handelt es sich?”

“Ich habe einen sehr alten Freund, der ein Anwesen in Schottland besitzt. Er ist ein bisschen vergesslich und hat einfach verschusselt, dass der Versicherungsschutz für seine Gemäldesammlung ausgelaufen ist. Ab Monatsende muss er sie neu versichern, aber das Schwein in der Versicherungsgesellschaft ist ein bisschen unangenehm geworden. Ohne eine neue, aktuelle Schätzung wollen sie die Bilder nicht mehr versichern.”

Alle großen Londoner Auktionshäuser boten den Service an, wertvolle oder auch weniger wertvolle Kunstsammlungen für Versicherungszwecke zu taxieren. Natürlich geschah das nicht umsonst, sondern für eine ordentliche Summe. Normalerweise wurden die Anfragen aber viel weiter im Voraus gestellt.

“Das kommt jetzt wirklich sehr ungelegen, Perry. In vier Tagen haben wir die große Auktion. Wir können uns vor Arbeit kaum retten. Hat das nicht noch etwas Zeit?”

“Nein, eigentlich nicht. Was ist mit dem jungen Burschen, den du vor ein paar Jahren eingestellt hast?”

“Benny? Was soll mit ihm sein?”

“Ist er erfahren genug, um den Auftrag allein abzuwickeln? Es ist keine große Sammlung, hauptsächlich alte jakobinische Porträts. Er könnte unsere letzte Schätzung mitnehmen, ein bisschen was draufschlagen und fertig. Es ist ja nur für die Versicherung.”

“Oh, na gut.”

Am Zweiundzwanzigsten fuhr Benny Evans mit dem Nachtzug nach Caithness im Norden von Schottland. Dort würde er eine Woche bleiben.

Am Morgen der Auktion, die Slade persönlich leiten wollte, erwähnte er Mortlake gegenüber, dass sie noch ein zusätzliches Los aufgenommen hätten, ein nachgeschobenes Werk, das nicht im Katalog aufgelistet war. Mortlake war verblüfft.

“Was für ein zusätzliches Werk?”

“Eine unbedeutende kleine Kleckserei, vielleicht florentinische Renaissance. Eines der letzten Werke von der Straße, die dein junger Freund Meister Evans noch begutachtet hat, als du schon in den Weihnachtsferien warst.”

“Das hat er mir gegenüber gar nicht erwähnt. Ich dachte, sie seien alle an die Besitzer zurückgeschickt worden.”

“Es ist einzig und allein meine Schuld. Ich habe es völlig vergessen. Ich war kurz vor Weihnachten noch im Haus, um ein paar Sachen aufzuarbeiten, und habe ihn im Flur getroffen. Er sagte, du hättest ihn gebeten, die letzten vierundvierzig eingereichten Werke zu begutachten.”

“Stimmt. Das habe ich.”

“Nun, eins davon hielt er für interessant. Ich habe es in mein Büro gestellt, um es mir selbst anzusehen, wurde dann aber abgelenkt und habe es völlig vergessen.”

Er zeigte Mortlake die bescheidene Schätzung, die angeblich von Benny Evans stammte und auch dessen Unterschrift trug, und nahm sie wieder an sich, nachdem der Chef der Abteilung für Alte Meister sie gelesen hatte.

“Sind wir überhaupt dazu berechtigt?”

“Ja, natürlich. Als ich das verdammte Ding gestern in meinem Büro entdeckte, habe ich sofort den Besitzer angerufen. Er war mehr als glücklich über mein Angebot und hat noch gestern Abend die Genehmigung durchgefaxt.”

An diesem Morgen gab es Dinge, die Seb Mortlake mehr beschäftigten als eine anonyme Schmiererei ohne Signatur, deren Schätzwert knapp über seinem persönlichen Minimum von fünftausend Pfund lag. Sein bestes Los war ein Veronese, außerdem gab es einen Di Rodolfo und einen Sano di Pietro. Er brummte zustimmend und eilte in den Auktionssaal, um dort die richtige Aufstellung der Lose zu überwachen. Um zehn Uhr bestieg Peregrine Slade seine Kanzel, nahm den Hammer in die Hand, und die Auktion begann.

Bei den wichtigsten Auktionen übernahm er gern selbst die Rolle des Auktionators. Er liebte die erhöhte Position, die Macht und Kontrolle, die er von seiner Kanzel aus hatte. Wenn ihm die

bekannten Kunsthändler, Bieter und Kollegen aus dem inneren Kreis der schicken Londoner Kunstszene augenzwinkernd zunickten und er die schweigende Anerkennung von Agenten spürte, die irgendeinen megareichen Sammler vertraten, der sich niemals persönlich dazu herablassen würde, die Arena zu betreten, war er ganz in seinem Element.

Es war ein guter Tag. Die Preise lagen hoch. Der Veronese ging für mehr als den doppelten Schätzwert an eine große amerikanische Galerie. Als der Di Rodolfo seine Taxe gar vierfach übersprang, musste manch einer im Saal ein Keuchen unterdrücken.

Als die letzten zwanzig Minuten der Auktion anbrachen, registrierte Slade Reggie Fanshawe, der sich wie vereinbart leise auf einen Seitenplatz in einer der hinteren Reihen setzte. Als das letzte Objekt aus dem Katalog den Zuschlag bekam, verkündete Slade dem bereits weniger gewordenen Publikum: "Wir haben noch ein zusätzliches Objekt, das nicht aufgeführt ist. Es wurde erst eingereicht, als der Katalog schon im Druck war."

Ein Dienstmann schritt feierlich vor und platzierte ein sehr schmutziges Gemälde in einem angeschlagenen Goldrahmen auf der Staffelei. Mehrere Köpfe neigten sich vor, um zu erkennen, was sich hinter all dem Schmutz verbarg.

"Ein kleines Rätsel. Vermutlich florentinische Renaissance, Tempera auf Holz, eine Art Andachtsbild. Künstler unbekannt. Höre ich tausend Pfund?"

Schweigen. Fanshawe zuckte mit den Schultern und nickte.

"Ich habe eintausend Pfund. Bietet jemand mehr als tausend?"

Sein Blick glitt über den Saal, bis er in den hinteren Reihen, und zwar auf der Fanshawe gegenüberliegenden Seite, ein Signal registrierte. Niemand sonst sah es, denn in Wirklichkeit war gar kein Gebot gemacht worden, aber da man auch mit einem Augenzwinkern

bieten konnte, war niemand überrascht.

“Eintausendfünfhundert gegen den Herrn auf der linken Seite.”

Fanshawe nickte wieder.

“Zweitausend Pfund. Höre ich mehr als... zweitausendfünfhundert... und dreitausend...”

Fanshawe bot gegen den nicht vorhandenen Rivalen, bis er bei sechstausend Pfund den Zuschlag bekam. Als bekannter Galeriebesitzer genoss er Vertrauen und durfte das Bild gleich mitnehmen. Drei Tage später, viel schneller als gewöhnlich, erhielt Mr. Trumpington Gore einen Scheck über fünftausend Pfund – der Zuschlagpreis abzüglich Kommission und Steuer. Er war entzückt. Am Monatsende kam Benny Evans aus Caithness zurück nach London und war deutlich erleichtert, der düsteren Festung des eiskalten Schlosses im Januar entronnen zu sein. Das schmutzige Bild erwähnte er Seb Mortlake gegenüber mit keinem Wort. Da sein Chef selbst nichts sagte, nahm Evans an, dass er nicht seiner Meinung war und dies durch sein Schweigen zum Ausdruck brachte.

April

Anfang April schlug die Neuigkeit wie eine Bombe in der Kunstszene ein. Das Schaufenster der Fanshawe Galerie war ganz mit schwarzem Samt ausgeschlagen. Hinter dem Glas stand allein auf einer kleinen Staffelei nur ein Gemälde. Es wurde von zwei Spotlights dezent, aber hell beleuchtet und von zwei großen, muskulösen Sicherheitskräften Tag und Nacht bewacht. Der angeschlagene Goldrahmen war verschwunden.

Das Gemälde, Tempera auf Pappel, sah jetzt wieder so aus, wie der Künstler es vollendet haben musste. Die Farben leuchteten frisch

wie am Tag der Fertigstellung vor über fünfhundert Jahren.

Die Jungfrau Maria saß gebannt da, den Blick zum Himmel gerichtet, während der Erzengel Gabriel ihr verkündete, dass sie bald den Sohn Gottes empfangen würde. Vor zehn Tagen hatte Professor Guido Colenso, die weltweit anerkannte Autorität zur sienesischen Malerei, die Echtheit des Gemäldes ohne lange zu Zögern bestätigt. Und dem Urteil eines Colenso wagte niemand zu widersprechen.

Auf der kleinen Tafel unter dem Gemälde stand nur: SASSETTA 1400-1450. Stefano di Giovanni di Consolo, bekannt als Sassetta, gehörte zu den ersten großen Vertretern der italienischen Frührenaissance. Er begründete die Sienesische Schule und beeinflusste die ihm folgenden zwei Generationen sienesischer und florentinischer Malerei.

Nur wenige seiner Werke waren erhalten geblieben, hauptsächlich Tafeln von größeren Altarbildern, und ihr Wert war astronomisch hoch. Die Fanshawe Galerie erlangte mit einem Schlag weltweites Ansehen. Schließlich hatte man dort nichts Geringeres entdeckt als die erste als eigenständiges Bild gemalte Verkündigung des großen Meisters.

Zehn Tage zuvor hatte Reggie Fanshawe die Verkündigung für über zwei Millionen Pfund an eine private Sammlung verkauft. Der Abschluss wurde diskret in Zürich abgewickelt und veränderte die finanzielle Situation der beiden Beteiligten enorm.

Die Kunstwelt war mehr als verblüfft über diese Entdeckung. Und das war auch Benny Evans. Er blätterte noch einmal den gesamten Katalog der Auktion vom vierundzwanzigsten Januar durch, fand aber nichts. Als er sich erkundigte, was in der Auktion genau geschehen war, berichtete man ihm von dem Bild, das noch in letzter Minute aufgenommen wurde. Die Atmosphäre im Hause Darcy war vergiftet, und er ertete viele vorwurfsvolle Blicke. Man redete.

“Sie hätten es mir zeigen sollen”, zischte der blamierte Sebastian Mortlake. “Was für ein Brief? Ich habe keinen Brief bekommen. Erzählen Sie mir nichts. Ich habe Ihren Bericht mit der Taxierung an den zweiten Vorsitzenden gesehen.”

“Dann müssen Sie auch gesehen haben, dass ich vorgeschlagen habe, Professor Colenso zu konsultieren.”

“Colenso? Erwähnen Sie mir gegenüber nicht den Namen Colenso. Auf die Idee mit Colenso ist dieser Scheißkerl Fanshawe gekommen. Sie haben das vergeigt, mein Freund. Das Bild war hier. Fanshawe hat es erkannt und Sie nicht.”

Im Obergeschoss des Hauses fand eine außerplanmäßige Vorstandssitzung statt. Der verstimmt Herzog von Gateshead saß im Vorstandssessel und Peregrine Slade auf der Anklagebank. Um den Tisch hatten sich acht weitere Vorstandsmitglieder versammelt, die unverwandt ihre Fingerspitzen anstarrten. Ihnen allen war klar, dass das Haus Darcy nicht nur eine Viertelmillion Pfund Kommission in den Sand gesetzt hatte. Schlimmer noch, sie hatten einen echten Sassetta in Händen gehalten, um ihn für sechstausend Pfund einem Mann mit besserem Blick zu überlassen.

“Ich leite diesen Laden und übernehme die Verantwortung”, sagte Peregrine Slade mit leiser Stimme.

“Ich denke, das wissen wir alle, Perry. Bevor wir weitere Entscheidungen fällen, würden wir nur gern von Ihnen hören, wie es dazu gekommen ist.”

Slade atmete tief durch. Er wusste, dass es jetzt um seine Karriere ging. Sie brauchten einen Sündenbock, doch den wollte er nicht abgeben. Gleichzeitig war ihm klar, dass er es sich nicht leisten konnte, laut zu werden oder andere zu beschuldigen.

“Sicher wissen Sie alle, dass wir der Öffentlichkeit einen kostenlosen Taxierungsservice anbieten. Das war schon immer so

und gehört zur Tradition des Hauses Darcy. Einige sind damit einverstanden, andere nicht. Man kann zu dieser Sache stehen, wie man will, eines ist sie ganz sicher: extrem zeit- und arbeitsaufwendig.

Es ist tatsächlich schon vorgekommen, dass uns auf diesem Weg ein echter Kunstschatz in die Hände fiel, den wir als solchen identifiziert haben. Wir haben uns die Echtheit bescheinigen lassen und ihn für einen hohen Preis verkauft, wobei für uns natürlich eine ordentliche Gebühr abfiel. Doch ein Großteil der Objekte, die man uns bringt, ist völlig wertlose Ware.

Wegen der hohen Arbeitsbelastung, insbesondere in der Vorweihnachtszeit, müssen wir den billigsten Trödel von jungen Assistenten schätzen lassen, denen natürlich die Erfahrung von dreißig oder mehr Jahren in diesem Geschäft fehlt. Genau das ist in diesem Fall geschehen.

Das Bild, über das wir sprechen, wurde von einem völlig unbekannten Menschen eingereicht. Der Mann hatte nicht die geringste Ahnung davon, was er in Händen hielt, sonst hätte er uns das Bild nicht gebracht. Es befand sich in einem schlechten Zustand und war so schmutzig, dass man unter der Rußschicht fast nichts mehr erkennen konnte. Es wurde von einem sehr jungen Assistenten begutachtet. Hier ist sein Bericht.”

Er verteilte Kopien der Schätzungsurkunde, die einen Betrag zwischen fünftausend und siebentausend Pfund nannte. Er hatte sie selbst angefertigt und dafür bis spät in die Nacht am Computer gesessen. Die neun Vorstandsmitglieder lasen sie mit düsterer Miene.

“Wie Sie selbst sehen, war Mr. Benny Evans der Meinung, das Bild könne aus der florentinischen Schule stammen. Die Zeit schätzte er auf ungefähr 1550 ein, den Maler als unbekannt, weshalb er dem Objekt nur einen bescheidenen Wert zuschrieb. Leider hat er sich geirrt. Das Bild gehört zur Sienesischen Schule, stammt ungefähr aus dem Jahr 1450 und wurde von einem Meister angefertigt. Unter all

dem Schmutz hat er dies einfach nicht erkannt. Zugegeben, die Begutachtung des jungen Mannes war ausgesprochen oberflächlich, wenn nicht sogar schlampig. Trotzdem bin ich es, der dem Vorstand jetzt seinen Posten zur Verfügung stellt.”

Zwei der Anwesenden starrten an die Zimmerdecke, während die anderen sechs den Kopf schüttelten.

“Nicht angenommen, Perry. Und den schlampigen jungen Mann sollten wir vielleicht am besten Ihnen überlassen.”

Peregrine Slade zitierte Benny Evans noch am selben Nachmittag in sein Büro. Er bot dem jungen Mann keinen Platz an. In seiner Stimme schwang Verachtung.

“Ich muss Ihnen das Ausmaß der Katastrophe, die diese Affäre für das Haus Darcy bedeutet, nicht schildern. Sie konnten es ja den Zeitungen entnehmen. Es war ein gefundenes Fressen für die Presse. Alle haben darüber berichtet.”

“Aber ich verstehe das nicht”, protestierte Benny Evans. “Sie müssen doch meinen Bericht erhalten haben. Ich habe ihn unter Ihre Tür geschoben. Und da stand alles über meine Vermutung drin, es könne sich um einen echten Sassetta handeln. Ich habe vorgeschlagen, ihn zu reinigen und zu restaurieren, um dann Professor Colenso hinzuzuziehen. Es stand alles da.”

Slade reichte ihm mit unbewegter Mine einen einzelnen Papierbogen mit Darcy-Briefkopf. Evans las ihn verständnislos.

“Aber das stammt nicht von mir. Das habe ich nicht geschrieben.”

Slade erblasste vor Wut.

“Evans, Ihre Nachlässigkeit ist schlimm genug. Unwahrheit aber kann ich nicht tolerieren. Für einen Mann, der mir so jämmerliche Lügen aufischt, gibt es in diesem Hause keinen Platz mehr. Draußen sitzt Miss Bates. Sie hat Ihre Unterlagen. In einer Stunde haben Sie Ihren Schreibtisch ausgeräumt und sind verschwunden. Mehr habe

ich nicht zu sagen.”

Benny versuchte mit Sebastian Mortlake zu sprechen. Der freundliche Abteilungsleiter hörte ihm eine Weile zu und ging dann zu Deirdres Schreibtisch.

“Bitte suchen Sie mir die Datei mit einem Bericht und einem Schätzungszertifikat vom zweiundzwanzigsten oder dreiundzwanzigsten Dezember.” Gehorsam nannte der Rechner eine Reihe von Dateien, eine davon zum Objekt D 1601. Es war derselbe Text, den Benny Evans gerade im Büro von Slade gelesen hatte.

“Computer lügen nicht”, sagte Mortlake. “Jetzt verschwinden Sie.”

Benny Evans hatte vielleicht kein Abitur und nur wenig Ahnung von Computern, aber dumm war er nicht. Er stand noch nicht ganz draußen auf der Straße, da wusste er schon, was genau geschehen war und wer dahinter steckte. Außerdem war ihm klar, dass alle gegen ihn waren und er nie wieder in der Kunstszene arbeiten könnte.

Doch er war trotzdem nicht allein. Er hatte noch seine Freundin Julie Day. Sie war eine Cockney und mit ihrer Punkfrisur und den grünen Fingernägeln nicht unbedingt eine klassische Schönheit. Viele hätte das abgeschreckt, nicht aber Benny. Er mochte sie, und sie mochte ihn. Sie hörte ihm eine Stunde lang zu, bis er genau erklärt hatte, was passiert war.

Julies Kunstkenntnisse hätten auf einer Briefmarke Platz gehabt, doch sie besaß ein anderes Talent, mit dem sie die absolute Gegenposition zu Benny einnahm. Julie war ein Kind der Computergeneration. Selbst ein neugeborenes Entchen kann schwimmen, sobald man es ins Wasser wirft. Julie war zum ersten Mal in der Schule bei Computerspielen mit dem Cyberspace in Berührung gekommen. Sie war sofort in ihrem Element gewesen.

Jetzt, mit zweiundzwanzig, konnte sie mit Computern so genial umgehen wie Yehudi Menuhin mit einer Stradivari.

Julie arbeitete in der kleinen Firma eines ehemaligen, jetzt geläuterten Computerhackers. Sie entwarfen Sicherheitssysteme, die Computerprogramme vor unberechtigtem Zugriff schützen sollten. Und so wie man sich am besten an einen Schlosser wendet, wenn man eine Tür aufbrechen will, kann einem ein Programmierer von Sicherheitsbarrieren im Computer am besten helfen, solche zu umgehen. Julie Day programmierte solche Barrieren.

“Und was willst du jetzt machen, Benny?“, fragte sie, als er mit seiner Geschichte fertig war.

Benny mochte zwar aus einer Seitenstraße von Bootle kommen, doch sein Urgroßvater hatte zu den berüchtigten “Bootle Lads” gehört, die 1914 die Rekrutierungsbüros stürmten. Sie endeten bei der Lancashire Infanterie. In Flandern kämpften sie wie die Löwen und starben wie Helden. Von den zweihundert, die losgezogen waren, kehrten nur Bennys Urgroßvater und sechs weitere Männer zurück. Starke Gene setzen sich immer wieder durch.

“Ich will mich an Slade rächen. Ich will ihn fertigmachen“, sagte Benny.

Nachts im Bett kam Julie plötzlich eine Idee.

“Es muss da draußen noch jemanden geben, der genau so wütend ist wie du.”

“Wer?”

“Der ursprüngliche Besitzer.”

Benny setzte sich auf.

“Du hast Recht, Mädchen. Man hat ihn um zwei Millionen betrogen, und er weiß es vielleicht noch nicht einmal.”

“Wer ist es?”

Benny dachte nach.

“Ich habe den Einlieferungsschein nur kurz gesehen. Jemand mit dem Namen T. Gore.”

“Telefonnummer?”

“War keine angegeben.”

“Adresse?”

“Die habe ich mir nicht gemerkt.”

“Wo könnte sie gespeichert sein?”

“In einer Datenbank. In der Verkäufer- oder der Lagerliste.”

“Hast du Zugang dazu? Oder ein persönliches Passwort?”

“Nein.”

“Wer hat denn Zugang?”

“Alle leitenden Angestellten, glaube ich.”

“Mortlake?”

“Auf jeden Fall. Seb hat zu allem Zugang, was er braucht.”

“Los, Benny Schatz, aufstehen. Wir machen uns an die Arbeit.”

Sie brauchte zehn Minuten, um sich in die Datenbank von Darcy einzuloggen, und gab einen Befehl ein. Die Datenbank wollte den Benutzernamen wissen.

Julie hatte eine Liste neben sich liegen. Wie genau konnte sich Sebastian Mortlake nennen? Benutzte er nur ein “S”, die Kurzform “Seb” oder den vollen Namen? Kleinbuchstaben, Großbuchstaben oder gemischt? Gab es einen Punkt oder einen Bindestrich zwischen Vor- und Nachnamen oder nichts?

Jedes Mal, wenn Julie ein anderes Format ausprobierte und falsch lag, wurde sie wieder aus der Datenbank geschmissen. Sie hoffte, dass die Zahl der Falscheingaben nicht begrenzt war und dann ein Alarmsystem bei Darcy die Anwendung ganz schließen würde. Doch

glücklicherweise hatte der Programmierer, der das System eingerichtet hatte, in Betracht gezogen, dass die Kunstexperten bei Darcy in Sachen Computer vergesslich genug waren, sich nicht an ihre eigenen Kennwörter zu erinnern. Die Verbindung blieb erhalten.

Beim fünfzehnten Versuch schaffte sie es. Der Abteilungsleiter der Alten Meister nannte sich "sebmort": Nur Kleinbuchstaben, abgekürzter Vorname, Bindestrich, halbiertes Nachname. Die Darcy-Datenbank akzeptierte die Einwahl von "sebmort" und bat um sein Kennwort.

"Die meisten Menschen benutzen etwas, das unmittelbar mit ihnen zu tun hat oder ihnen am Herzen liegt", hatte sie Benny erklärt. "Den Namen der Ehefrau, des Hundes oder des Stadtteils, in dem sie leben. Oder irgendwelche Berühmtheiten, die sie bewundern."

"Seb ist Junggeselle und hat keine Haustiere. Er lebt nur für die Welt der Malerei."

Sie fingen mit der italienischen Renaissance an, dann kamen die Niederländer und Flamen, schließlich die spanischen Meister. Um zehn nach vier an einem sonnigen Frühlingsmorgen hatte Julie es geschafft. Mortlake war "sebmort" und GOYA sein Kennwort. Jetzt stand ihr die Datenbank offen. Julie fragte nach dem Besitzer des Lagerstücks D 1601.

Der Computer in Knightsbridge durchsuchte seine Festplatte und nannte ihr Mr. T. Gore. Adresse: Cheshunt Gardens 32, White City, W12. Julie tilgte alle Spuren ihrer Einwahl und schaltete den Computer aus. Dann holten sie noch drei Stunden Schlaf nach.

Die Adresse befand sich nur eine Meile von Bennys Wohnung entfernt. Auf seinem Motorroller knatterten sie durch die erwachende Stadt, bis sie vor einem schäbigen Block mit Einzimmerwohnungen landeten. Mr. T. Gore wohnte im Kellergeschoss. Er öffnete ihnen in seinem alten spanischen Bademantel.

“Mr. Gore?”

“Der bin ich, Sir.”

“Mein Name ist Benny Evans. Das hier ist meine Freundin Julie Day. Ich bin... ich habe im Auktionshaus Darcy gearbeitet. Sind Sie der Mann, der Ende November letzten Jahres ein kleines altes Bild in einem angeschlagenen Goldrahmen zum Verkauf angeboten hat?”

Trumpington Gore sah besorgt aus.

“Ja, das bin ich. Ist etwas nicht in Ordnung? Das Bild ist im Januar versteigert worden. Es war doch hoffentlich keine Fälschung?”

“Nein, nein, Mr. Gore, es war keinesfalls eine Fälschung. Ganz im Gegenteil. Es ist ein bisschen kalt hier draußen. Könnten wir hineingehen? Ich möchte Ihnen etwas zeigen.”

Der gastfreundliche Trumpy bot ihnen von seinem Frühstückstee an. Seit ihm vor drei Monaten über fünftausend Pfund in den Schoß gefallen waren, musste er die Teebeutel nicht mehr zweimal verwenden. Während seine beiden jungen Besucher ihren Tee tranken, las er den ganzseitigen Artikel aus der Sunday Times, den Benny mitgebracht hatte. Ihm blieb der Mund offen stehen.

“Das ist es?” Er deutete auf die farbige Abbildung des Sassetta.

“Das ist es, Mr. Gore. Ihr altes Bild in dem braunen Jutesack. Gereinigt, restauriert und als echter, ausgesprochen seltener Sassetta zertifiziert. Siena, um 1425.”

“Zwei Millionen Pfund”, keuchte der Schauspieler. “So ein Unglück. Wenn ich das gewusst hätte. Wenn sie es bei Darcy nur gewusst hätten.”

“Das haben sie”, sagte Benny. “Zumindest haben sie es vermutet. Ich habe das Bild selbst taxiert und meine Vorgesetzten gewarnt. Man hat Sie betrogen, Mr. Gore, und mich hat man vernichtet. Dahinter steckt ein Mann, der mit dieser Kunstgalerie ein Privatgeschäft gemacht hat.”

Er schilderte alles der Reihe nach und begann bei den letzten eingereichten Bildern und dem Abteilungsleiter, der es nicht mehr erwarten konnte, in die Weihnachtsferien zu kommen. Als er fertig war, starrte der Schauspieler das Bild in der Zeitung an.

“Zwei Millionen Pfund”, sagte er leise. “Dafür hätte ich den Rest meines Lebens sorgenfrei leben können. Sicherlich gibt es rechtliche...”

“Nichts gibt es”, unterbrach ihn Julie. “Es wird heißen, dass dem Hause Darcy ein Irrtum unterlaufen sei. Ein Fehlurteil. Fanshawe habe seinem Gefühl nachgegeben und damit den richtigen Riecher gehabt. So etwas kommt vor. Sie haben keinerlei rechtliche Ansprüche mehr.”

“Eine Frage”, sagte Benny. “In dem Formular, das Sie ausgefüllt haben, ist als Beruf ‘Schauspieler’ angegeben. Stimmt das? Sind Sie wirklich Schauspieler?”

“Ich bin seit fünfunddreißig Jahren im Filmgeschäft, junger Mann, und habe in fast hundert Filmen mitgespielt.”

Dass die meisten seiner Auftritte nur ein paar Sekunden gedauert hatten, erwähnte er nicht.

“Ich meine, könnten Sie sich einfach als irgendjemand ausgeben und damit durchkommen?”

Trumpington Gore richtete sich so würdevoll, wie es in seinem abgetragenen alten Bademantel möglich war, im Stuhl auf.

“Sir, ich komme überall durch. In jeder Gesellschaft. Mir nimmt man jede Rolle ab. Das ist mein Beruf. Genau genommen ist es das Einzige, was ich wirklich kann.”

“Wissen Sie was”, sagte Benny, “ich habe eine Idee.”

Dann redete er zwanzig Minuten. Als er fertig war, dachte der mittellose Schauspieler einen Moment lang nach.

“Rache”, murmelte er. “Die Rache ist ein Gericht, das man am besten kalt genießt. Es stimmt, auch die Spur ist mittlerweile kalt geworden. Slade wird nicht mehr mit uns rechnen. Ich glaube, mein junger Freund Benny – wenn ich Sie so nennen darf –, dass Sie gerade einen Verbündeten gefunden haben.”

Er streckte die Hand aus. Benny schlug ein, und Julie legte ihre Hand über die beiden anderen Hände.

“Einer für alle und alle für einen.”

“Genau, das gefällt mir.”

“D’Artagnan”, sagte Trumpy.

Benny schüttelte den Kopf.

“Mit den französischen Impressionisten hatte ich schon immer Probleme.”

Den Rest des Aprils hatten sie viel zu tun. Sie legten ihr Geld zusammen und vervollständigten ihre Recherchen. Benny musste an die Datei mit der Privatkorrespondenz von Peregrine Slade gelangen und alle privaten E-Mails überprüfen.

Julie wollte versuchen, über Slades Privatsekretärin Miss Priscilla Bates in das Computersystem zu kommen. Sie brauchte nicht lange, um ihren Benutzernamen herauszufinden. In der Datenbank firmierte Miss Bates unter dem Namen P-Bates. Das Problem war ihr Kennwort.

Mai

Trumpington Gore verfolgte Miss Bates wie ein Schatten, und das in so vielen verschiedenen Verkleidungen, dass sie keinerlei Verdacht schöpfte. Benny hingegen, der ihre Privatadresse im Stadtteil Cheam herausgefunden hatte, durchstöberte nachts ihre Abfalltonne und nahm einen ganzen Sack voll Müll mit nach Hause. Er verriet ihnen nur wenig.

Miss Bates, eine alleinstehende ältere Dame, führte ein unbescholtenes und redliches Leben. Ihre kleine Wohnung blitzte vor Sauberkeit. Zur Arbeit in Knightsbridge fuhr sie mit der U-Bahn und ging die letzten fünfhundert Meter zu Fuß. Sie las den *Guardian* – natürlich versuchten sie es mit “Guardian” als Kennwort, leider erfolglos – und verbrachte den Urlaub bei ihrer Schwester und ihrem Schwager in Frinton.

Das erfuhren sie aus einem alten Brief, den sie aus dem Müll gefischt hatten, doch auch “Frinton” funktionierte nicht. Im Müllsack fanden sie außerdem noch sechs leere Whiskas-Dosen.

“Sie hat eine Katze”, sagte Julie. “Wie heißt sie?”

Trumpy seufzte. Er musste wohl noch einmal nach Cheam rausfahren. Sein Auftritt fand an einem Samstag statt, weil sie an dem Tag sicher zu Hause war. Diesmal hatte er sich als Vertreter für Haustierzubehör verkleidet. Zu seiner Freude fand Miss Bates Interesse an einem Kratzbaum für gelangweilte Katzen, der verhindern sollte, dass die lieben Tiere sich über die Polsterbezüge hermachten.

Trumpy stand mit falschem Gebiss und dicker Brille in der Tür, als ein scheckiger Kater aus dem Wohnzimmer kam und ihn voller

Verachtung anblickte. Er brach in Begeisterung über die Schönheit des Tieres aus und nannte es "Mieze".

"Komm her, Alamein, komm zu Mami!", rief sie.

Alamein war der Ort in Nordafrika, wo 1942 die Schlacht stattgefunden hatte, bei der ihr Vater ums Leben kam. Miss Bates war damals gerade ein Jahr alt gewesen. In Ladbroke Grove versuchte Julie noch einmal ihr Glück. "P-Bates", wie sich Miss Priscilla Bates, die diskrete Privatsekretärin von Peregrine Slade, in der Datenbank von Darcy nannte, bekam über ihr Kennwort ALAMEIN Zugang zu allen privaten E-Mails ihres Arbeitgebers. Als P-Bates gelang es Julie, über hundert Privatbriefe aus der Datenbank zu kopieren.

Es dauerte eine Woche, bis Benny alles durchgearbeitet hatte.

"Er hat einen Freund, der für die Kunstseiten im *Observer* zuständig ist, Charlie Dawson. Wir haben insgesamt drei Briefe von diesem Mann. Manchmal hört Dawson, was bei Christie's oder Sotheby's los ist und gibt Slade den einen oder anderen Wink. Er kommt uns genau recht."

Mit ihren Cyberkünsten produzierte Julie einen Brief von Charlie Dawson an Peregrine Slade, den sie später noch brauchen würden. Benny studierte unterdessen den Katalog für die nächste große Auktion. Am zwanzigsten Mai sollten alte Niederländer und Flamen unter den Hammer kommen. Schließlich tippte Benny auf die Abbildung eines kleinen Ölgemäldes auf Leinwand.

"Dieses hier", sagte er. Julie und Trumpy betrachteten es. Ein Stillleben, das eine Schüssel voller Himbeeren zeigte. Es war eine blauweiße Schüssel aus Delfter Porzellan, um die ein paar Muscheln verstreut lagen. Eine seltsame Kombination. Die Schüssel stand am Rand eines alten, angeschlagenen Tisches.

"Wer, zum Teufel, ist Coorte?", fragte Trumpington Gore. "Noch

nie von ihm gehört.”

“Da sind Sie nicht der einzige, Trumpy. Er ist ziemlich unbedeutend. Schule von Middleburg, Holland, Mitte siebzehntes Jahrhundert. Ein winziges Œuvre, nicht mehr als sechzig Bilder weltweit. Deshalb selten. Er hat immer das Gleiche gemalt. Erdbeeren, Himbeeren, Spargel und manchmal Muscheln. Schrecklich langweilig, doch er hat seine Liebhaber. Schauen Sie mal auf den Schätzwert.”

Im Katalog wurden hundertzwanzig- bis hundertfünfzigtausend Pfund vorgeschlagen.

“Warum dann Coorte?”, fragte Julie.

“Weil es einen holländischen Bier-Tycoon gibt, der von Coorte besessen ist. Seit Jahren versucht er, den Weltmarkt aufzukaufen. Natürlich wird er nicht persönlich anwesend sein, sondern einen Bevollmächtigten schicken. Und der wird einen Blankoscheck dabei haben.”

Am Vormittag des zwanzigsten Mai herrschte im Hause Darcy geschäftiges Treiben. Peregrine Slade wollte auch diese Auktion persönlich leiten und befand sich bereits im Auktionssaal, als Miss Bates bemerkte, dass er noch eine EMail erhalten hatte. Es war neun Uhr morgens, und die Auktion würde erst um zehn beginnen. Sie las die Nachricht an ihren Vorgesetzten und hielt den Inhalt für wichtig. Nachdem sie eine Kopie aus dem Laserdrucker gelassen hatte, schloss sie das Büro ab und eilte ihrem Chef nach.

Slade überprüfte gerade Position und Funktionstüchtigkeit seines Mikrofons auf dem Podium. Er dankte ihr und überflog den Brief. Er kam von Charlie Dawson und konnte unter Umständen wichtig sein.

“Lieber Perry, beim Dinner gestern Abend habe ich gehört, dass ein gewisser Martin Getty in der Stadt aufgetaucht ist. Er logiert bei

Freunden und will unerkant bleiben. Sicher weißt du, dass er zu den führenden Vollblutzüchtern in Kentucky gehört. Außerdem besitzt er eine ganz private Kunstsammlung, die noch nie jemand gesehen hat. Ich habe das Gefühl, dass er nicht ohne Grund in der Stadt ist. Gruß, Charlie.”

Slade schob den Brief in die Jackentasche und ging zu dem Tisch vor der Tür des Auktionssaals, an dem die Bieternummern vergeben wurden. Ist ein Bieter bei einer Auktion dem Haus nicht gut bekannt, füllt er gewöhnlich ein Formular aus und bekommt dann eine kleine Plastiktafel mit einer Nummer ausgehändigt. Diese Tafel kann er hochhalten, um ein Gebot abzugeben, vor allem aber kann man über die Nummer den siegreichen Bieter identifizieren. Der Protokollführer muss dann nur die Nummer notieren, hinter der sich Name, Adresse und Bankverbindung verbergen.

Es war noch früh, erst neun Uhr fünfzehn. Bis jetzt waren nur zehn Formulare ausgefüllt worden und keines unter dem Namen Martin Getty. Trotzdem reichte der Name allein, um Slade den Mund wässrig zu machen. Er besprach sich mit den drei hübschen Mädchen hinter dem Tisch und ging in den Auktionssaal zurück.

Um Viertel vor zehn erschien ein kleiner, nicht besonders elegant aussehender Mann am Tisch.

“Möchten Sie bieten, Sir?“, fragte eines der Mädchen und reichte ihm ein Formular.

“Das möchte ich in der Tat, junge Dame.”

Sein Südstaatenakzent zog sich träge wie Zuckersirup.

“Ihr Name, Sir?”

“Martin Getty.”

“Adresse?”

“Hier oder zu Hause?”

“Ihre vollständige Heimatadresse, bitte.”

“Gestüt The Beecham, Louisville, Kentucky.”

Als alle Spalten ausgefüllt waren, nahm der Amerikaner seine Tafel und ging in den Saal. Peregrine Slade wollte gerade das Podium betreten als jemand an seinem Ellbogen zupfte. Er blickte sich um und sah in aufgeregt funkelnde Augen.

“Martin Getty. Ein kleiner Mann mit grauem Haar, Spitzbart und schäbigem Mantel. Nicht besonders elegant.” Sie sah sich um. “Dritte Reihe von hinten, am Hauptgang, Sir.”

Slade strahlte vor Zufriedenheit und bestieg seinen persönlichen Olymp. Die Auktion begann. Der Klaes Molenaer unter der Losnummer 18 wechselte für eine anständige Summe den Besitzer. Der Protokollführer notierte alle Details. Die Dienstmänner trugen die bedeutenden und weniger bedeutenden Meisterwerke herbei und stellten sie eines nach dem anderen auf die Stafflei, die sich seitlich unter Slades Podium befand. Der Amerikaner gab kein einziges Gebot ab.

Unter den Hammer kamen zwei Bilder von Thomas Heeremans und ein Cornelis de Heem, um den ein wilder Streit entbrannte, bis er schließlich den doppelten Schätzwert erzielte. Der Amerikaner jedoch hatte noch immer kein Gebot abgegeben. Slade kannte mindestens zwei Drittel der Anwesenden und hatte auch den jungen Kunsthändler aus Amsterdam entdeckt. Jan de Hooft. Doch worauf hatte es der megareiche Amerikaner abgesehen? Mein Gott, wie er aussah, in seinem schäbigen Mantel! Glaubte er etwa, den alten Fuchs vor sich täuschen zu können? Ihn, den großen Peregrine Slade? Der Adriaen Coorte hatte die Losnummer 102. Er wurde kurz nach elf Uhr fünfzehn aufgerufen.

Anfangs gab es sieben Bieter. Bei hunderttausend Pfund stiegen fünf von ihnen aus. Dann hob der Holländer erstmals die Hand. Slade

glühte vor Begeisterung. Er wusste genau, wessen Strohhalm De Hooft war. Die Hunderte von Millionen, die sich mit schäumenden Lagerbier verdienen ließen. Bei hundertzwanzigtausend Pfund stieg der nächste Mitbieter aus. Jetzt gab es neben dem abgeklärten Holländer nur noch einen Bieter, einen Londoner Agenten. Doch De Hooft hatte ihn bald abgehängt. Er wusste, dass er über das dickere Scheckbuch verfügte.

“Wir sind bei hundertfünfzigtausend Pfund. Höre ich mehr als hundertfünfzigtausend Pfund?”

Der Amerikaner blickte auf und hielt seine Bieternummer hoch. Slade erstarrte. Getty wollte den Coorte für seine Sammlung in Kentucky. Welch Freude, welch ungezügelter Lust. Ein Getty gegen Van Den Bosch. Er wandte sich an den Holländer.

“Gegen Sie, Sir. Ich habe hundertsechzigtausend von der anderen Seite.”

De Hooft verzog keine Mine. Seine Körpersprache drückte beinahe Verachtung aus. Er schaute zu dem Mann auf der anderen Seite des Saals und nickte.

“Mein kleiner Holländerjunge”, dachte er. “Du hast ja keine Ahnung, mit wem du dich da einlässt.”

“Einhundertundsiebzigtausend, Sir, höre ich...”

Die Tafel des Amerikaners ging hoch, und er nickte. Die Gebote kletterten höher und höher. De Hoofts Haltung war jetzt nicht mehr ganz so gelassen. Er runzelte die Stirn und verspannte sich. “Kaufen Sie es”, hatte sein Auftraggeber nur gesagt, doch sicher gab es eine Grenze. Als sie bei einer halben Million angekommen waren, zog er ein kleines Handy aus der Tasche, tippte hastig elf Nummern und murmelte etwas in Holländisch.

Slade wartete geduldig. Man sollte Trauernde in ihrem Schmerz nicht stören. De Hooft nickte.

Als sie bei achthunderttausend waren, glich der Auktionssaal einer Kirche. Slade ging jetzt in Schritten von zwanzigtausend Pfund hoch. De Hooft, der den Raum schon blass betreten hatte, war jetzt schneeweiß. Hin und wieder murmelte er etwas in sein Handy, bevor er weiterbot. Bei einer Million Pfund siegte in Amsterdam die Vernunft. Der Amerikaner sah auf und nickte. Der Holländer schüttelte den Kopf.

“Den Zuschlag bekommt für eins Komma eins Millionen die Nummer achtundzwanzig”, sagte Slade. Ein kollektives Aufatmen ging durch den Raum. De Hooft schaltete sein Handy aus, funkelte den Mann aus Kentucky wütend an und verließ den Saal.

“Los 103”, setzte Slade die Auktion mit einer Gelassenheit fort, die nicht seinen Gefühlen entsprach. “Eine Landschaft von Anthonie Palamedes.”

Der Amerikaner, auf dem jetzt alle Augen ruhten, erhob sich und verließ den Saal. Eine lebhafte junge Schönheit begleitete ihn.

“Gut gemacht, Sir”, plapperte sie, “Sie haben ihn bekommen.”

“Was für ein Vormittag”, sagte der Mann aus Kentucky mit schleppender Stimme. “Könnten Sie mir sagen, wo ich die, ehm, die Männertoilette finde?”

“Oh, das WC. Ja, einfach geradeaus, die zweite Tür rechts.”

Sie sah ihn mit der Einkaufstasche, die er schon den ganzen Morgen mit sich herumtrug, in der Toilette verschwinden und blieb, wo sie war. Sobald er wieder auftauchte, musste sie ihn in die Rechnungsabteilung begleiten, wo die langweiligen Formalitäten abgewickelt wurden.

In der Toilette zog Trumpington Gore einen Diplomatenkoffer aus Kalbsleder aus der Einkaufstüte und ein paar schwarze Oxfordschuhe. Innerhalb von fünf Minuten waren der Spitzbart und die graue Perücke verschwunden, ebenso die braune Hose und der

schäbige Mantel. Er stopfte alles in die Einkaufstasche, die er aus dem Fenster in den Hof nach unten schmiss. Dort fing Benny sie auf und verschwand.

Zwei Minuten später verließ ein piekfeiner Londoner Geschäftsmann die Toilette. Das dünne schwarze Haar hatte er mit Pomade zurückgekämmt. Er war ungefähr fünf Zentimeter größer als der Amerikaner und trug eine goldene Brille, einen elegant geschnittenen, aber geliehenen Nadelstreifenanzug, ein Thomas-Pink-Hemd und eine Brigadeof-Guards-Krawatte. Langsam marschierte er an dem wartenden Mädchen vorbei.

“Verdammt gute Auktion, nicht wahr?” Er konnte es sich einfach nicht verkneifen. “Haben Sie gesehen, wie der Amerikaner sein Bild ersteigert hat?”

Er nickte zur Toilettentür und ging weiter. Das Mädchen starrte weiter auf die Tür.

Es dauerte eine Woche, bis die Mühlen zu mahlen begannen, doch dann verbreitete sich die Neuigkeit in Windeseile.

Nach wiederholten Anfragen war man zu der Erkenntnis gelangt, dass der Getty-Dynastie zwar viele Familienmitglieder angehörten, aber keines mit dem Namen Martin. Ein Gestüt in Kentucky besaß auch niemand in der Familie. Als die Geschichte die Runde machte, lachte die ganze Stadt über das Haus Darcy. Die besondere Zielscheibe des Spotts aber war Peregrine Slade.

Der unglückliche Vizevorsitzende versuchte dem überbotenen Jan de Hooft, der den alten Van Den Bosch vertrat, das Bild für eine Million anzubieten. Keine Chance.

“Ohne Ihren Betrüger hätte ich das Bild für hundertfünfzigtausend Pfund haben können”, erklärte ihm der holländische Händler am Telefon. “Zu der Summe bin ich bereit zu kaufen.”

“Ich werde mit dem Verkäufer sprechen”, sagte Slade.

Der Verkäufer war die Nachlassverwaltung eines kürzlich verstorbenen deutschen Adligen, eines während des Kriegs in Holland stationierten Panzeroffiziers der SS. Diese Tatsache hatte schon immer einen Schatten auf die Frage geworfen, wie er zu seiner Sammlung alter Holländer gekommen war. Der alte Graf jedoch behauptete sein Leben lang hartnäckig, er habe alle seine holländischen Meister vor dem Krieg erworben und konnte dies mit perfekt gefälschten Rechnungen beweisen. Und eins ist die Kunstwelt ganz sicher: flexibel.

Der Nachlass wurde von einer Stuttgarter Anwaltskanzlei verwaltet, mit der Peregrine Slade jetzt verhandeln musste. Ein wirklich aufgebrachter deutscher Anwalt ist selten ein angenehmer Anblick, und der über einsneunzig große Kanzleileiter Bernd Schliemann flößte schon Respekt ein, wenn er bester Laune war. Am selben Morgen hatte er erfahren, was mit dem Bild seines Klienten in London geschehen war. Slades Angebot von hundertfünfzigtausend Pfund gab ihm den Rest. Er explodierte.

“Nein”, brüllte er durchs Telefon. “Nein. Völlig ausgeschlossen. Ziehen Sie das Bild zurück.”

Peregrine Slade war natürlich kein Volltrottel. Schon als er von der leeren Toilette erfuhr, in die das Mädchen nach einer halben Stunde einen männlichen Kollegen geschickt hatte, hatte er Verdacht geschöpft. Das Mädchen konnte den einzigen Menschen, der die Toilette in dieser Zeit verlassen hatte, gut beschreiben. Doch damit hatten sie zwei völlig unterschiedliche Männer.

Charlie Dawson war verblüfft, als man ihn auf seine Rolle in der Geschichte ansprach. Er hatte keine Nachricht geschickt und den Namen Martin Getty noch nie gehört. Man zeigte ihm die E-Mail. Sie stammte eindeutig aus seiner Textverarbeitung, doch der Mann, der bei Darcy das gesamte System installiert hatte, räumte ein, dass ein echter Computerfreak diese Herkunft auch vortäuschen konnte.

Danach wusste Slade endgültig, dass ihm jemand ein Bein gestellt hatte. Aber wer? Und warum?

Er hatte gerade die Anweisung herausgegeben, sämtliche Computersysteme des Hauses Darcy so sicher wie Fort Knox zu machen, als er mit einer knappen Aufforderung ins Privatbüro des Herzogs von Gateshead zitiert wurde.

Seine Durchlaucht war vielleicht nicht so laut wie Herr Schliemann, dafür aber genauso wütend. Als Peregrine Slade auf sein "Herein" das Büro betrat, stand der Vorstandsvorsitzende mit dem Rücken zur Tür und schaute durch das Fenster auf die Dächer von Harrods, die nur fünfhundert Meter entfernt waren.

"Wir sind nicht glücklich über diese Geschichte, Perry", begann er. "Ganz und gar nicht glücklich. Zu den vielen Dingen im Leben, die uns nicht gefallen, gehört es, lächerlich gemacht zu werden."

Er drehte sich um und setzte sich an seinen Schreibtisch, wo er mit den Fingerspitzen auf das georgianische Mahagoni trommelte und sich leicht vorbeugte, um seinen Untergebenen aus hasserfüllten blauen Augen anzublicken.

"Da geht ein Mann in seinen Club und wird ausgelacht. In aller Öffentlichkeit. Was halten Sie davon, mein Lieber?"

Die freundliche Floskel blitzte auf wie ein Dolch in der Sonne.

"Sie werfen mir Inkompetenz vor?", fragte Slade.

"Sollte ich das nicht?"

"Es war Sabotage", erwiderte Slade und reichte ihm fünf Papierbögen. Der Herzog schaute ein wenig überrascht, zog seine Brille aus der Jacketttasche und überflog die Seiten.

Einer von ihnen war der gefälschte Brief von Charlie Dawson. Der zweite eine eidesstattliche Erklärung von Dawson, dass er diese Nachricht niemals verschickt habe, und der dritte eine Erklärung des besten Computerexperten der Stadt, die besagte, dass ein echtes

Computergenie so einen Brief fälschen und in Slades private E-Mail einschleusen könne.

Die Bögen vier und fünf stammten von zwei Mädchen, die am fraglichen Tag vor dem Auktionssaal saßen. Die eine beschrieb ausführlich, wie der angebliche Mann aus Kentucky sich vorgestellt hatte, und die andere, wie er verschwunden war.

“Haben Sie ein Idee, wer dieser Gauner sein könnte?“, fragte der Herzog.

“Noch nicht, aber ich habe vor, das herauszufinden.”

“Das sollten Sie, Perry. Und zwar sofort. Und wenn Sie ihn haben, sollten Sie dafür sorgen, dass er lange hinter Gitter kommt. Wenn das nicht möglich ist, schicken Sie ihm jemanden, der so mit ihm spricht, dass er sich sein Lebtag nicht mehr in unsere Nähe wagt. In der Zwischenzeit werde ich versuchen, den Vorstand zu beruhigen. Wieder einmal.”

Slade wollte schon gehen, als Seine Durchlaucht noch etwas hinzufügte.

“Erst die Sassetta-Affäre und nun dies. Wir brauchen jetzt schon etwas ziemlich Spektakuläres, um unseren Ruf wiederherzustellen. Halten Sie Augen und Ohren nach so einer Möglichkeit offen. Andernfalls und ohne Aufdeckung dieses Schwindels könnte der Vorstand eine kleine... ehm... Umstrukturierung erwägen. Das wäre alles, mein lieber Perry.”

Als Peregrine Slade das Zimmer verließ, hatte sich das nervöse Zucken unter seinem linken Auge, das sich immer bemerkbar machte, wenn er sehr angespannt war oder von starken Gefühlen überwältigt wurde, zu einem heftigen Flattern gesteigert.

Juni

Slade war nicht ganz so ahnungslos, wie er getan hatte. Irgendjemand hatte dem Hause Darcy bewusst beträchtlichen Schaden zugefügt. Warum? Um sich selbst zu bereichern? Doch das brachte keinerlei Vorteil, außer vielleicht der Tatsache, dass der Coorte jetzt in ein anderes Auktionshaus wanderte. Steckte also ein Konkurrent dahinter? Kaum vorstellbar.

Wenn Profit nicht das Motiv war, dann vielleicht Rache. Aber wer konnte so wütend auf ihn sein? Und wer kannte die Kunstszene gut genug, um zu wissen, dass ein Händler von Van Den Bosch im Saal sein würde, der dank seines Blankoschecks bereit war, den Coorte in so lächerliche Höhen zu treiben?

Er hatte bereits an Benny Evans gedacht, auf den beide Punkte zutrafen. Nur war dieser "Martin Getty", den er im Auktionssaal gesehen hatte, eindeutig nicht Benny Evans. Allerdings schien der Mann klare Anweisungen zu haben. Er hatte still auf seinem Platz gesessen, bis genau dieses Bild unter den Hammer kam. Handelte es sich also um mehrere Täter? Oder war er einfach nur gekauft worden? Oder stand jemand völlig anderes dahinter? Jemand, der eine alte Rechnung begleichen wollte?

Am zweiten Juni saß Peregrine Slade in einem Büro im Lincoln's Inn, einer der vier großen Londoner Anwaltsinnungen. Er hatte einen der angesehensten Anwälte Englands aufgesucht. Sir Sidney Avery legte die kurze Zusammenfassung des Falls auf seinen Schreibtisch und kniff die Augen zusammen.

"Verstehe ich Ihr Anliegen richtig? Sie wollen wissen, ob dieser Mann ein Verbrechen begangen hat, das kriminalrechtlich verfolgt werden kann?"

“Genau?”

“Er hat sich als eine Person ausgegeben, die es gar nicht gibt.”

“So war es.”

“Das ist leider nicht strafbar, es sei denn, er tat es in betrügerischer und gewinnstüchtiger Absicht.”

“Dieser Maskerade ging ein eindeutig gefälschter Brief voraus, ein Einführungsschreiben.”

“Ein Wink, genau genommen. Aber zugegebenermaßen gefälscht.”
Insgeheim amüsierte Sir Sidney sich köstlich über diese Gaunerei. Das war genau die Art Geschichte, die beim gemeinsamen Dinner der Anwaltsinnung gut ankam. Zur Schau trug er jedoch eine Miene, als sprächen sie über einen Massenmörder.

“Hat der Mann zu irgendeinem Zeitpunkt behauptet, ein Mitglied der berühmten reichen Getty-Familie zu sein?”

“Nicht direkt.”

“Sie haben das nur angenommen?”

“Ich fürchte, so war es.”

“Hat er zu irgendeinem Zeitpunkt versucht, dieses holländische Bild oder irgendein anderes mitzunehmen?”

“Nein.”

“Haben Sie eine Vermutung, wer hinter dieser Maske steckte?”

“Nein.”

“Gibt es vielleicht einen sehr verstimmtten ehemaligen Mitarbeiter, der sich die ganze Geschichte ausgedacht haben könnte?”

“Nur einen, aber der war nicht im Saal.”

“Sie haben diesen Mitarbeiter entlassen?”

“Ja.”

“Aus welchem Grund?”

Das Letzte, wovon Slade erzählen wollte, war der Sassetta-Schwindel.

“Inkompetenz.”

“War der Mann ein Computerfreak?”

“Nein. Er konnte kaum einen Computer bedienen. Aber er war eine wandelnde Enzyklopädie über die Alten Meister.”

Sir Sidney seufzte.

“Es tut mir leid, Sie entmutigen zu müssen, Sir, aber ich glaube nicht, dass sie damit vor Gericht Erfolg hätten. Die Beweislage ist einfach miserabel. Erst ist Ihr verkleideter Bursche ein grauhaariger Mann aus Kentucky mit Spitzbart, amerikanischem Akzent und schäbigem Mantel und im nächsten Moment ein strammer ehemaliger Gardeoffizier in Nadelstreifenanzug. Wen immer Sie auch verdächtigen, Sie haben keine Beweise. Oder hat er Fingerabdrücke hinterlassen? Eine deutlich lesbare Unterschrift?”

“Nur ein unleserliches Gekritzel.”

“Genau. Er wird alles abstreiten, und die Polizei hat nichts in der Hand. Ihre entlassene Enzyklopädie braucht nur zu behaupten, sie wisse gar nicht, wovon Sie reden. Es läuft immer wieder aufs Gleiche hinaus: nicht das geringste Beweismittel. Außerdem muss es im Hintergrund noch irgendeinen Computercrack geben. Es tut mir wirklich Leid.”

Er erhob sich und streckte die Hand aus.

“Ich an Ihrer Stelle würde die Sache vergessen.”

Doch Peregrine Slade hatte keinesfalls vor, irgendetwas zu vergessen. Als er in den gepflasterten Hof der Anwaltsinnung trat, fiel ihm ein Begriff ein, den Sir Sidney Avery benutzt hatte. Wo hatte er das Wort “Schauspieler” in letzter Zeit schon einmal gehört oder gelesen?

Als er wieder im Büro war, ließ er sich die Angaben über den ursprünglichen Verkäufer des Sassetta geben. Da stand es: Beruf, Schauspieler. Er engagierte ein Team aus Londons diskretester Privatdetektei. Sie waren zu zweit, beide ehemalige Detective Inspectors der Metropolitan Police. Für schnelle Ergebnisse hatte er ihnen das doppelte Honorar versprochen. Nach einer Woche meldeten sie sich bei ihm, konnten aber nur wenig Neues berichten.

“Wir haben den Verdächtigen Evans fünf Tage lang verfolgt. Er scheint ein unspektakuläres Leben zu führen und sucht gerade Arbeit. Einer unserer jüngeren Kollegen ist im Pub mit ihm ins Gespräch gekommen. Von der Geschichte mit dem holländischen Bild schien er noch nie gehört zu haben.

Er lebt noch immer unter der alten Adresse. Zusammen mit einer Punkerin: wasserstoffgebleichte Stachelfrisur und genug Metall im Gesicht, um einen Kreuzer zu versenken. Kaum der Typ, der über viel Computerwissen verfügt.”

Der Schauspieler hingegen scheint sich in Luft aufgelöst zu haben.”

“Wir leben im Jahr zweitausend”, protestierte Slade. “Da kann man sich nicht einfach in Luft auflösen.”

“Das haben wir auch gedacht”, erwiderte der Schnüffler. “Wir können jedes Bankkonto aufspüren, Kreditkarten, Autopapiere, Führerschein, Versicherungspolicen, die Nummer der Sozialversicherung – was Sie wollen. Eines der Papiere, und wir haben auch die aktuelle Adresse des Besitzers. Doch in diesem Fall: Fehlanzeige. Der Mann ist so arm, dass er auch keine Papiere besitzt.”

“Überhaupt nichts?”

“Gut, er bekommt Arbeitslosenhilfe, oder hat sie zumindest früher bekommen. Und die Adresse, die sie bei der Sozialversicherung haben, ist dieselbe, die Sie uns gegeben haben. Außerdem ist er

Mitglied der Schauspielergewerkschaft, ebenfalls unter dieser Adresse. Aber sonst? Seltsam, heutzutage sind doch die Daten von uns allen erfasst, nur nicht die von Mr. Trumpington Gore. Er ist einfach durch eine Lücke im System geschlüpft und verschwunden.”

“Die Adresse, die ich Ihnen gegeben habe. Waren Sie dort?”

“Natürlich, Sir. Gleich zu Anfang. Als Männer von der Gemeindeverwaltung, die wegen ausstehender Steuerschulden nachfragen wollten. Er ist einfach spurlos verschwunden. In der kleinen Wohnung lebt jetzt ein Pakistani, ein Minicarfahrer.”

Damit war für Slade das Ende einer sehr teuren Ermittlung erreicht. Er nahm an, dass der unsichtbare Schauspieler sich mit seinen fünftausend Pfund in der Tasche ins Ausland abgesetzt hatte. Dass passte zu allem, was die Privatdetektive über ihn herausgefunden – oder besser nicht herausgefunden – hatten.

In Wahrheit aber saß Trumpington Gore nur eine Meile von ihm entfernt zusammen mit Benny und Julie in einem Café an der Portobello Road. Die drei begannen sich Sorgen zu machen. Ihnen war klar geworden, wie viel Druck ein wütender Angehöriger der Oberschicht ausüben konnte, wenn er nur wohlhabend und einflussreich genug war.

“Slade muss uns auf den Fersen sein”, sagte Benny, während sie sich an drei Gläsern billigem Hauswein festhielten. “Vor ein paar Tagen bin ich im Pub angesprochen worden. Meine Güte, das stank ganz schön nach Privatdetektiv. Der Typ wollte unbedingt mit mir darüber reden, was bei der Darcy-Auktion passiert ist. Ich habe mich einfach dumm gestellt. Vermutlich hat er es mir abgenommen.”

“Mich haben zwei Typen verfolgt”, meinte Julie. “Abwechselnd. Ich konnte zwei Tage lang nicht zur Arbeit gehen. Aber ich glaube, jetzt haben sie aufgegeben.”

“Wie willst du das wissen?”, fragte Trumpy.

“Irgendwann habe ich mich zu dem Jüngeren umgedreht und ihn gefragt, ob ich ihm für zwanzig Mäuse einen blasen soll. Der ist davongeschossen wie ein Wiesel auf Rollschuhen. Danach waren sie vermutlich endgültig der Meinung, dass ich keine Ahnung von Computern haben kann. In der Computerszene geht kaum jemand anschaffen.”

“Ich befürchte, hinter mir waren sie auch her”, murmelte Trumpington Gore. “Zwei Privatschnüffler.” (Er sprach im Tonfall von Sir John Gielgud, so dass der Ausdruck etwas seltsam aus seinem Mund klang). “Sie haben mich in meiner bescheidenen Behausung aufgesucht. Behaupteten, sie kämen von der Gemeindeverwaltung. Zum Glück praktizierte ich gerade meine Kunst. Ich spielte einen pakistanischen Minicarfahrer. Aber vielleicht sollte ich besser umziehen.”

“Ganz abgesehen davon, geht uns das Geld aus, Trumpy. Meine Ersparnisse sind aufgebraucht, die Miete ist fällig und von dir will ich nichts mehr annehmen.”

“Mein lieber Junge, wir haben unseren Spaß gehabt. Die Rache war süß. Vielleicht sollten wir es dabei belassen.”

“Ja”, wandte Benny ein. “Nur, dass der Scheißkerl Slade, der meine Karriere zerstört und eine Million Pfund eingesackt hat, noch immer auf seinem Platz sitzt. Hört mal, ich weiß, das ist jetzt ein bisschen viel verlangt, aber ich habe eine Idee.”

Juli

Am ersten Juli erhielt der Chef der Abteilung für britische Moderne und viktorianische Malerei im Auktionshaus Darcy einen höflichen Brief, der offensichtlich von einem vierzehnjährigen Schüler stammte. Der Junge erklärte, dass er sich gerade auf seinen mittleren Schulabschluss vorbereite und sich besonders für die Präraffaeliten interessiere. Er wollte wissen, wo er sich am besten die Werke von Rossetti, Millais und Holman Hunt anschauen konnte.

Mr. Alan Leigh-Travers war ein höflicher Mensch und diktierte sofort einen Brief, in dem er alle Fragen des Schülers ausführlich beantwortete. Nachdem er getippt war, unterschrieb er ihn persönlich: Mit freundlichen Grüßen, Alan Leigh-Travers.

Das Colbert-Institut war ganz ohne Zweifel die renommierteste Einrichtung in ganz London für das Begutachten, Identifizieren und Zuschreiben von Kunstwerken. Im Keller des Instituts befand sich ein wissenschaftliches Labor mit einer Ehrfurcht gebietenden technischen Ausstattung. Es wurde von Professor Stephen Carpenter geleitet. Auch er erhielt einen Brief. Er kam von einer Studentin der Kunstgeschichte, die an ihrer Abschlussarbeit schrieb.

Die junge Dame führte aus, dass ihr Thema die großen Kunstfälschungen im 20. Jahrhundert seien. Dabei gehe es ihr vor allem um den entscheidenden Beitrag, den die Wissenschaft bei der Aufdeckung von Betrugereien geleistet habe.

Mr. Carpenter war es ein Vergnügen, der jungen Studentin zu antworten. Er schlug ihr vor, seine eigene Abhandlung zu genau diesem Thema zu lesen, die sie im Buchladen des Instituts erwerben könne. Auch er unterschrieb seinen Brief persönlich.

Am Siebten des Monats hatte Benny Evans zwei

Originalunterschriften und damit zwei Handschriftproben.

Julie Day wusste, dass ihr Chef einmal zu den berühmtesten und besten Computerhackern des Landes gehört hatte. Nach seiner Zeit im Knast war er dazu übergegangen, seine Fähigkeiten innerhalb des legalen Rahmens zu nutzen. Er entwickelte Schutzprogramme, die verhinderten, dass Hacker in die Systeme seiner Kunden eindringen.

Eines Tages fragte ihn Julie beim Lunch, ob er in der Zeit, als er Gast Ihrer Majestät war, jemals einem bestimmten Typ Fälscher über den Weg gelaufen sei. Er zuckte nur ratlos die Schultern und gab vor, niemanden aus diesem Gewerbe zu kennen. Aber der Mann hatte einen ganz eigenen Sinn für Humor und ein ausgezeichnetes Gedächtnis.

Drei Tage später fand Julie Day einen Zettel zwischen den Tasten ihres Bürocomputers. Darauf stand nur: Peter the Penman - Peter der Schreiber. Und eine Telefonnummer. Zwischen beiden fiel kein Wort mehr über diese Angelegenheit.

Am Zehnten des Monats betrat Trumpington Gore das Auktionshaus Darcy durch eine Hintertür. Es war eine selbstschließende Tür, die in den Ladehof führte und von außen nur über einen elektronischen Code geöffnet werden konnte. Doch da Benny diese Tür oft benutzt hatte, um in das billige Café zu gelangen, in dem er seine Mittagspause machte, konnte er sich noch an die Nummer erinnern.

Der Schauspieler trug einen Arbeitskittel mit dem Logo von Darcy auf der Brusttasche. Er sah genauso aus wie die anderen Dienstmänner und trug ein Ölgemälde unterm Arm. Es war um die Mittagsstunde.

Trumpy brauchte ungefähr zehn Minuten und mehrere Entschuldigungen, bis er ein leeres Büro fand, hineinging und die Tür hinter sich verriegelte. Dann durchstöberte er den Schreibtisch in dem

Raum. Als er das Haus auf demselben Weg wieder verließ, hatte er zwei Briefumschläge mit Darcy-Logo und zwei Papierbögen mit Darcy-Briefkopf in der Tasche.

Als Nächstes besuchte er als Tourist verkleidet das Colbert-Institut, um sich die Arbeitskittel anzusehen, die dort getragen wurden. Vier Stunden später tauchte er dann als Colbert-Dienstmann wieder auf und besorgte sich auch hier Briefumschläge und Papier. Kein Mensch schaute sich nach ihm um.

Bis Ende Juli hatte Peter the Penman für ein bescheidenes Honorar von einhundert Pfund zwei schöne Briefe und einen Laborbericht geschrieben.

Benny verbrachte einen Großteil des Monats damit, einen Mann aufzuspüren, von dem er vor Jahren einmal gehört hatte. In den Korridoren der Kunstwelt wurde der Name dieses Mannes nur mit Entsetzen geflüstert. Zu Bennys großer Erleichterung lebte der alte Herr noch und fristete ein kümmerliches Dasein in Golders Green. In der Geschichte der Kunstfälschungen aber stellte Colley Burnside so etwas wie eine Legende dar.

Vor vielen Jahren war er ein begabter junger Künstler gewesen, der sich in der Nachkriegsbohème von Muriel Belchers Colony Club bewegte und in den Künstlerlokalen am Queensway und den Ateliers von Bayswater verkehrte.

Er hatte sie alle persönlich gekannt: Freud, Bacon, Spencer, sogar den kleinen Hockney. Doch sie wurden berühmt und er nicht. Dann entdeckte er, dass er ein verbotenes Talent besaß. Wenn die Leute nicht seine eigenen Werke kaufen wollten, konnte er die von anderen schaffen.

Er studierte die Maltechniken vergangener Jahrhunderte, die Chemikalien in den Farben, das Eigelb in der Tempera und wie sich die Altersspuren von Jahrhunderten auch mit Tee und Wein herstellen

ließen. Vom Tee hatte er dann irgendwann die Finger gelassen, bloß beim Wein war er leider geblieben.

In seinen besten Zeiten hatte er den Unersättlichen und Gierigen über hundert Leinwände und Tafeln von Veronese bis Van Dyke geliefert. Und noch kurz bevor sie ihn erwischten, hieß es, er könne einem bis zum Lunch einen ziemlich guten Matisse malen.

Problematisch wurde es nach dem Lunch, und zwar wegen des “kleinen Freundes”, mit dem er es einnahm. Colleys große Liebe war von rubinroter Farbe, flüssig und wurde in den Hügeln von Bordeaux angebaut. Er flog auf, weil er etwas zu verkaufen versuchte, das er nach dem Lunch gemalt hatte.

Die wütende und blamierte Kunstwelt bestand darauf, ihn die ganze Kraft des Gesetzes spüren zu lassen. Colley wurde in ein großes graues Gebäude mit Gittern vor den Fenstern gebracht, wo ihn die Wärter und auch die harten Kerle wie einen lieben alten Onkel behandelten.

Es dauerte Jahre, bis sich herausstellte, wie viele Burnsides an den Wänden der Galerien hingen. Nachdem er ihnen alle verraten hatte, gestand man ihm einen deutlichen Strafnachlass zu. Als er den Knast verließ, geriet er in Vergessenheit und bestritt seinen kärglichen Lebensunterhalt mit dem Zeichnen von Touristen.

Benny hatte Trumpy mit zu dem alten Herrn genommen, weil er dachte, die beiden würden sich gut verstehen. Und genau so war es: Zwei verkannte Talente. Colley Burnside hörte ihnen zu und genoss dabei den Haut Medoc, den Benny ihm mitgebracht hatte. Eine willkommene Abwechslung zu dem chilenischen Merlot aus dem Tesco-Supermarkt, den er gewöhnlich trank.

“Ungeheuerlich, mein Junge, wirklich ungeheuerlich”, zischte er, nachdem Benny fertig war und Trumpy die Geschichte von dem Zwei-Millionen-Betrug bestätigt hatte. “Und mich haben sie einen

Betrüger genannt! Dabei habe ich in der Liga nie gespielt. Aber was die alten Tage angeht: Die Zeiten sind vorbei. Dafür bin ich zu alt.”

“Natürlich nur gegen ein Honorar”, meinte Trumpy.

“Ein Honorar?”

“Fünf Prozent”, sagte Benny.

“Fünf Prozent wovon?”

Benny beugte sich vor und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Colley Burnside's Triefaugen leuchteten auf. Er hatte die Vision von einem Chateau Lafitte, der im Licht des Kaminfeuers wie Granat glühte.

“Für dieses Honorar, mein Junge, male ich Ihnen ein Meisterwerk. Was sage ich, zwei Meisterwerke. Colleys letzter Streich. Meine Herren, sollen sie doch alle zur Hölle fahren.”

Es gibt Gemälde, die zwar extrem alt und auf Holztafeln gemalt sind, aber vom Zahn der Zeit so zerstört wurden, dass von der Originalfarbe kaum noch etwas übriggeblieben ist. Solche Bilder sind dann fast wertlos. Nur die alte Holztafel stellt noch einen geringen Wert dar, und so eine Holztafel erstand Benny, nachdem er über hundert Läden durchstöbert hatte, die sich zwar als Antiquitätengeschäfte ausgaben, in Wahrheit aber nur uralten Trödel verkauften.

Außerdem erwarb er für zehn Pfund ein viktorianisches Ölbild, das ungefähr aus derselben Zeit stammte und von ausnehmender Hässlichkeit war. Auf ihm waren zwei tote Fasane abgebildet, die an einem Haken hingen, und eine doppelläufige Schrotflinte, die gegen die Wand gelehnt stand. Das Bild trug den Titel: “Jagdbeute”. Colley Burnside würde keine Probleme haben, es zu kopieren, allerdings musste er sich anstrengen, es so völlig talentlos wie das Original hinzukriegen.

Am letzten Julitag betrat ein Schotte mit rotblondem Backenbart und einem ziemlich breiten Akzent die Niederlassung des

Auktionshauses Darcy in Bury St. Edmunds in der Grafschaft Suffolk. Obwohl es keine große Niederlassung war, war sie für drei Grafschaften in East Anglia zuständig.

“Hier mein Mädchen”, sagte er zu der Dame am Empfang, “habe ich ein außerordentlich wertvolles Kunstwerk. Mein eigener Großvater hat es vor über hundert Jahren gemalt.”

Mit großer Geste hielt er ihr die “Jagdbeute” hin. Die junge Frau war keine Expertin, doch selbst für sie sahen die Fasane so aus, als seien sie von einem Trecker überfahren worden.

“Möchten Sie es schätzen lassen, Sir?”

“Allerdings, das möchte ich.”

In der Niederlassung von Bury gab es keine Schätzer, denn Schätzungen wurden nur in London gemacht. Doch sie konnte das Werk entgegennehmen und sich die Angaben des Verkäufers notieren. Er willigte ein. Mr. Hamish McFee behauptete, aus Sudbury zu kommen, und es gab keinen Grund, ihm das nicht zu glauben. Die Adresse, die er nannte, war die eines kleinen Zeitungsgeschäftes in Sudbury, dessen Besitzer eingewilligt hatte, gegen eine Entschädigung von zehn Pfund pro Monat bis auf Widerruf die Post für Mr. McFee entgegenzunehmen und für ihn aufzubewahren. Mit dem nächsten Lieferwagen wurde der viktorianische Schinken nach London transportiert.

Bevor er das Büro verließ, vergewisserte sich Mr. McFee noch, dass der Geniestreich seines Großvaters die Lagernummer F 608 bekommen hatte.

August

Der August schwappte über das Londoner Westend wie ein Eimer voll Chloroform. Die Touristen gewannen die Oberhand, während diejenigen, die sonst in der Stadt lebten oder arbeiteten, das Weite suchten. Für die leitenden Angestellten des Hauses Darcy bedeutete "das Weite" eine Vielzahl exquisiter Ziele: Villen in der Toskana, Landhäuser in der Dordogne, Schweizer Chalets oder Yachten in der Karibik.

Mr. Alan Leigh-Travers war in seiner Freizeit ein passionierter Hochseesegler. In den britischen Virgin Islands hatte er eine eigene Ketch liegen, die, wenn er sie nicht nutzte, in einer kleinen Bootswerft hinter Trellis Island aufgebockt stand. Für seine drei Urlaubswochen hatte er einen großen Törn geplant, der in Richtung Süden bis Grenada führen sollte.

Peregrine Slade glaubte zwar dafür gesorgt zu haben, dass das Computersystem im Hause Darcy jetzt bombensicher war, doch leider irrte er. Der Experte, den er mit der Systemsicherung betraut hatte, installierte eines der Programme, das Julies Chef erfunden und entwickelt hatte. Julie selbst hatte geholfen, die letzten Details auszufeilen. Jemand, der ein System entwickelt hat, kann es auch umgehen. Genau das tat Julie. Benny brauchte sämtliche Urlaubslisten für den August, komplett mit Urlaubsort und der Adresse für Notfälle. Julie kopierte alles aus der Datenbank.

Benny wusste jetzt, dass Leigh-Travers in der Karibik segeln würde. Er hatte zwei Telefonnummern hinterlassen: seine weltweit gültige Handynummer und die Funkfrequenz seines Yachtradios. In beiden Nummern veränderte Julie nur eine Zahl. Obwohl er noch nichts von seinem Glück wusste, würde Mr. Leigh-Travers einen

wirklich ruhigen Urlaub ganz ohne Störungen erleben.

Am sechsten August stürmte der rotbärtige Schotte die Darcy-Niederlassung in London und verlangte sein Bild zurück. Niemand hatte etwas dagegen. Da er selbst die Lagernummer nennen konnte, hatte ein Dienstmann es innerhalb von zehn Minuten aus dem Keller geholt und ihm ausgehändigt.

Am Abend las Julie in der Computer-Datenbank, dass das Gemälde am einunddreißigsten Juli in der Niederlassung von Bury St. Edmunds abgegeben wurde, aber vom Besitzer bereits am sechsten August wieder abgeholt worden sei.

Den letzten Teil der Notiz veränderte sie. Dem neuen Eintrag zufolge war das Bild wie beauftragt von einem Lieferwagen des Colbert-Institut abgeholt worden. Am Zehnten des Monats verabschiedete sich Mr. Leigh-Travers, der von der "Jagdbeute" noch nie gehört, geschweige denn, sie gesehen hatte, in Richtung Heathrow und Miami. Von dort brachte ihn ein Anschlussflug nach St. Thomas und Beef Island, wo seine Ketch bereits auf ihn wartete.

Der Ehrenwerte Peregrine Slade gehörte zu den Menschen, die es vorzogen, im August nicht zu reisen. Seiner Meinung nach waren die überfüllten Straßen, die Flughäfen und Ferienorte ein Albtraum. Doch auch er blieb nicht in London, sondern zog sich auf seinen Landsitz in Hampshire zurück. Lady Eleanor wollte den Urlaub in der Villa von Freunden in Porto Ercole verbringen und würde bald abreisen. Dann hatte er den beheizten Swimmingpool, seine Ländereien und die wenigen, aber effizienten Angestellten ganz für sich allein. Auch seine Ferienadresse und Telefonnummer war auf der Urlaubsliste verzeichnet, so dass Benny wusste, wo er sich aufhielt.

Am achten August brach Slade nach Hampshire auf. Am elften erhielt er dort einen handgeschriebenen Brief, der in Heathrow abgeschickt worden war. Slade erkannte die Handschrift und die Unterschrift sofort. Es war die seines Kollegen Alan Leigh-Travers.

“Mein lieber Perry, ein paar eilige Zeilen aus der Abflugslounge. Im Stress der letzten Vorurlaubswochen, in denen ich noch alles für die Septemberauktion vorbereitet habe, vergaß ich, Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen.

Vor zehn Tagen reichte in unserer Niederlassung in Bury ein Unbekannter ein Bild ein, das er schätzen lassen wollte. Als es hier in London ankam, habe ich einen Blick darauf geworfen. Offen gestanden ist es ein ziemlich scheußliches spätviktorianisches Ölgemälde mit zwei toten Fasanen und einer Flinte. Eine absolute Pfuscherei, die ich normalerweise sofort zurückgeschickt hätte. Doch irgendetwas kam mir seltsam vor, so dass ich mich ausführlicher mit dem Bild beschäftigte.

Sie wissen bestimmt, dass die Spätviktorianer eigentlich nicht auf Holz malten, sondern fast immer auf Leinwand. Doch dieses Gemälde war auf Holz gemalt, und zwar auf eine Holztafel, die sicherlich schon damals mehrere Jahrhunderte alt war.

Ich habe solche Holztafeln schon öfter gesehen, meist in Sebs Abteilung. Doch diese Tafel war nicht aus Eiche, sondern sah eher nach Pappel aus, was mich endgültig neugierig machte. Schließlich kam mir der Gedanke, dass irgendein viktorianischer Vandalen ein wesentlich älteres Werk übermalt haben könnte.

Ich weiß, dass es nicht billig wird, und wenn wir damit nur unsere Zeit verschwenden, entschuldige ich mich schon jetzt vielmals dafür. Doch ich habe das Bild ins Colbert-Institut geschickt und Steve Carpenter gebeten, es zu inspizieren und röntgen zu lassen. Weil ich ab sofort nicht mehr da bin und auch Steve demnächst in Urlaub geht, habe ich ihn gebeten, seinen Bericht direkt nach Hampshire zu schicken.

Wir sehen uns Ende des Monats wieder, Alan.”

Peregrine Slade hatte es sich in einem Liegestuhl am Pool bequem

gemacht. Während er am ersten Pink Gin des Tages nippte, las er den Brief ein zweites Mal. Auch seine Neugierde war geweckt. Jahrhundertealte Pappel war von britischen Malern auch in Zeiten, als sie noch auf Holz malten, nie verwendet worden. In Nordeuropa benutzte man Eiche. Auf Pappel malten nur die Italiener. Der Durchmesser der Holztafel sagte auch etwas über ihr Alter aus. Man konnte es auf die einfache Formel "Je dicker, je älter" bringen, da man vor vielen Jahrhunderten noch nicht über die Sägetechniken verfügte, um dünne Tafeln zu schneiden.

Übermalungen von älteren Gemälden waren nichts Ungewöhnliches. Immer wieder hatte es in der Kunstgeschichte Fälle gegeben, in denen ein unbegabter Idiot ein viel wertvolleres älteres Bild überpinselt hatte.

Dank der modernen Technologie war man heute in der Lage, das Alter von winzigen Holzsplintern, Leinwandfetzen oder Farbresten zu bestimmen. Mehr noch, man konnte auch das Herkunftsland und manchmal sogar die Schule bestimmen. Um zu erkennen, was sich unter ihnen verbarg, wurden Übermalungen geröntgt.

Leigh-Travers hatte richtig entschieden. Man konnte nicht vorsichtig genug sein. Am nächsten Tag wollte Slade nach London fahren, um Marina einen exquisit schmerzreichen Besuch abzustatten. Vielleicht sollte er auch einen Blick ins Büro werfen und die Daten zu dem Bild überprüfen.

Die Daten bestätigten alles, was in dem Brief aus Heathrow stand. Ein gewisser Hamish McFee hatte in der Niederlassung von Bury ein viktorianisches Stillleben mit dem Titel "Jagdbeute" eingereicht. Es hatte die Lagernummer F 608 bekommen.

Den Lagerlisten entnahm Slade, dass das Ölgemälde am ersten August in London eintraf und am sechsten ins Colbert Institut gebracht wurde. Slade schaltete den Computer aus. Er würde mit Spannung den Bericht des legendären Stephen Carpenter abwarten,

den er nicht persönlich kannte.

Er sah auf seine Armbanduhr. Es war sechs Uhr abends in London oder ein Uhr mittags in der Karibik. Eine geschlagene Stunde lang versuchte er, Leigh-Travers über sein Handy oder den Funksender des Yachtradios zu erreichen, doch dauernd antwortete ein Fremder. Schließlich gab er es auf und ging zu seinem Rendezvous mit Marina.

Am achtzehnten August kam ein kleingewachsener Dienstmann im Arbeitskittel des Colbert-Instituts durch den Haupteingang des Auktionshauses Darcy und sprach am Empfangsschalter vor. Er hatte ein kleines Ölgemälde dabei, dass in schützende Luftblasenfolie gewickelt war.

“Morgen, mein Mädchen. Hier ist eine Sendung aus dem Colbert.”

Die junge Frau hinter dem Schreibtisch blickte ihn verständnislos an. Der Dienstmann fischte einen Lieferschein aus der Kitteltasche und las ihn vor.

“Darcy-Lagernummer F 608.”

Ihr Gesicht hellte sich auf. Jetzt hatte sie eine Nummer für den Computer auf dem Tisch hinter ihr.

“Moment, bitte.” Sie drehte sich um und konsultierte die Quelle aller Weisheit. Das Orakel beantwortete alle ihre Fragen. Sie erfuhr, dass das Objekt unter dieser Nummer auf Veranlassung des abwesenden Chefs der Abteilung für Britische Moderne und Viktorianische Kunst zur Untersuchung ins Colbert-Institut geschickt worden war. Jetzt wurde es wieder zurückgebracht. Sie rief einen der eigenen Dienstmänner herbei.

Innerhalb weniger Minuten hatte sie den Einlieferungsschein des Colbert-Mitarbeiters unterzeichnet, und das eingewickelte Gemälde stand wieder im Lagerraum.

“Wenn ich noch mehr Zeit in diesem Gebäude verbringe”, dachte

Trumpington Gore, als er wieder auf die glühend heiße Straße hinaus trat, "muss ich ihnen wohl langsam Miete zahlen."

Am zwanzigsten August traf der Bericht von Professor Stephen Carpenter auf Peregrine Slades Landsitz in Hampshire ein. Er wurde ihm gebracht, als er nach einem erfrischenden Bad im Pool bei einem späten Frühstück saß. Beim Lesen des Briefs wurden seine Eier kalt, und auf dem Kaffee bildete sich eine Haut.

"Lieber Mr. Slade", hieß es in dem Brief, "sicher wissen Sie mittlerweile, dass Alan Leigh-Travers mich vor Urlaubsbeginn gebeten hat, ein kleines, vermutlich spätviktorianisches Ölgemälde zu begutachten, das hier in England gemalt wurde.

Ich kann Ihnen versichern, dass sich dieser Auftrag zu einem der schwierigsten und letztendlich aufregendsten meines Berufslebens entwickelt hat.

Auf den ersten Blick schien das Bild mit dem Titel "Jagdbeute" von wirklich beeindruckender Hässlichkeit und ohne jeden Wert zu sein. Eine ungefähr hundert Jahre alte Schmiererei von einem völlig untalentierten Amateur. Alan war jedoch auf die Holztafel aufmerksam geworden, und darum habe auch ich mich zunächst mit der Tafel beschäftigt.

Ich habe sie aus dem viktorianischen Rahmen gelöst und genauer untersucht. Es handelt sich eindeutig um sehr altes Pappelholz. An den Rändern entdeckte ich Spuren von uraltem Harz oder Klebstoff, was darauf hindeutet, dass die Tafel wahrscheinlich einmal Teil eines viel größeren Werkes war. Es könnte sich um ein Altarbild handeln, von dem sie losgebrochen wurde.

Von der Rückseite der Tafel entnahm ich einen kleinen Holzsplitter und untersuchte ihn auf Alter und Herkunft. Sie wissen sicher, dass sich die Jahresringchronologie nicht auf Pappelholz anwenden lässt, da die Maserung dieses Baums nicht wie bei der Eiche Ringe hat, an

denen sich das Alter ablesen lässt. Doch die moderne Wissenschaft kann noch andere Tricks aus dem Ärmel schütteln.

So konnte ich nachweisen, dass dieses Holzstück mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit aus der Gegend zwischen Siena und Florenz kommt und von einem Baum stammt, der ungefähr im Jahr 1425 gefällt wurde. Weitere Untersuchungen unter dem Spektralmikroskop deckten kleine Kerben und Splitterungen auf, die von der verwendeten Bügelsäge verursacht wurden. Eine winzige Unregelmäßigkeit im Blatt der Säge hatte Spuren hinterlassen, die sich auch in anderen Holztafeln der Zeit und Gegend finden. Damit können wir beweisen, dass das Holz aus demselben Werk in der Toskana kommt, in dem damals die größten Meister der Epoche kauften.

Das viktorianische Gemälde mit den beiden toten Fasanen und der Schrotflinte wurde zweifelsohne über ein wesentlich älteres Werk gemalt. Ich habe eine winzige Spur der Ölfarbe entnommen, was sich mit bloßem Auge gar nicht erkennen lässt, und konnte nachweisen, dass sich unter der Ölschicht Temperafarbe befindet.

Für eine weitere Untersuchung unter dem Spektralmikroskop entnahm ich eine noch winzigere Spur der Temperafarbe. Ich entdeckte, dass sie aus genau der Mischung von Zutaten bestand, die viele Meister der Zeit benutzt haben. Schließlich habe ich das Gemälde geröntgt, um herauszufinden, was sich darunter befindet.

Es handelt sich um eine Temperamalerei. Wegen der grob und dick aufgetragenen Ölfarbe des anonymen Viktorianers konnte ich leider nicht sehr viel erkennen.

Im Hintergrund des Bildes ist eine Landschaft aus mehreren sanft geschwungenen Hügeln und einen Glockenturm zu erkennen, wie sie für die genannte Periode typisch ist. In der Bildmitte scheint ein Weg oder eine Wagenspur aus einem flachen Tal zu führen.

Im Vordergrund sieht man eine Figur, vermutlich aus der Bibel, die den Betrachter direkt anblickt.

Ich bin leider nicht in der Lage, den Künstler genau zu identifizieren, doch möglicherweise handelt es sich hier um ein verborgenes Meisterwerk, das aus der Zeit und dem engeren Umfeld von Cimabue, Duccio oder Giotto stammt.

Mit freundlichen Grüßen, Stephen Carpenter.”

Peregrine Slade saß wie vom Donner gerührt da. Der Brief lag vor ihm auf dem Tisch. Cimabue... Mein Gott. Duccio... Bei den Tränen des Erlösers. Giotto... O Hölle und Verdamnis.

Das nervöse Zucken unter seinem linken Auge begann wieder. Mit dem Zeigefinger versuchte er ihm Einhalt zu gebieten. Was sollte er jetzt tun?

Er musste an die beiden letzten Entdeckungen denken, die zu seinem Leidwesen beide Sothebys gelungen waren. Einer ihrer Schätzer hatte in der alten Waffenkammer eines Landguts an der Küste von Suffolk genau so eine Holztafel gefunden und darauf den Pinselstrich eines Meisters erkannt. Das Bild entpuppte sich als Cimabue, einer der seltensten von allen. Vor gar nicht allzu langer Zeit hatte ein anderer Angestellter von Sotheby's die Bestände von Castle Howard taxiert. Aus einer Mappe mit vergessenen und für wertlos gehaltenen Bildern hatte er das Porträt einer trauernden Frau gezogen, die den Kopf in den Händen vergrub. Der Schätzer ließ weitere Expertenurteile einholen. Das über dreihundert Jahre lang unbeachtete Bild erwies sich als echter Michelangelo. Der Wert betrug acht Millionen Pfund. Und jetzt sah es so aus, als hätte auch er ein Kunstwerk von unschätzbarem Wert, das sich unter zwei toten Fasanen verbarg.

Ein zweiter Schwindel zusammen mit Reggie Fanshawe war ausgeschlossen. Den jungen Assistenten Benny Evans loszuwerden

war nicht besonders schwer gewesen, aber Alan Leigh-Travers war ein anderes Kaliber. Der Vorstand würde Alan glauben, selbst wenn er sich keine Kopie des Briefs vom Flughafen gemacht hatte. Nein, mit Fanshawe konnte er nicht noch einmal gemeinsame Sache machen, so leichtgläubig war die Kunstwelt nun auch wieder nicht.

Doch er konnte und wollte etwas für seinen Namen und seinen Ruf tun und Darcy wieder zu einer der renommiertesten Auktionshäuser machen. Wenn ihm das keine sechsstellige Weihnachtsprämie einbrachte, was dann? Innerhalb einer Stunde hatte sich Peregrine Slade gewaschen und angekleidet und lenkte seinen Bentley Azure in Richtung London.

Im Lagerraum war niemand, so dass er ungestört nach dem Objekt mit der Nummer F 608 suchen konnte. Unter der Luftblasenfolie erkannte er die Umrisse von zwei toten Fasanen am Haken. Er nahm das Bild in sein Büro mit, um es sich dort genauer anzusehen.

Mein Gott, dachte er, als er es auswickelte, ist das scheußlich. Und trotzdem verbarg sich darunter... Natürlich stand überhaupt nicht zur Debatte, dass er es im Auktionssaal verkaufte, möglicherweise noch für eine unbedeutende Summe. Das Haus selbst musste das Bild erwerben und dann zufällig entdecken, was es damit auf sich hatte.

Das Problem war Professor Carpenter. Er war ein unbescholtener Mann und besaß bestimmt eine Kopie seines Schreibens. Sicher würde er empört protestieren, wenn ein armer Prolet wie der Originalbesitzer des Schinkens von einem gewissen Peregrine Slade übers Ohr gehauen wurde.

Andererseits hatte Carpenter ja nicht behauptet, dass es sich bei dem übermalten Bild um ein Meisterwerk handle, sondern nur, dass es möglich wäre. Es gab keine Regel, die einem Auktionshaus verbot, auch einmal ein Risiko einzugehen. Und Risiko war

gleichbedeutend mit Ungewissheit – es musste sich nicht zwangsläufig auszahlen. Wenn er also dem Besitzer einen fairen Preis anbot, bei dem man natürlich diese Ungewissheit berücksichtigen musste...

Er öffnete die Datei mit den Einträgen zu den Verkäufern und fand schließlich Mr. Hamish McFee aus Sudbury in Suffolk. Es war eine Adresse angegeben. Slade schrieb einen Brief, in dem er dem erbärmlichen McFee die Summe von fünfzigtausend Pfund für die "höchst interessante Komposition" seines Großvaters anbot. Um die Sache geheim zu halten, nannte er seine private Handynummer, frankierte den Brief selbst und gab ihn auch eigenhändig auf. Er war ziemlich zuversichtlich, dass der Dummkopf auf sein Angebot eingehen würde. Die Geldüberweisung nach Sudbury würde er ebenfalls persönlich übernehmen.

Zwei Tage später klingelte sein Telefon. Eine tief beleidigte Stimme mit breitem schottischen Akzent meldete sich.

"Mein Großvater war ein großer Künstler, Mr. Slade. Zu Lebzeiten wurde er nicht beachtet, doch so ist es schließlich auch van Gogh ergangen. Wenn die Welt sein Werk erst sieht, wird sie endlich sein Talent anerkennen. Ich kann ihr Angebot nicht annehmen, doch ich mache ihnen meinerseits eins: Das Werk meines Großvaters wird entweder in der nächsten Auktion für viktorianische Meister Anfang nächsten Monats angeboten, oder ich ziehe es zurück und bringe es zu Christie's."

Als Slade den Hörer auflegte, zitterte er. Van Gogh? War der Mann noch bei Verstand? Doch er hatte keine andere Wahl. Die Auktion für viktorianische Kunst war für den achten September angesetzt. Für einen Katalogeintrag war es schon zu spät, denn der befand sich längst im Druck und würde in zwei Tagen vorliegen. Er musste die beiden elenden Fasane als späten Beitrag aufnehmen, was ja nichts Ungewöhnliches war. Außerdem besaß er eine Kopie des Briefs an McFee und hatte ihre Unterhaltung am Telefon

aufgezeichnet. Das Angebot über fünfzigtausend Pfund musste Professor Carpenter mehr als zufrieden stellen, und der Vorstand von Darcy würde bei späterer Kritik voll und ganz hinter ihm stehen.

In der Auktion würde er das Gemälde “für das Haus” erstehen, was bedeutete, dass ein Bietender im Saal genau nach seinen Anweisungen handeln musste, aber nicht als Darcy-Mitarbeiter erkannt werden durfte. Er würde Bertram einsetzen, den ältesten Dienstmann, der kurz vor seiner Pensionierung stand und sich in seinen vierzig Arbeitsjahren bei Darcy als absolut loyal und völlig phantasielos erwiesen hatte. Doch immerhin konnte er Befehle ausführen.

Am anderen Ende der Leitung hatte Trumpington Gore ebenfalls den Hörer eingehängt und sich zu Benny umgedreht.

“Mein lieber Junge, ich hoffe, du weißt, was du da tust. Fünfzigtausend Pfund sind verdammt viel Geld.”

“Vertrau mir”, erwiderte Benny. Er klang zuversichtlicher, als er wirklich war. Stündlich betete er zu dem zynischen Gott der alten Meister, dass Slade zu habgierig sein würde, um den gnadenlos ehrlichen Professor Carpenter in seine Pläne einzubeziehen.

Gegen Ende des Monats waren alle leitenden Angestellten aus dem Urlaub zurück, und die Vorbereitungen für die erste große Auktion des Herbstes am achten September, in der viktorianische Meister unter den Hammer kommen sollten, liefen auf Hochtouren.

Peregrine Slade ließ über seine eigenen Pläne für diesen Tag nichts verlauten und war sehr erfreut, dass auch Alan Leigh-Travers vorbildliche Diskretion an den Tag legte und die ganze Geschichte mit keinem Wort erwähnte. Trotzdem blinzelte Slade ihm jedes Mal, wenn sie sich im Gang begegneten, verschwörerisch zu.

Leigh-Travers begann sich Sorgen zu machen. Schon immer war ihm der stellvertretende Vorstandsvorsitzende ein wenig halbseiden

vorgekommen. Er hatte gehört, dass Männer mittleren Alters, die mit einer freudlosen Ehe gestraft waren, dazu neigten, sich am anderen Ufer umzusehen. Als vierfacher Vater hoffte er nur, dass Slade nicht ausgerechnet ein Auge auf ihn geworfen hatte.

Am Morgen des achten September herrschte im Haus die für Auktionstage übliche aufgeregte und geschäftige Stimmung. Auf die Mitarbeiter der Kunstwelt wirkte so eine Auktion wie ein Adrenalinschub, der für alle Mühsal des Alltags und die unendlichen Sichtungungen von wertlosem Plunder entschädigte.

Slade hatte den ehrwürdigen Chefdienstmann Bertram gebeten, schon früh da zu sein, und ihn bis ins letzte Detail instruiert. Bertram stand schon über vierzig Jahre in Diensten des Hauses Darcy und hatte fünf verschiedene Besitzer kommen und gehen sehen. Als junger Mann war er nach dem Militärdienst in die Fußstapfen seines Vaters getreten. Er hatte sogar noch die Pensionsfeier des mittlerweile verstorbenen Mr. Darcy miterlebt, des letzten Vertreters der Darcy-Dynastie. Der war noch ein echter Gentleman gewesen und hatte auch noch den jüngsten Dienstmann zu seiner Party eingeladen. Doch solche Männer gab es jetzt nicht mehr.

Bertram war der Einzige im Haus, der noch immer einen Bowler zur Arbeit trug. In all den Jahren hatte er Gemälde im Wert von Billionen durch die Gänge getragen, ohne jemals eins mit dem Fuß auch nur berührt zu haben.

An diesem Tag saß er in seinem winzigen Büro und trank eine Tasse Tee nach der anderen. Sein Auftrag war einfach. In seinem blauen Anzug und mit einer Bieternummer in der Hand würde er im hinteren Teil des Auktionssaals sitzen und nur für ein einziges Werk bieten. Damit er es auf keinen Fall mit irgendeinem anderen Stillleben verwechselte, hatte man ihm die beiden verdreckten Fasane an ihrem Haken gezeigt. Ihm war eingeschärft worden, sich den Titel "Jagdbeute" gut zu merken. Mr. Slade würde ihn dann laut und

deutlich auf dem Podium ankündigen.

Um ganz sicher zu gehen, dass alles wie geplant lief, hatte Slade ihn außerdem noch angewiesen, auf sein Gesicht zu achten. Wenn er bieten sollte und aus irgendeinem Grund zögerte, würde Slade ihm mit dem linken Auge zublinzeln. Das Signal für das alte Faktotum, die Bieternummer hochzuhalten. Bertram trank noch eine Tasse Tee und leerte dann zum vierten Mal seine Blase. Sicher wollte Slade nicht, dass sein Handlanger im entscheidenden Moment auf die Toilette verschwand.

Alan Leigh-Travers hatte eine ansehnliche Auswahl von Bildern zusammengestellt. Die Stars der Show waren zwei Präraffaeliten, ein Millais aus dem Nachlass eines kürzlich verstorbenen Sammlers und ein Holman Hunt, den man schon seit Jahren nicht mehr in der Öffentlichkeit gesehen hatte. Dann folgten zwei Pferdebilder von John Frederick Herring und ein Segelschiff in stürmischer See von James Carmichael.

Die Auktion begann um Punkt zehn Uhr. Es wurde munter geboten, und der Saal war so voll, dass einige Besucher sogar an die hintere Wand gelehnt standen. Slade besaß drei Stillleben in Öl, auf denen Wild und Waffen zu sehen waren, und er hatte beschlossen, das schottische Gemälde in diese Serie mit aufzunehmen. Das würde niemanden überraschen und die ganze Geschichte wäre in wenigen Minuten vorbei. Als er die Versammelten begrüßte, war er bester Stimmung.

Alles lief hervorragend. Hinten im Saal saß Bertram und startete mit der Bieternummer im Schoß vor sich hin. Noch hatte er das Zauberwort "Jagdbeute" nicht gehört.

Auf dem Podium versprühte Peregrine Slade gute Laune, ja sogar Jovialität, denn die Lose wechselten alle für die Höchstattaxe oder mehr den Verkäufer. Die meisten der Bietenden kannte er vom Sehen, doch es gab ungefähr ein Dutzend Besucher, die ihm

unbekannt waren. Manchmal leuchteten im Licht der Scheinwerfer die dicken Gläser der Brille eines Mannes auf, der in einen dunklen Anzug gekleidet in der drittletzten Reihe saß.

In einer kurzen Pause, während ein Bild aus dem Saal getragen und das nächste auf die Staffelei gestellt wurde, winkte Slade eine der Assistentinnen im Saal zu sich. Er flüsterte ihr etwas zu.

“Wer ist der Japaner in der drittletzten Reihe auf der linken Seite?” Das Mädchen verschwand.

Als das nächste Bild gewechselt wurde, kam sie wieder und drückte ihm einen kleinen Zettel in die Hand. Er nickte ihr dankbar zu und las ihn.

“Mr. Yosuihiro Yamamoto von der Osaka-Galerie in Tokio und Osaka. Er hat eine Bonität über eine Billion Yen vorgewiesen, ausgestellt von der Bank von Tokio.”

Slade strahlte. Der Japaner konnte also zwei Millionen Pfund ausgeben. Wunderbar. Er war sich sicher, den Namen Yamamoto schon einmal gehört oder gelesen zu haben. Und das hatte er auch, denn es war der Name des Admirals, der Pearl Harbor bombardierte. Nur konnte Slade nicht ahnen, dass dieser Namensvetter ihn ähnlicher Mission nach Knightsbridge gekommen war, genauso wenig wie er wusste, dass die Bonität der Bank von Tokio eine von Julie Days Computerkreationen war.

Zu Beginn der Auktion bot Mr. Yamamoto mehrmals für Lose mit, blieb aber nie lange genug dabei und gab anderen den Vortritt, bevor ein Gemälde den Zuschlag erhielt. Trotzdem hatte er sich hinter seinen undurchdringlichen Gläsern bereits als Bieter mit ernsthaften Absichten zu erkennen gegeben.

Jetzt wurde das erste der vier Stillleben aufgerufen. Die drei im Katalog aufgeführten Bilder stammten allesamt von eher unbedeutenden Künstlern und bekamen für Summen zwischen fünf-

und zehntausend Pfund den Zuschlag. Als das dritte von ihnen seinen Käufer gefunden hatte, sagte Slade mit verschmitztem Humor: Wir haben hier noch ein viertes Stillleben, das nicht in Ihren Katalogen verzeichnet ist, weil es uns zu spät eingereicht wurde. Ein charmantes kleines Stück von Collum McFee, einem Künstler aus den Highlands.”

Colley Burnside hatte der Versuchung nicht widerstehen können, wenigstens einen Teil seines Vornamens in den Künstlernamen einzubauen. Es war die einzige öffentliche Anerkennung, die ihm für dieses Werk widerfahren sollte.

“Es trägt den Titel ‚Die Jagdbeute‘”, sagte Slade langsam und deutlich. “Was wird mir geboten? Höre ich eintausend?”

Bertram hielt seine Nummer hoch.

“Eintausend aus den hinteren Reihen. Höre ich mehr?”

Eine weitere Nummer schoss hoch. Der Mann musste kurzsichtig sein. Die übrigen Bietenden, Kunsthändler, Sammler, Agenten und Galeriebesitzer, starteten das Bild ungläubig an.

“Zweitausend Pfund gegen Sie, Sir”, sagte Slade und starrte Bertram an. Er ließ sein linkes Augenlid eine Idee sinken. Bertram hielt seine Nummer hoch.

“Dreitausend Pfund”, sagte Slade. “Höre ich viertausend?”

Im Saal wurde es still. Dann nickte der Japaner. Slade war verwirrt. Er konnte das dichte schwarze, von grauen Strähnen durchzogene Haar sehen, doch die Mandelaugen verbargen sich hinter den flaschendicken Gläsern der Brille.

“War das ein Gebot, Sir?”

“Hai”, sagte Mr. Yamamoto und nickte erneut. Seine Stimme klang wie die von Toshiro Mifune in “Shogun”.

“Wenn Sie so gütig wären, ihre Bieternummer hochzuhalten,

Yamamotosan", sagte Slade. Er bildete sich etwas darauf ein, auch einen Japaner in seiner Muttersprache anreden zu können. Der Mann aus Tokio erwiderte deutlich: "Ah, so", und hob seine Karte hoch.

"Viertausend Pfund", sagte Slade. Seine Haltung war nach wie vor perfekt, obwohl er niemals erwartet hätte, dass jemand den gleichmütigen Bertram überbieten würde. Auf das richtige Stichwort hin hielt dieser wieder seine Bieternummer hoch.

Die allgemeine Verblüffung im Saal war nichts im Vergleich zu den Gefühlen von Alan Leigh-Travers, der an der Wand im hinteren Saalende lehnte. Er hatte die "Jagdbeute" noch nie gesehen und auch nichts über sie gehört. Andernfalls hätte sie schon am nächsten Tag die Heimreise nach Suffolk angetreten. Warum hatte Slade ihm gegenüber nicht erwähnt, dass er lange nach Redaktionsschluss des Katalogs noch ein weiteres Los in die Auktion aufnehmen wollte? Und wer war dieser McFee? Er hatte noch nie von ihm gehört. Vielleicht war es ja der Ahne von irgendeinem Jagdkameraden Slades. Wer auch immer, sie waren jetzt bereits bei fünftausend Pfund. Aber warum, wusste nur Gott allein. Fünftausend waren ein anständiger Preis, und für diese Schmiererei ein wahres Wunder. Immerhin würde die Kommission dafür sorgen, dass den Abteilungsleitern in nächster Zeit der Bordeaux nicht ausging.

Nach dreißig weiteren Minuten aber war es um die Gleichmut von Alan Leigh-Travers geschehen. Der japanische Galeriebesitzer, von dem er nur den Rücken und den Hinterkopf sah, hörte nicht auf zu nicken und "Hai" zu sagen. Und irgendwo außerhalb seiner Sichtweite saß hinter einer Säule jemand, der den Preis ebenfalls in die Höhe trieb. Was, zum Teufel, ging hier vor? Bei dem Bild handelte es sich eindeutig um eine völlig talentlose, grauenvolle Schmiererei, das konnte doch jeder sehen! Im Saal war es jetzt totenstill geworden. Der Preis hatte die Fünffzigtausend-Pfund-Marke überschritten.

Langsam schob sich Leigh-Travers an der hinteren Wand entlang, bis er an die Säule kam und um sie herumschauen konnte. Beinahe wäre ihm das Herz stehengeblieben. Der mysteriöse Bieter war Bertram! Das konnte nur bedeuten, dass Slade für das Haus kaufte.

Mit aschfahlem Gesicht gelang es Leigh-Travers, Augenkontakt mit Slade aufzunehmen. Slade grinste ihn an und klimperte ihm wieder kokett zu. Das reichte. Jetzt wusste er, dass der stellvertretende Vorsitzende verrückt geworden war. Leigh-Travers eilte aus dem Saal und an den Tisch vor der Tür, wo die Mädchen mit den Bieternummern saßen, schnappte sich ein Telefon und rief den Vorstand an. Von der Vorzimmerdame Phyllis ließ er sich als dringenden Notfall durchstellen.

Als er wieder zurück im Auktionssaal war, hatten die Bietenden hunderttausend Pfund überschritten. Mr. Yamamoto zeigte jedoch noch keine Müdigkeitserscheinungen. Slade ging jetzt in Schritten von zehntausend Pfund weiter und war nicht mehr ganz so gelassen.

Nur er allein wusste, dass sich hinter den beiden Fasanen Millionen von Pfund verbargen, was sollten also diese Gebote des Japaners? Ob er etwas wusste? Das war unmöglich, schließlich kam das Bild direkt aus Bury St. Edmunds. Oder hatte Professor Carpenter irgendwo im Fernen Osten geplaudert? Genauso unmöglich. Vielleicht gefiel Yamamoto das Bild einfach. Ob er so wenig Geschmack hatte und glaubte, die Reichen und Mächtigen Tokios und Osakas würden ihm in seiner Galerie die Türen einrennen, um diesen Schinken zu kaufen?

Etwas war schief gelaufen, aber was? Er musste die Gebote des Japaners annehmen, schließlich befanden sie sich in einem Auktionssaal, aber ihm blieb nichts anderes übrig, als auch Bertram weitermachen zu lassen. Er wollte das Bild nicht an Japan verlieren.

Den restlichen Auktionsbesuchern war längst aufgefallen, dass hier etwas äußerst Eigenartiges vor sich ging. Noch nie hatten sie

Vergleichbares erlebt. Auf der Staffelei stand eine scheußliche Schmiererei, wie man sie normalerweise auf Flohmärkten fand, und zwei Bieter trieben den Preis in astronomische Höhen. Der eine war ein komischer alter Kauz mit Walrossschnäuzer, der andere ein unnachgiebiger Samurai. "Insiderinformationen" war das erste, das jedem der Zuschauer dazu einfel.

Sie alle wussten, dass in der Kunstwelt harte Sitten herrschten. Es wurden Tricks angewendet, mit denen verglichen ein korsischer Messerstecher wie ein Vikar wirkte. Alle alten Hasen im Saal erinnerten sich an die wahre Geschichte von den beiden Händlern, die eine armselige Versteigerung in einem heruntergekommenen alten Gutshaus besuchten. In einem Treppenhaus entdeckten sie ein Stilleben, auf dem ein toter Hase zu sehen war. Es war noch nicht einmal in die Versteigerung aufgenommen worden. Der tote Hase erwies sich später als das letzte noch verzeichnete Werk von Rembrandt. Doch sicherlich hatte der gute alte Harmenszoon nicht halb gelähmt auf dem Totenbett noch diese fürchterlichen Fasane verbrochen. Unmöglich. Und so schauten und schauten sie, suchten nach den Spuren des verborgenen Talents, fanden aber nichts. Die Versteigerung ging weiter.

Bei zweihunderttausend Pfund gab es im Haupteingang eine Störung. Die Leute machten Platz, um die imposante Gestalt des Herzogs von Gateshead vorbeizulassen. Wie ein Kondor, der es auf ein Stück Lebendbeute abgesehen hatte, lauerte er an der Hinterwand, jederzeit bereit, sich auf sein Opfer zu stürzen.

Bei zweihundertvierzigtausend Pfund begann Slades Selbstkontrolle zu bröckeln. Schweißperlen standen ihm auf der Stirn und spiegelten das grelle Licht. Seine Stimme war um mehrere Oktaven gestiegen. Ein Teil von ihm schrie danach, dieser Farce ein Ende zu bereiten, doch er konnte nicht. Sein sorgfältig geschriebenes Drehbuch war völlig außer Kontrolle geraten.

Bei einer Viertelmillion begann das Zucken an seinem linken Augen schlimmer zu werden. Bertram am anderen Ende des Saals registrierte dieses unaufhörliche Zwinkern und hörte nicht auf zu bieten. Mittlerweile wollte auch Slade aussteigen, doch Bertram befolgte treu seine Anweisungen: Ein Zwinkern, ein Gebot.

“Gegen Sie, Sir”, kreischte er die dicke Brille aus Tokio an. Eine lange Pause trat ein. Slade betete, dass der Albtraum endlich ein Ende haben mochte, da sagte Mr. Yamamoto klar und deutlich “Hai.” Slades linkes Auge flackerte jetzt wie das Blinklicht eines Rettungswagens, so dass Bertram erneut seine Bieternummer hochhielt.

Bei dreihunderttausend flüsterte ein aufgebrachtster Leigh-Travers dem Herzog etwas ins Ohr, und der Kondor begann sich die Wand entlang auf seinen Untergebenen Bertram zuzuschieben. Im Saal war es totenstill, und alle Augen ruhten auf dem Japaner. Der erhob sich plötzlich, warf seine Bieternummer auf den Stuhl, verbeugte sich förmlich vor Peregrine Slade und ging zur Tür. Die Menge im Saal teilte sich wie das Rote Meer für Moses.

“Zum ersten”, sagte Slade mit zitternder Stimme, “zum zweiten...”

Sein Hammer klopfte aufs Holz, und im Saal brach die Hölle los. Wie immer, wenn eine unerträgliche Spannung sich auflöst, wollte jeder etwas zu seinem Nachbarn sagen. Slade gewann seine Fassung zurück, wischte sich die Stirn ab und übergab den Rest der Auktion an Leigh-Travers. Dann stieg er vom Podium.

Bertram, der endlich von seiner Pflicht befreit war, braute sich in seinem winzigen Büro einen Tee.

Der Herzog neigte den Kopf zu seinem stellvertretenden Vorsitzenden und zischte ihm etwas ins Ohr.

“In meinem Büro. In fünf Minuten, bitte.”

“Peregrine”, hob er an, als sie dort allein waren. Nicht mehr

“Perry” oder “altes Haus”. Selbst der Anschein von Liebenswürdigkeit war verschwunden.

“Darf ich mir die Frage erlauben, was zum Teufel Sie da unten gemacht haben?”

“Eine Auktion geleitet.”

“Halten Sie mich nicht zum Narren, Sir. Ich will wissen, was es mit diesem scheußlichen Bild mit den zwei Fasanen auf sich hatte. Das war doch völlig wertlos.”

“Auf den ersten Blick.”

“Sie haben ihn gekauft. Für das Haus. Warum?”

Aus seiner Brusttasche zog Slade einen zweiseitigen Brief und den Bericht von Professor Carpenter aus dem Colbert.

“Ich hoffe, dies hier erklärt alles. Ich hätte gewiss nicht mehr als fünftausend Pfund zahlen müssen, wenn dieser Japaner nicht gewesen wäre.”

Der Herzog von Gateshead las den Brief sorgfältig im Sonnenlicht, das durchs Fenster fiel, und sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Seine Ahnen hatten auf ihrem Weg zu Macht und Einfluss gemordet und geplündert, und wie bei Benny Evans setzten sich die alten Gene immer wieder durch.

“Das sieht schon anders aus, altes Haus, vollkommen anders. Wer weiß noch davon?”

“Niemand. Der Bericht ist letzten Monat bei mir zu Hause eingetroffen, und ich habe keiner Menschenseele davon erzählt. Also nur Stephen Carpenter, jetzt Sie und ich. Das sind alle. Je weniger, je besser, habe ich gedacht.”

“Und der Besitzer?”

“Irgendein dummer Schotte. Um uns abzusichern, habe ich ihm fünfzigtausend Pfund angeboten, doch der Narr hat abgelehnt. Ich

habe eine Kopie meines Briefs und einen Mitschnitt seines Anrufs, in dem er mein Angebot ablehnte. Natürlich wünsche ich mir jetzt, er hätte es angenommen. Doch mit diesem verrückten Japaner heute Morgen konnte ich wirklich nicht rechnen. Der hätte uns das Bild beinahe abgenommen.”

Der Herzog dachte einen Moment lang nach. Eine Fliege summte am Fenstersims, und in der Stille klang sie laut wie eine Kettensäge.

“Cimabue”, murmelte er. “Duccio. Meine Güte, so etwas hatten wir schon seit Jahren nicht mehr im Haus. Sieben, acht Millionen? Sehen Sie zu, dass Sie sofort alles mit dem Besitzer regeln. Sie haben mein Einverständnis. Wen wollen Sie mit der Restauration beauftragen? Das Colbert?”

“Das Colbert ist ein sehr großes Institut mit vielen Angestellten. Die Leute werden zu reden beginnen. Ich würde mich lieber an Edward Hargreaves wenden. Er gehört zu den besten Restauratoren der Welt, arbeitet allein und ist verschwiegen wie ein Grab.”

“Gute Idee. Legen Sie los, und geben Sie mir Bescheid, sobald die Restauration abgeschlossen ist.”

Edward Hargreaves arbeitete tatsächlich allein. Er war ein wortkarger Eigenbrötler mit einem Privatstudio in Hammersmith. In der Restauration von beschädigten oder übermalten Alten Meistern jedoch konnte ihm niemand das Wasser reichen.

Er las den Bericht von Carpenter und hätte gern mit dem Professor Kontakt aufgenommen, um sich mit ihm zu besprechen. Doch er musste damit rechnen, dass der Chefrestaurator des Colbert tief beleidigt reagieren würde, wenn er erfuhr, dass jemand anderes den faszinierenden Auftrag bekommen hatte. Das war nur menschlich. Hargreaves beschloss also, die Sache für sich zu behalten. Doch er kannte das Briefpapier des Colbert und die Unterschrift des Professors und konnte dessen Bericht als Basis für seine eigenen

Untersuchungen verwenden. Als der stellvertretende Vorstand des Hauses Darcy das schottische Stilleben persönlich bei ihm ablieferte, sagte er ihm, er werde in zwei Wochen fertig sein.

Er stellte das Bild auf eine Staffelei am Nordfenster und starrte es zwei Tage lang einfach an. Die dicke viktorianische Ölschicht würde er mit äußerster Sorgfalt abtragen müssen, um das Meisterwerk darunter nicht zu beschädigen. Am dritten Tag machte er sich an die Arbeit.

Zwei Wochen später nahm Peregrine Slade seinen Anruf entgegen.

“Und, mein lieber Edward?”

“Ich bin fertig. Das Bild unter dem Stilleben ist jetzt ganz freigelegt.”

“Und die Farben? Sind sie so frisch wie an dem Tag, als das Bild gemalt wurde?”

“Zweifelsohne”, sagte die Stimme im Telefon.

“Ich schicke Ihnen einen Wagen.”

“Vielleicht sollte ich Ihnen das Gemälde lieber persönlich bringen”, sagte Hargreaves vorsichtig.

“Wunderbar”, strahlte Slade. “Mein Bentley steht in einer halben Stunde vor ihrer Tür.”

Er rief den Herzog von Gateshead an.

“Hervorragende Arbeit”, sagte dieser. “Lassen Sie uns die Wiederentdeckung feiern. In meinem Büro, um zwölf Uhr.”

Um fünf vor zwölf stellte ein Dienstmann eine Staffelei im Büro des Vorstands auf und ging wieder. Um Punkt zwölf betrat Edward Hargreaves in Begleitung von Peregrine Slade das Zimmer. Er trug ein in ein weiches Tuch gehülltes Tempera-auf-Holz-Gemälde unter dem Arm und stellte es auf die Stafflei.

Der Herzog hatte eine Flasche Dom Perignon geöffnet und bot

jedem Gast ein Glas an. Slade nahm es an, Hargreaves lehnte ab.

“Nun”, strahlte der Herzog, “was haben wir hier? Einen Duccio?”

“Ehm, diesmal nicht.”

“Überraschen Sie mich”, sagte Slade. “Einen Cimabue?”

“Nicht ganz.”

“Ich kann es nicht mehr erwarten”, drängte der Herzog. “Also los, lüften Sie das Tuch.”

Hargreaves gehorchte. Das Gemälde entsprach tatsächlich den Beschreibungen des Briefs aus dem Colbert. Es war wunderschön und ganz im Stil der italienischen Frührenaissance ausgeführt.

Den Hintergrund stellte eine mittelalterliche Landschaft dar. Sanft geschwungene Hügel und in der Ferne ein alter Glockenturm. Im Vordergrund des Bildes befand sich das einzige Lebewesen. Ein Esel, ein typisch biblischer Esel, der den Betrachter dumpf anstarrte.

Sein langes Organ hing schlaff fast bis zum Boden, als wäre vor nicht allzu langer Zeit kräftig daran gezogen worden.

In der Bildmitte war tatsächlich ein Tal zu sehen, durch das eine Wagenspur verlief. Auf dieser Spur fuhr ein Fahrzeug aus dem Tal heraus. Es war ein kleiner, aber deutlich zu erkennender Mercedes-Benz.

Hargreaves fixierte einen imaginären Punkt in der Ferne. Slade glaubte, auf der Stelle von einem tödlichen Herzanfall dahingerafft zu werden, dann hoffte er es, dann befürchtete er, dieser Fall könne nicht eintreten.

Im Inneren des Herzogs von Gateshead kämpften fünf Jahrhunderte vornehmer Herkunft und Erziehung um Kontrolle. Die gute Erziehung trug schließlich den Sieg davon, und er stolzierte ohne ein Wort zu verlieren aus dem Zimmer.

Eine Stunde später verließ der Ehrenwerte Peregrine Slade das

Gebäude. Es sollte sich um eine dauerhafte Abwesenheit handeln.

Epilog

In den letzten Septemberwochen überstürzten sich die Ereignisse.

Nachdem man täglich telefonisch bei ihm angefragt hatte, bestätigte der Zeitschriftenhändler in Sudbury, dass für Mr. McFee ein zweiter Brief mit dem Stempel des Auktionshauses eingetroffen war. Als rotbärtiger Schotte verkleidet fuhr Trumpy mit dem Zug nach Sudbury, um auch diesen Brief abzuholen. Der Umschlag enthielt einen Scheck aus dem Hause Darcy über zweihundertfünfundsechzigtausend Pfund.

Mit Hilfe einiger wunderschön gestalteter E-Dokumente von Julie eröffnete Trumpy bei der Barclays Bank in St. Peter Port auf der Kanalinsel Guernsey ein Konto. Es war einer der letzten steuerfreien Häfen Großbritanniens. Nachdem er den Scheck eingereicht hatte und die Summe seinem Konto gutgeschrieben war, flog er selbst auf die Insel und eröffnete bei der Royal Bank von Canada, die sich nur ein paar Schritte die Straße entlang befand, ein weiteres Konto auf den Namen Trumpington Gore. Dann ging er zur Barclays Bank und überwies die Summe vom Konto des Mr. Hamish McFee auf das Konto von Mr. Gore in derselben Straße. Auch wenn der leitende Angestellte bei Barclays sich ein wenig wunderte, wie schnell das Konto eröffnet und wieder gekündigt wurde, machte er keine Schwierigkeiten.

Bei den Kanadiern, die sich um britische Steuergesetze herzlich wenig scherten, ließ Trumpy sich zwei Bankschecks ausstellen.

Den einen über die Summe von dreizehntausendzweihundertfünfzig Pfund auf den Namen Colley Burnside, der seinen Lebensabend

zufrieden in einem Meer aus gutem Bordeaux treibend verbringen würde.

Für sich selbst hob Trumpy tausendsiebenhundertfünfzig Pfund Bargeld als Taschengeld ab. Der zweite Scheck über die Summe von hundertfünfzigtausend Pfund war für Benny Evans und Julie Day. Die restlichen hunderttausend Pfund legten die hilfsbereiten Kanadier gern so an, dass die Zinsen ihm für den Rest seines Lebens eine monatliche Rente von ungefähr tausend Pfund einbrachten.

Benny und Julie heirateten und zogen in Bennys Heimat Lancashire, wo er eine kleine Kunstgalerie eröffnete und sie als freischaffende Programmiererin arbeitete. Nach einem Jahr war ihr peroxydgebleichtes Haar ausgewachsen und das Metall aus ihrem Gesicht verschwunden. Dafür war sie die stolze Mutter von Zwillingssöhnen.

Als Trumpy von den Kanalinseln zurück nach Hause kam, fand er einen Brief der Produktionsfirma EON vor. Darin hieß es, Pierce Brosnan, mit dem zusammen er in einer winzigen Rolle in "Golden Eye" vor der Kamera gestanden hatte, habe den Wunsch geäußert, man solle ihm im nächsten Bondfilm eine größere Rolle geben.

Irgendjemand spielte Charlie Dawson ein paar Informationen zu, und zusammen mit dem amüsierten Professor Carpenter deckte er den Kunstskandal des Jahrzehnts auf.

Die Polizei sucht immer noch nach Hamish McFee und Mr. Yamamoto, doch bei Scotland Yard macht man sich wenig Hoffnungen.

Marina verkaufte ihre Memoiren an die *News of the World*, woraufhin Lady Eleanor sofort eine längere Unterredung mit Fiona Shackleton hatte, Londons bester Scheidungsanwältin. Man einigte sich auf eine Abfindung, die es dem Ehrenwerten Peregrine erlaubte, seine Manschettenknöpfe zu behalten.

Er verließ London, und das Letzte, was man von ihm hörte, war, dass er eine Bar in Antigua betrieb. Der Herzog von Gateshead muss sich auch heute noch seine Drinks bei White's selbst kaufen.